813

~~2183~~
1732

Le (b) 108 (3

1732

Französische Classiker.

Neue,

correcte und wohlfeilste Ausgabe.

J. J. Rousseau's Werke.

Siebenundzwanzigster bis Dreißigster Theil.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

Emil

oder

über die Erziehung.

Von

J. J. Rousseau.

Deutsch

von

K. Große.

Fünfter bis achter Theil.

LEIHBIBLIOTHEK VON R. HARTLEP.

F. P. Attenkofers Leihbibliothek in Landshut.

Leipzig, 1844.

Verlag von Otto Wigand.

G 1971/2144

137959524

Staatliche
Bibliothek
Passau

LEIHBIBLIOTHEK VON R. HARTLEP.

Viertes Buch.

(Fortsetzung.)

„Es ist dreißig Jahre her, wo ein junger Mensch, der sein Vaterland verlassen hatte, sich in einer Stadt Italiens in das äußerste Elend versetzt sah. Er war ein geborner calvinischer Christ; allein als Flüchtling und in einem fremden Lande befand er sich in Folge seiner Unbesonnenheit bald ohne alle Subsistenzmittel und änderte seinen Glauben, um nur leben zu können. Es war ein Hospiz für Proselyten in der Stadt; er ward in demselben aufgenommen. Während man ihn in den streitigen Lehrsätzen unterrichtete, bemächtigte sich der Zweifel seiner, den er vorher nicht gekannt hatte, und er wurde mit dem Bösen vertraut, wovon er bisher nichts gewußt hatte. Er hörte neue Glaubenslehren, aber noch viel neuer waren die Sitten, die er sah. Er sah sie, und lief Gefahr, ein Opfer derselben zu werden. Er wollte fliehen, man sperrte ihn ein, er beklagte sich, man bestrafte ihn seiner Klagen willen. Vollkommen in der Gewalt seiner Tyrannen, sah er sich wie einen Verbrecher behandelt, weil er dem Verbrechen nicht hatte huldigen wollen. Jeder, der da weiß, wie die erste Erfahrung von Gewaltthätigkeit und Unrecht ein junges Gemüth aufregt, dem dergleichen noch nicht begegnet ist, kann sich eine Vorstellung von seinem Zustande machen. Thränen der Wuth strömten aus seinen

Augen, der Abscheu erstickte ihn ganz. Er flehte Himmel und Erde an, vertraute sich aller Welt, wurde aber von Niemand erhört. Denn er hatte ja Niemand um sich, als die feile Dienerschaft des Ehrlosen, der ihn knechtete, oder dessen Helfershelfer, die ihn wegen seines Widerstandes verlachten und ihn ermunterten, es ihnen nachzuthun. Ohne die Dazwischenkunft eines ehrwürdigen Geistlichen, welchen Geschäfte in das Hospiz riefen, wäre er verloren gewesen; jedoch er fand Mittel, denselben heimlich zu Rathe zu ziehen. Der Geistliche war arm und hatte Jedermann nöthig; allein noch weit nöthiger bedurfte seiner der Geknechtete, und der erstere nahm keinen Anstand, letztern zur Flucht behülflich zu sein, selbst auf die Gefahr hin, sich einen gefährlichen Feind zuzuziehen.

„Dem Laster war der Jüngling entronnen, aber auch der Dürftigkeit wieder anheimgefallen, und umsonst kämpfte er gegen sein Schicksal an. Einen Augenblick schien er es besiegt zu haben. Bei den ersten Strahlen der Glückssonne waren seine Leiden und auch sein Wohlthäter vergessen. Bald aber folgte die Strafe für diese Undankbarkeit. Alle seine Hoffnungen wurden vereitelt; kam ihm auch seine Jugend zu Statten, so verdarben doch seine romanhaften Ideen alles wieder. Er hatte weder Talente, noch Gewandtheit genug, sich einen Weg zu bahnen, er verstand sich weder auf Mäßigung, noch auf Niederträchtigkeit, machte vielmehr solche Ansprüche auf Alles, daß er zu Nichts kommen konnte. Er versank in sein früheres Elend, hatte kein Brot, keine Herberge. Jetzt, dem Hungertode nahe, erinnert er sich seines Wohlthäters.

„Er kehrt zurück zu ihm; er findet ihn und wird gastlich aufgenommen. Sein Erscheinen erinnert den Geistlichen an eine edle That, die er gethan hat und eine solche Erinnerung thut der Seele stets wohl. Der Mann war von Natur leutselig, theilnehmend. Er wußte den Kummer Anderer zu würdigen, weil er selbst

davon nicht frei war, weil kein Wohlstand sein Herz verhärtet hatte; überdem hatte die Schule der Weisheit und einer sonnenklaren Tugend sein gutes Naturell befestigt. Er nimmt den Jüngling auf, verschafft ihm Wohnung, empfiehlt ihn; er theilt seinen nothdürftigen Unterhalt mit ihm, der kaum für zwei Menschen ausreichen will. Noch mehr, er unterrichtet ihn, er tröstet ihn, er lehrt ihn die schwere Kunst, das Unglück mit Geduld zu ertragen. — Befangenes Volk! das war ein Priester, das geschah in Italien; hättet ihr da so etwas erwartet?

„Dieser ehrwürdige Geistliche war ein armer, savoy'scher Vikar, den ein Jünglingsabenteuer bei seinem Bischof übel angeschrieben hatte. Er war daher über das Gebirge gereis't, um Hilfsquellen aufzusuchen, die ihm im Vaterlande fehlten. Er war weder ohne Geist, noch ohne Kenntnisse, und bei einer einnehmenden Persönlichkeit hatte er Protectoren gefunden, die ihn als Erzieher eines Sohnes bei einem Minister placirten. Er zog jedoch die Armuth der Abhängigkeit vor, auch wußte er nicht, wie man sich in der großen Welt geriren müsse. Kurz, er blieb nicht lange in dieser Stellung, verlor jedoch, da er dieselbe aufgab, des Ministers Achtung keineswegs. Und da er sehr musterhaft lebte und sich bei aller Welt beliebt machte, so schmeichelte er sich, bei seinem Bischofe wieder zu Gnaden zu kommen und irgend eine kleine Pfarre im Gebirge zu erhalten, auf welcher er den Rest seiner Tage beschließen könne. Das war das äußerste Ziel seines Ehrgeizes.

„Eine natürliche Zuneigung nahm ihn für den jungen Flüchtling ein und nöthigte ihn, sich genauer mit ihm bekannt zu machen. Er bemerkte, daß bereits das Unglück das Herz desselben feig gemacht, daß Schmach und Geringachtung seinen Muth schon gebrochen hatten, daß sein Stolz bereits in bittern Haß verwandelt worden war, der ihn in der Ungerechtigkeit und in der

Härte der Menschen nichts als die Lasterhaftigkeit ihrer Natur und das Mährchenhafte der Tugend erblicken ließ. Er hatte erfahren, daß die Religion dem Eigennutze nur als Maske, der Gottesdienst der Heuchelei nur zum Schutz- und Geleitsbriefe diene. Er hatte beobachtet, daß durch die Spitzfindigkeiten eitler gelehrter Zänkereien Himmel und Hölle nur als Preis für Wortgefechte ausgesetzt werden. Er hatte erfahren, daß die erhabene und ursprüngliche Idee der Gottheit durch fantastische Einbildungen der Menschen herabgewürdigt werde, hatte gefunden, daß man nur an Gott glauben könne, wenn man auf die gesunde Vernunft, die uns der Schöpfer gegeben, Verzicht geleistet habe, und verachtete jetzt in gleicher Weise nicht allein die lächerlichen Träumereien der Menschen, sondern auch den Gegenstand derselben. Ohne die geringste Kenntniß von dem, was ist, ohne irgend einen Gedanken über die Entstehung der Dinge, warf er sich seiner starren Unwissenheit gänzlich in die Arme und strafte jeden, der davon mehr zu wissen glaubte als er, mit tiefer Verachtung.

„Das gänzliche Hinwegsehen über alle Religion führt zum Hinwegsehen über die menschlichen Pflichten. Das Herz unsers Freigeistes hatte den Weg dahin schon zur Hälfte durchlaufen. Indessen war er von Natur nicht schlecht begabt; aber der Unglaube und das Elend hatten sein Naturell nach und nach erstickt, stürzten ihn unaufhaltsam in das Verderben und bereiteten ihn auf die Sitten eines Straßenbettlers und auf die Moral eines Gottesläugners vor.

„Das Verderben schien allerdings fast unvermeidlich, war aber demungeachtet noch nicht über seinem Haupte zusammengeschlagen. Der junge Mann hatte Kenntnisse, seine Erziehung war keineswegs vernachlässigt worden. Er stand in dem glücklichen Alter, wo das wallende Blut anfängt, das Herz zu erwärmen, ohne

es jedoch der Wuth der Sinne Preis zu geben. Noch hatte sein Geist seine ganze Elastizität. Eine natürliche Schamhaftigkeit, ein schüchternes Gemüth ersetzten die Stelle der Einzähmung und dehnten für ihn jenes Stadium im Leben, auf dem ihr euren Zögling mit aller erdenklichen Sorgfalt festzuhalten sucht. Das scheußliche Beispiel einer viehischen Verworfenheit und eines Lasters ohne Reize hatte seiner Einbildungskraft keine Nahrung zu geben vermocht, sondern sie vielmehr abgetödtet. Lange Zeit hindurch vertrat der Abscheu die Stelle der Tugend zur Bewahrung seiner Unschuld; sie sollten nur süßeren Lockungen unterliegen.

„Der Geistliche erkannte die Gefahr, aber auch die Mittel dagegen. Er ließ sich durch die Schwierigkeiten nicht abschrecken; er fand vielmehr Interesse an seinem Werke. Er war entschlossen zu vollenden und der Tugend das Opfer zuzuführen, das er der Schande entrissen hatte. Er holte weit aus, seinen Plan auszuführen. Das Belohnende des Motivs belebte seinen Muth und gab ihm Mittel ein, die seines Eifers würdig waren. Mochte auch der Erfolg sein, welcher er wollte, so war er doch sicher, seine Zeit nicht unnütz angewandt zu haben. Immer kommt man ans Ziel, wenn man nur das Gute ernstlich will.

„Er begann damit, sich das Zutrauen seines Proselyten zu erwerben, verkaufte darum seine Wohlthaten an ihn nicht, drang sich ihm nicht auf, hielt ihm keine langen Sermone, bequemte sich stets nach seinem Naturell, ließ sich herab und stellte sich mit ihm auf eine Stufe. Es war, nach meinem Gefühle, ein rührender Anblick, einen ernsten Mann den Gespann eines Bruder Luft werden und die Tugend den Ton des Leichtsinns annehmen zu sehen, bloß um desto sichrer zu siegen. Wenn der Leichtfuß ihm seine thörichten Geständnisse machte, und sein Herz ausschüttete, hörte der Priester ruhig zu, machte ihn treuherzig; er interessirte sich für alles,

ohne deshalb das Schlechte zu beklatschen; aber auch ohne durch eine Strafpredigt das Geschwätz zu stören und ihm das Herz zu verschließen. Das Vergnügen, womit er angehört zu werden glaubte, erhöhete das Vergnügen, das er empfand, wenn er alles erzählen konnte. Auf diese Weise erfolgte seine allgemeine Beichte, ohne daß er nur ans Beichten dachte.

„Nachdem der Geistliche seine Gefühle und seinen Charakter recht ausstudirt hatte, so durchschaute er, daß der Jüngling für seine Jahre gar nicht unwissend war, daß er vielmehr nur alles vergessen hatte, was ihm zu wissen nöthig war, und daß durch die Schmach, in die ihn sein Geschick gestürzt hatte, alles Gefühl für gut und schlecht in ihm erstickt worden war. Ein gewisser Grad von Stumpfheit benimmt der Seele alles Leben, und bei dem, der nur an die thierische Erhaltung denkt, kann sich die innere Stimme nicht vernehmbar genug machen. Um den jungen Unglücklichen von diesem moralischen Tode zu retten, dem er schon nahe war, begann der Geistliche damit, Selbstliebe und Selbstachtung wieder in ihm zu wecken. Er ließ ihn in der guten Anwendung seiner Gaben eine glückliche Zukunft erblicken und entzündete, durch die Erzählung von edlen Thaten Anderer, in seinem Herzen ein edles Feuer, und während er ihn so weit brachte, die Handlungen Anderer anzustaunen, weckte er zugleich in ihm das Verlangen nach ähnlichen Thaten. Um ihn von seiner müßigen und unstäten Lebensweise allmälig abzubringen, ließ er ihn Auszüge aus gut gewählten Büchern machen, und nährte, unter dem Vorwande, er bedürfe dieser Auszüge, in ihm das edle Gefühl der Erkenntlichkeit. Er unterrichtete ihn unvermerkt durch diese Bücher; er brachte ihn dadurch auf eine gute Meinung von sich selbst, so daß er sich nicht mehr für ein zu allem Guten untaugliches Subject hielt und nicht mehr darauf ausging, sich vor sich selbst an den Pranger zu stellen.

„Eine Kleinigkeit wird hinreichen, um die Kunst beurtheilen zu können, die dieser wohlthätige Mann anwendete, das Herz seines Schülers nach und nach aus dem Abgrunde herauszuziehen, ohne sich nur den Schein zu geben, daß es auf Belehrung abgesehen sei. Die Rechtschaffenheit des Geistlichen war so anerkannt, und sein Blick so sicher, daß viele Personen ihr Almosen lieber durch ihn, als durch die reichen Stadtpfarrer vertheilt wissen wollten. Einst hatte man ihm auch wieder Geld zur Vertheilung unter die Armen übermacht, und der junge Mensch erdreistete sich, unter dem Titel der Armuth ihn darum anzugehen. Nein, sagte der Geistliche, wir sind Brüder, Sie gehören mir an, und ich darf das mir anvertraute Gut nicht in meinen Nutzen verwenden. Darauf gab er ihm von seinem eigenen Gelde so viel, als er verlangt hatte. Lehren von der Art gehen in den Herzen junger Leute, die nicht ganz und gar verdorben sind, selten verloren.

„Doch ich bin es müde, in der dritten Person zu reden, und es ist auch eine sehr überflüssige Rücksicht. Denn, liebe Leser, ihr merkt doch wohl schon, daß ich selbst der unglückliche Flüchtling bin. Ich denke nunmehr von den Verirrungen meiner Jugend doch so weit entfernt zu sein, daß ich euch das gestehen darf; und die Hand, die mich herausgeleitet hat, verdient doch wohl, daß ich eine kleine Scham nicht achte und den Wohlthaten, die ich von eben dieser Hand empfing, wenigstens einige Ehre erweise.

„Den meisten Eindruck machte es auf mich, daß ich in dem Privatleben meines würdigen Lehrers eine Tugend, fern von aller Heuchelei, eine Leutseligkeit, fern von aller Schwäche, jeder Zeit einen ehrlichen und ungeschminkten Ton und Einstimmung zwischen seinen Worten und Thaten fand. Nie habe ich bemerkt, daß er sich darum bekümmert hätte, ob die, denen er Hilfe brachte, auch in die Vesper kamen, ob sie oft zur Beichte gingen, ob sie zu

den gesetzlichen Zeiten fasteten, ob sie auch kein Fleisch aßen; noch auch, daß er ihnen ähnliche Sachen zur Bedingung gemacht hätte, ohne die man bei den Kopfhängern nicht auf Beistand zu rechnen hat, und wenn man im Elende verschmachtete.

„Aufgemuntert durch diese Beobachtungen, dachte ich nicht im Entferntesten daran, vor seinen Augen den Eifer eines Neubekehrten zu affectiren, ich verhehlte ihm im Gegentheil meine Art zu denken sehr wenig, und bemerkte nie, daß er Aergerniß daran genommen hätte. Bisweilen hätte ich freilich zu mir sagen mögen: Er läßt deine Gleichgiltigkeit gegen den Cultus, den du angenommen hast, so hingehen, da er dich ja auch gegen den Glauben, in dem du geboren bist, so gleichgiltig erscheinen sieht; er weiß, daß deine Nichtachtung nicht aus Parteigeist entspringt. Allein was sollte ich denken, wenn ich bisweilen hören mußte, daß er Glaubenslehren billigte, welche denen der römischen Kirche schnurstracks entgegen waren, und daß er auf alle Ceremonien nur geringen Werth zu legen schien? Ich würde ihn für einen versteckten Protestanten gehalten haben, wenn er nicht eben die Gebräuche, auf die er so wenig Gewicht legte, auf das strengste beobachtete. Allein ich bemerkte, daß er seine priesterlichen Pflichten eben so pünktlich erfüllte, wenn er sich ohne Zeugen fand, als wie unter den Augen einer Versammlung, und wußte am Ende gar nicht mehr, wie ich diese Widersprüche ausgleichen sollte. Den einen Fehler abgerechnet, der ihn in Ungnade gestürzt, und den er noch nicht völlig abgelegt hatte, war sein Leben musterhaft, seine Sitten untadelig, seine Gespräche ehrbar und tiefsinnig. Ich lebte mit ihm in größter Vertraulichkeit und lernte ihn täglich mehr hochachten. Er hatte mein Herz durch eine solche Masse Wohlthaten gewonnen, daß ich mit einer gewissen unruhigen Neugier dem Augenblicke entgegensah, wo ich zu der Ueberzeugung kommen sollte, auf welch'

ein Prinzip er die Einigkeit eines so ganz eigenthümlichen Lebens gründete.

„Dieser Augenblick kam jedoch sobald noch nicht. Bevor er dem Schüler sein Herz eröffnete, wollte er erst den, in die Seele desselben gestreuten Samen der Vernunft und des Guten wurzeln lassen. Was in mir am schwersten auszurotten war, war ein stolzer Menschenhaß, eine bestimmte Erbitterung gegen die Reichen und Glückskinder in der Welt, gleichsam als ob die an meinem Elende Schuld wären, als ob sie ihr Glück durch Raub an dem meinigen empfangen hätten. Die thörichte Eitelkeit der Jugend, die sich gegen Demüthigung sträubt, unterstützte diese meine heftige Denkart nur noch mehr, und die Selbstliebe, die mein Mentor in mir wieder lebendig zu machen suchte, brachte mich wieder auf den Stolz zurück und machte die Menschen in meinen Augen nur noch verächtlicher und gesellte rücksichtlich ihrer zu dem Hasse noch die Verachtung.

„Ohne diesen Hochmuth direct zu bekämpfen, verhinderte er doch, daß er geradezu in eine Verhärtung des Gemüths überging; ohne mir die Achtung vor mir selbst zu entziehen, bewirkte er nur, daß sie nicht der Grund ward, meinen Nächsten verächtlich zu behandeln. Stets entlarvte er den eiteln Schein, und zeigte mir die Unvollkommenheiten, die der Schein verhüllt, im wahren Lichte, und so lehrte er mich, die Irrthümer meiner Mitmenschen beklagen, rücksichtlich ihres Elends mitleidig werden, sie mehr zu bedauern, als zu beneiden. Von Mitleid mit den Schwächen der Menschen durchdrungen, weil der Mann seine eignen Schwächen so tief empfand, betrachtete er die Menschen nur als Opfer ihrer eigenen oder Anderer Fehler; war ihm klar, daß die Armen unter dem Drucke der Reichen, die Reichen unter der Last der Vorurtheile seufzten. Glauben Sie mir, sagte er, die Illusionen, die wir uns machen, entfernen unsre Unvollkommenheiten keinesweges von uns, vermehren sie vielmehr, weil

wir den Dingen einen Werth beilegen, den sie gar nicht haben, und uns tausend nichtige Entbehrungen fühlen lassen, die wir ohne sie gar nicht empfunden haben würden. Der Frieden unsrer Seele besteht in der Verachtung alles dessen, was ihn stören kann. Der Mensch, der das Leben zu hoch anschlägt, weiß es am wenigsten zu genießen; wer am gierigsten nach dem Glücke geizt, ist jederzeit der Elendeste.

„Ach! welch' ein trübes Gemälde! rief ich mit Bitterkeit aus. Wenn wir auf Alles verzichten sollen, wozu sind wir denn geboren? Wenn man das Glück so gar gering achten soll, wer mag dann vom Glücklichsein etwas sagen können? — Ich, antwortete der Priester eines Tages, und zwar in einem Tone, der mir ins Innere drang. Sie glücklich! Sie, der so wenig vom Schicksal Begünstigte, der Arme, Verbannte, Verfolgte, Sie wären glücklich? Und wie haben Sie es angefangen, daß Sie es sind? Mein Sohn, erwiederte er, das will ich Dir von ganzem Herzen sagen.

„Hierauf erklärte er, daß er nun auch mir seine Beichte ablegen wolle, nachdem er die meinige vernommen habe. Ich werde, sagte er unter einer Umarmung zu mir, in Deine Brust alle Empfindungen meines Herzens niederlegen. Du sollst mich erblicken, wenn auch nicht so, wie ich bin, doch wenigstens so, wie ich mich selbst erkenne. Sobald Du mein innerstes Glaubensbekenntniß vernommen, sobald Du den Zustand meiner Seele kennen gelernt haben wirst, wirst Du auch einsehen, warum ich mich glücklich schätze, und solltest Du denken lernen wie ich, auch einsehen, was Du zu thun hast, um glücklich zu sein. Allein diese Mittheilungen sind nicht in einem Augenblicke geschehen, ich brauche Zeit, um Alles auseinander zu setzen, wie ich über das menschliche Loos und über den wahren Werth des Menschen denke. Wir wollen eine passende Zeit und einen schicklichen Ort wählen, um uns dieser Betrachtung ruhig hingeben zu können.

„Ich gab ihm meine Wißbegierde nach seiner Belehrung zu erkennen. Die Zusammenkunft ward nur bis auf den nächsten Morgen verschoben. Es war im Sommer; wir standen mit dem Anbruche des Tages auf. Er führte mich außerhalb der Stadt auf einen erhabenen Punkt, dessen Fuß der Po bespülte, welcher sich zwischen fruchtbaren Auen, die er tränkte, hinschlängelte. Im Hintergrunde ward die Landschaft durch die unabsehbare Kette der Alpen geschlossen. Die Strahlen der aufgehenden Sonne berührten schon die Ebene, warfen Bäume, Häuser und Höhen in langen Schatten über das Gefilde und bereicherten durch tausend Strahlenbrechungen ein Gemälde so herrlich, als nur eins das menschliche Auge zu ergötzen vermag. Man hätte sagen können, die Natur entfalte vor unsern Augen all' diese Herrlichkeit, um uns den Text zu unserer Unterhaltung dadurch zu bieten. Nachdem wir einige Augenblicke, in diese Gegenstände versunken, dagestanden hatten, so sprach der Mann des Friedens also zu mir:

Glaubensbekenntniß des savoy'schen Vikars.

Mein Sohn, erwarte von mir weder eine gelehrte Auseinandersetzung, noch tiefgedachte Bemerkungen. Ich bin kein großer Philosoph und geize auch nicht darnach, einer zu sein. Jedoch habe ich zuweilen einen guten Gedanken und bin immer Freund der Wahrheit. Es liegt nicht in meiner Absicht, mit Dir hier Schlüsse aufzubauen und Dich dadurch zum Beipflichten zu nöthigen. Es genügt mir, Dir aus einander zu setzen, was ich in der Einfalt meines Herzens denke. Ziehe, während meines Gesprächs, Dein eigenes Herz zu Rathe; das ist alles, was ich verlange. Täusche ich mich, so geschieht dies wenigstens in gutem Glauben, und das reicht hin, um meinen Irrthum mir nicht als ein Verbrechen anzurechnen.

Täuschtest auch Du Dich, so hätte dies ebenfalls wenig auf sich. Sind meine Gedanken jedoch richtig, nun — wir haben ja beide ein und dieselbe Vernunft und gleiches Interesse, ihr Gehör zu geben; warum solltest Du also nicht meine Ueberzeugung theilen können?

Ich wurde als ein armer Bauerknabe geboren und erschien durch meinen Geburtsstand bestimmt, das Land zu bauen. Allein man hielt es für lockender, mir mein Brot durch das Priesterhandwerk verdienen zu lernen, und man fand Mittel, mich studiren zu lassen. Zuverlässig kam weder meinen Eltern, noch mir in den Sinn, in diesen Studien das Gute, Wahre, Nützliche zu suchen, sondern bloß das, was zu wissen nöthig war, um die Priesterweihe zu erhalten. Ich lernte, was man mir aufgab, ich sprach, wie man es von mir wünschte, ich unterwarf mich ganz dem geäußerten Willen und — wurde Priester. Allein bald wurde ich gewahr, daß ich durch meine Verpflichtung, nie Gatte werden zu wollen, mehr versprochen hatte, als ich halten konnte.

Man spricht zwar, das Gewissen sei ein Werk der Vorurtheile; indessen weiß ich doch aus eigener Erfahrung, daß es die Befolgung der Gebote der Natur gegen alle Menschensatzungen hartnäckig vertheidigt. Man verbiete uns immerhin dies und das, nur gelind tadelt uns das Gewissen bei Uebertretungen, die unsre geregelte Natur uns erlaubt; am allerwenigsten aber bei Dingen, die sie uns gebietet. O guter Jüngling, noch hat sie nicht zu Deinen Sinnen gesprochen, bleibe noch lange in dem glückseligen Zustande, wo ihre Stimme die Stimme der Unschuld ist. Bedenke, daß man sich an ihr noch weit mehr versündigt, wenn man ihr vorauseilt, als wenn man gegen sie ankämpft. Erst muß man ihr widerstehen lernen, bevor man ihr ohne Sünde nachgeben darf.

Von meiner Jugend an habe ich die Ehe als die vornehmste und heiligste Einsetzung der Natur geachtet. Nachdem ich mich des

Rechts begeben hatte, in sie zu treten, hütete ich mich wenigstens, sie zu entheiligen. Denn trotz meiner Schulen und Studien hatte ich doch immer ein gleichförmiges und einfaches Leben geführt, hatte ich in meiner Seele die ganze Reinheit der ersten Begriffe bewahrt. Die Meinungen der Welt hatten sie nicht umnebelt, und meine Armuth hielt mich entfernt von den Versuchungen, welche die Spitzfindigkeiten des Lasters einflüstern.

Doch gerade diese Stimmung war es, die mich stürzte. Meine Ehrfurcht vor dem Ehebette Anderer ward Ursache, daß meine fleischlichen Vergehungen an den Tag kamen. Das Aergerniß mußte bestraft werden. Eingekerkert, abgesetzt, fortgejagt, erschien ich weit eher als das Opfer meiner Gewissenhaftigkeit, als meiner Unenthaltsamkeit: und hatte Gelegenheit, aus der Art der Vorwürfe, mit denen man die Ungnade gegen mich begleitete, den Schluß zu ziehen, daß man oft nur den Fehler vergrößern muß, um der Strafe zu entrinnen.

Wenige Erfahrungen dieser Art bringen einen nachdenkenden Kopf weit. Ich fand, daß diese traurigen Wahrnehmungen meine Ideen, die ich von Recht, Ehrbarkeit und allen menschlichen Pflichten hatte, untergruben, ich verlor jeden Tag eine von meinen erhaltenen Ansichten mehr. Die, welche mir noch verblieben, reichten nicht mehr hin, ein Ganzes zu bilden, das sich durch sich selbst hätte zu halten vermocht; ich merkte daher, daß meine Grundsätze in der Seele nach und nach ihre Beweiskraft verloren, und kam endlich so weit, daß ich nicht mehr wußte, was ich denken sollte, kam bis auf den Punkt, auf dem Du jetzt stehst, nur mit dem Unterschiede, daß mein Unglaube, als die Frucht eines reifern Alters, mühsamer sich gebildet hatte, und darum auch schwerer zu zerstören war.

Ich befand mich in jenem Zustande der Ungewißheit und des Zweifels, den Des Cartes zur Erforschung der Wahrheit nöthig er-

achtet. Dieser Zustand kann unmöglich lange dauern, er ist beunruhigend und peinlich. Nur die Neigung zum Laster, oder Trägheit der Seele läßt uns darin verharren. Mein Herz war nicht so verderbt, daß es mir in diesem Zustande gefallen hätte; und nichts erhält die Gewöhnung, nachzudenken, lebendiger, als wenn man mehr mit sich, als mit seinem Schicksale zufrieden ist.

Ich dachte daher über das traurige Loos derjenigen Sterblichen nach, die auf dem Meere der menschlichen Meinungen schiffen, ohne Steuerruder und Kompaß zu haben, die ihren stürmenden Leidenschaften ausgesetzt sind, ohne einen andern Führer zu haben, als einen unerfahrnen Steuermann, der keinen Weg kennt, der nicht weiß, wo er herkommt, und nach welcher Richtung er hinsteuert. Ich sagte zu mir selbst: Ich liebe die Wahrheit, ich suche sie, und finde sie doch nicht; man zeige sie mir, und ich will treu an ihr hangen. Warum entzieht sie sich doch der Huldigung eines Herzens, das geschaffen ist, sie anzubeten?

Obwohl ich zwar oft große Uebel zu ertragen hatte, so habe ich doch nie ein so beständig unseliges Leben geführt, als in dieser Zeit der Angst und Verwirrung, wo ich unaufhörlich aus Zweifeln in Zweifel verfiel, wo ich von meinem langen Nachdenken über den Urgrund meines Wesens und das Princip meiner Pflichten nichts als Ungewißheit, Dunkelheit, Widersprüche erntete.

Wie kann man aus Grundsätzen und fester Ueberzeugung ein Zweifler sein? Ich kann es nicht begreifen. Entweder gibt es keine solche Philosophen oder sie sind die allerunglücklichsten Menschen. Der Zweifel an Dingen, rücksichtlich welcher uns die Einsicht nicht gleichgültig ist, ist für den menschlichen Geist ein gar zu quälender Zustand. Er widersteht da nicht lange; er entscheidet sich wohl oder übel auf eine oder die andere Art; er will sich lieber täuschen, als nichts glauben.

Meine Verlegenheit wuchs nur noch mehr, da ich in einer Kirche geboren worden bin, die Alles entscheidet, die keinen Zweifel zuläßt. Ein einziger verworfener Satz also riß das Ganze über den Haufen; die Unmöglichkeit, eine Menge absurder Entscheidungen zuzulassen, brachte mich auch von denen zurück, die nicht in diesen Bereich gehörten. Indem man von mir forderte: Glaube Alles, behinderte man nicht, Etwas zu glauben, und ich wußte nicht mehr, wo ich ankern sollte.

Ich erholte mir bei den Philosophen Raths. Ich durchblätterte ihre Schriften, prüfte ihre verschiedenen Ansichten. Ich fand sie insgesammt aufgeblasen, behauptend, dogmatisch, sogar bei ihrem vorgeblichen Scepticismus. Sie wußten gar nichts, sie bewiesen durchaus nichts, sie hielten sich nur über einander auf; und in letzterem Punkte, den alle theilten, schienen sie mir alle, aber auch nur hierin, das Rechte getroffen zu haben. Sie treten einher als Sieger, wenn sie angreifen, aber haben keine Kraft sich zu vertheidigen. Analysirt man ihre Gründe, so haben sie nur welche zum Niederreißen; will man die Stimmen sammeln, so steht jeder isolirt da; sie vereinigen sich nur, um zu disputiren. Ihre Lehren waren also nicht das Mittel, aus meiner Ungewißheit zu kommen.

Ich machte die Wahrnehmung, daß die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes die erste Ursache dieser auffallenden Verschiedenheit der Meinungen sei, die zweite aber der Hochmuth. Wir haben gar keinen Maßstab für diese unergründliche Maschine, wir sind gar nicht im Stande, ihre Verhältnisse zu berechnen; wir kennen weder die Grundgesetze, noch die Endursache derselben. Wir kennen uns selbst nicht, sind unbekannt mit unserer Natur sowohl, als mit dem Triebwerke in ihr. Kaum wissen wir, ob der Mensch ein einfaches oder zusammengesetztes Wesen ist. Undurchdringliche Geheimnisse umgeben uns von allen Seiten, sie ragen über die Sinnenwelt hin-

aus. Wir meinen sie mit unserm Verstande durchdringen zu können, und berühren sie doch nur mit der Einbildungskraft. Jeder bahnt sich durch diese eingebildete Welt einen Weg, den er für den besten hält, aber keiner vermag zu wissen, ob der seinige zum Ziele führt. Aber demungeachtet wollen wir doch Alles durchdringen, Alles wissen. Das Einzige, wovon wir nicht die geringste Kenntniß besitzen, ist die Kunst, uns nicht mit dem herum zu tragen, wovon wir keine Kenntniß haben können. Wir bestimmen uns lieber auf gut Glück, und glauben an das, was nicht da ist, als daß wir einräumten, es könne Keiner von uns durchschauen, was eigentlich ist. Wir, der geringe Theil eines großen Ganzen, dessen Grenzen für uns verschwimmen, und das sein Schöpfer unserm thörichten Wortgezänk Preis gibt, wir maßen uns in unserer Eitelkeit an, zu entscheiden, was dieses Ganze an sich sei und was wir in Beziehung zu ihm sind.

Wären auch die Philosophen wirklich im Stande, die Wahrheit zu entdecken, welcher unter ihnen würde sich ihrer dann besonders annehmen? Jeder von ihnen weiß recht gut, daß sein Lehrgebäude nicht besser begründet ist, als die der Andern; aber er vertheidigt es, weil es ihm angehört. Es gibt keinen Einzigen, der, wenn er das Wahre und Falsche erkannt hat, nicht die Lüge, die er erfunden hat, der durch einen Andren entdeckten Wahrheit vorzöge. Wo ist der Philosoph, der seines Ruhmes willen nicht mit Vorsatz das ganze Menschengeschlecht täuschte? Wo ist der, der im Innersten seines Herzens eine andere Absicht hegte, als sich hervorzuthun? Wenn er sich nur über den großen Haufen erhebt, wenn er nur den Glanz seiner Nebenbuhler verdunkelt, was verlangt er weiter? Hauptsache ist, neue Gedanken, die Andre nicht haben, hervorzubringen. Unter Gläubigen ist er Atheist, unter Atheisten würde er den Gläubigen spielen.

Die erste Frucht, die ich aus diesen Betrachtungen zog, war die, daß ich meine Forschungen auf das beschränken lernte, was mich unmittelbar anging; daß ich mich bei einer gänzlichen Unwissenheit rücksichtlich alles Uebrigen beruhigte und mich nur bis zum Zweifel in Dingen bringen ließ, deren Kenntniß mir nicht gleichgültig war.

Noch erkannte ich, daß die Philosophen mich von meinen unnützen Zweifeln nicht nur nicht befreiten, sondern daß sie die Zahl derjenigen, welche mich quälten, vielmehr noch vermehrten und keinen davon auflösen würden. Ich erwählte mir also einen andern Führer und sagte zu mir: Ich will mein innres Licht zu Rathe ziehn, es wird mich weniger irre leiten, als jene; wenigstens wird dann der Irrthum der meinige sein, und ich werde weniger Schaden davon haben, wenn ich meinen eigenen Illusionen folge, als wenn ich mich den Lügen Anderer in die Arme werfe.

Darauf ging ich bei mir selbst die verschiedenen Meinungen und Ansichten wieder durch, die mich von meiner Kindheit an wechselsweise mit sich fortgerissen hatten. Ich bemerkte, daß zwar alle mancherlei Grade von Wahrscheinlichkeit für sich hatten, jedoch keine evident genug erschien, um unmittelbar zu überzeugen, und daß mein inneres Gefühl in ganz verschiedenem Maße sich für oder gegen sie entschied. Nach dieser erstgemachten Bemerkung verglich ich alle diese verschiedenen Ideen mit Beseitigung der Vorurtheile unter einander, und fand, daß die erste und gewöhnlichste auch stets die einfachste und vernünftigste war, und daß ihr, um Aller Beifall zu haben, durchaus nichts fehle, als die Neuheit. Man nehme alle unsre Philosophen, ältere und neuere, mit ihren gleich von vorn herein wunderlich ausgebrüteten Systemen von Kräften, Wandelungen, Vorherbestimmung, Nothwendigkeit, Atomen, Weltseele, belebter Materie, Materialismus unter allen Gestalten, und zuletzt unter allen den berühmten Clarke, wie er die Welt beleuchtet, und endlich

das Wesen aller Wesen und Schöpfer aller Dinge verkündigt. Mit welcher allgemeinen Bewunderung, mit welchem einstimmigen Beifall würde nicht dies neue, große, trostreiche, feine System aufgenommen worden sein, das so geeignet ist, die Seele zu erheben, der Tugend Stützpunkt zu geben, das zu gleicher Zeit so spannend, so lichtvoll, so einfach ist, und das, nach meinem Bedünken, dem menschlichen Geiste so wenig Unbegreifliches bietet, während man in allen andern Systemen so viel Abgeschmacktes findet? — Ich sprach zu mir selbst: Unauflösbare Räthsel finden sich in allen Systemen, weil der menschliche Geist zu sehr beschränkt ist, als daß er sie auflösen könnte. Sie beweisen daher gegen keins ausschließlich. Aber welch' ein Unterschied zwischen den directen Beweisen! Soll man nicht dem System, welches Alles erklärt, was es aufstellt, den Vorzug geben, sobald es nicht mehr Schwierigkeiten bietet, als die übrigen?

Da ich nun statt aller Philosophie Liebe zur Wahrheit besitze, und statt aller Methode eine ganz leichte und einfache Regel, die mir die eitle Spitzfindigkeit der Beweise erläßt, so nehme ich, dieser Regel gemäß, die Prüfung der Kenntnisse, die für mich Interesse haben, wieder vor, und bin entschlossen, alle diejenigen als ausgemacht gelten zu lassen, denen ich, bei der Aufrichtigkeit meines Herzens, meinen Beifall nicht versagen kann; alle diejenigen für wahr anzuerkennen, die mir mit ersteren in nothwendiger Verbindung zu stehen scheinen; alle andern aber auf sich beruhen zu lassen, sie weder zu verwerfen, noch aufzunehmen und mich mit ihrer Aufklärung gar nicht zu quälen, sobald sie auf nichts Nützliches für das praktische Leben gerichtet sind.

Allein, wer bin ich? was für ein Recht habe ich, die Dinge zu beurtheilen? Und was bestimmt denn eigentlich meine Urtheile? Wenn diese Urtheile durch die Eindrücke, die ich erhalte, mir entrissen, erzwungen werden, so strenge ich mich vergeblich an bei die-

sen Untersuchungen. Es werden Urtheile entweder gar nicht erfolgen, oder auch von sich selbst erfolgen, ohne daß ich mich einmische, sie zu leiten. Ich muß also meine Blicke zuvörderst auf mich selbst richten, um das Werkzeug kennen zu lernen, dessen ich mich bedienen will, und zu erfahren, wie weit ich mich bei der Anwendung werde darauf verlassen können.

Ich bin, und habe Sinne, die auf mich einwirken. Das ist die erste Wahrheit, die mir begegnet und bei der ich mich beruhigen muß. Habe ich ein eignes, unmittelbares Gefühl von meiner Existenz, oder fühle ich dieselbe nur durch meine Sinnesthätigkeiten? Das ist mein erster Zweifel, dessen Auflösung mir vor jetzt unmöglich ist. Denn beständig werde ich ja von Empfindungen, theils unmittelbaren, theils mittelbaren, durch das Gedächtniß afficirt, wie kann ich da wissen, ob die Empfindung des Ich etwas von diesen Eindrücken Verschiedenes, und ob sie etwas von ihnen ganz Unabhängiges ist?

Meine Empfindungen gehen in mir vor sich, da sie mich ja mein Dasein fühlen lassen; aber ihre Ursache ist mir etwas Fremdes; denn sie afficiren mich ja, ich mag wollen oder nicht, und ihr Entstehen und Vergehen hängt gar nicht von mir ab. Ich sehe daher ganz klar durch, daß meine Empfindung, weil sie in mir vorgeht, und ihre Ursache, oder ihr Object, da dies etwas außer mir Befindliches ist, nicht einerlei sein können.

Also bin ich nicht allein da, sondern es existiren außer mir noch andre Wesen, nämlich: die Objecte meiner Empfindungen, und wären diese Objecte auch nur Vorstellungen, so bliebe es doch immer wahr, daß diese Vorstellungen nicht mein Ich sind.

Alles nun, was ich außer mir empfinde und was auf meine Sinne einwirkt, nenne ich Materie; und alle Theile der Materie, die ich in Einzelwesen vereinigt begreife, nenne ich Körper. Somit

haben alle Zänkereien der Idealisten und der Materialisten für mich gar keinen Sinn; ihre Unterscheidungen zwischen Schein und Sein der Körper sind Hirngespinnste.

So bin ich also von dem Dasein des Universums eben so versichert, als von dem meinigen. Hierauf denke ich über die Objecte meiner Empfindungen nach. Da ich hierbei das Vermögen, sie mit einander zu vergleichen, in mir finde, so fühle ich mich mit einem thätigen Vermögen begabt, von dem ich zuvor nichts gewußt habe.

Wahrnehmen heißt: empfinden; vergleichen heißt: urtheilen; urtheilen und empfinden ist nicht ein und dasselbe. Durch die Empfindung bieten sich mir die Objecte einzeln, abgesondert, gerade so dar, wie sie in der Natur vorhanden sind. Durch die Vergleichung aber bewege ich sie, ich nehme sie, so zu sagen, von Ort und Stelle, ich lege gleichsam eins auf's andre, um über ihre Verschiedenheit oder über ihre Aehnlichkeit, im Allgemeinen über ihre gegenseitigen Beziehungen meinen Ausspruch thun zu können. Meiner Meinung nach besteht darum das Unterscheidungsvermögen eines thätigen oder intelligenten Wesens darin, daß es dem Worte: ist einen Sinn zu geben vermag. Vergebens suche ich in dem rein sinnlichen Wesen diese Verstandeskraft, die Dinge zusammenstellt, und darauf einen Ausspruch gründet; ich vermag in einer solchen Natur diese Kraft nicht zu entdecken. Dieses nur leidend sich verhaltende Wesen nimmt mit seiner Empfindung jeden Gegenstand nur gesondert auf, ja es kann selbst fühlen, daß ein Object aus zweien zusammengesetzt erscheine; allein es hat nicht das Vermögen, einen gegen den andern zu halten, es wird sie niemals vergleichen, nie über sie ein Urtheil fällen.

Zwei Gegenstände auf einmal sehen, heißt noch gar nicht, ihre Beziehungen zu einander, ihre Verschiedenheiten erörtern; viele Objecte sehen, eins neben dem andern, heißt noch nicht, sie zählen.

Ich kann in ein und demselben Augenblicke die Idee von einem großen und einem kleinen Stabe haben, ohne deshalb beide mit einander zu vergleichen, ohne zu beurtheilen, daß der eine kleiner ist, als der andere, so gut wie ich auf einmal meine gesammte Hand überschauen kann, ohne deshalb die Finger an ihr zu zählen [13]). Die vergleichenden Begriffe: größer, kleiner, selbst die Zahl-Begriffe: eins, zwei rc. sind ganz bestimmt keine Empfindungen, obgleich mein Geist sie auf Veranlassung meiner Empfindungen erzeugt.

Man spricht uns vor, das mit Sinnen begabte Wesen unterscheide die Empfindungen von einander und zwar an den Verschiedenheiten, welche die Empfindungen selbst unter sich haben. Dies verlangt eine Auseinandersetzung. Sind die Empfindungen verschieden, so wird ein empfindendes Wesen sie allerdings nach dieser Verschiedenheit von einander sondern; sind sie aber vollkommen gleich, so hält eben dieses Wesen sie auseinander, weil es die eine nur außerhalb der andern (neben ihr, nicht in ihr) empfindet. Wie wollte man sonst bei einer gleichzeitigen Empfindung zwei einander gleiche Objecte von einander sondern können? Man müßte nothwendig beide Dinge mit einander verwechseln und sie für eins und dasselbe nehmen, vorzüglich in einem Systeme, wo man behauptet, daß die sich repräsentirenden Wahrnehmungen des Raumes durchaus nichts Räumliches sind.

Sobald die beiden, zu vergleichenden Empfindungen wahrgenommen worden sind, so ist der Eindruck von ihnen erfolgt; man

---

13) Die Nachrichten des Herrn von la Condamine melden uns von einem Volke (aus Südamerika), das nur bis auf drei zu zählen wußte. Und doch hatten die Leute dieses Volkes auch Hände, folglich daran oft ihre Finger erblickt, ohne deswegen bis auf fünf zählen zu lernen.

hat jeden Gegenstand empfunden, man hat zwei Gegenstände empfunden, allein deswillen sind ihre Beziehungen zu einander noch nicht fühlbar geworden. Wäre das Urtheil über diese Beziehungen eine Empfindung, und empfinge ich sie einzig und allein von dem Gegenstande selbst, so würden meine Urtheile auch nie dem Irrthume unterworfen sein, weil ich ja das, was ich fühle, in Wahrheit empfinde.

Woher kommt es also, daß ich mich über das Verhältniß zweier Stöcke, zumal wenn sie nicht neben einander stehen, irren kann? Warum sage ich, z. B. der kleine Stab beträgt das Drittel des Großen, wenn er doch nur den vierten Theil seiner Länge ausmacht? Warum ist das Bild in mir, d. h. die Empfindung nicht einstimmig mit seinem Modell, d. h. dem Objecte selbst? deswegen, weil ich beim Urtheilen activ bin, weil ich die Handlung des Vergleichens fehlerhaft ausübte, und weil mein Verstand, der die Verhältnisse beurtheilt, seine Irrungen unter die Wahrheit der Empfindungen mischt, da letztere nichts weiter herbeibringen, als die reinen Gegenstände.

Nun setze dem Gesagten noch eine Bemerkung hinzu, die dich gewiß überraschen wird, wenn du ihr ordentlich nachhängst; nämlich: Erschienen wir bei Anwendung unserer Sinne rein passiv, so könnte auch zwischen denselben durchaus keine Verknüpfung Statt finden; es würde uns unmöglich sein, den Körper, den wir berührten, und den Gegenstand, den wir erblickten, für ein- und dasselbe zu erkennen. Wir würden entweder nie etwas außer uns wahrnehmen, oder es gäbe für uns fünferlei wahrnehmbare Objecte, deren Identität zu begreifen uns kein Mittel zu Gebote stände.

Man gebe dem Vermögen meines Geistes, das meine Empfindungen einander nähert und vergleicht, diesen oder jenen Namen,

man nenne es Aufmerksamkeit, Nachdenken, Betrachtung, oder wie man sonst will: immer wird es sich als wahr herausstellen, daß es in mir selbst liegt, und nicht in den Dingen, daß ich einzig und allein die Operation vollbringe, obgleich ich sie nur bei Gelegenheit des Eindrucks vollbringe, den die Gegenstände auf mich machen. Ich bin zwar nicht Herr meiner Empfindung, aber doch Herr des größern oder mindern Nachdenkens über das, was ich empfinde.

Ich bin folglich nicht bloß ein empfindendes Wesen, das sich dabei passiv verhält, sondern auch ein mit dem Verstande thätiges Wesen; und was auch die Philosophie sagen mag, ich beanspruche die Ehre des Denkens. Ich weiß bloß, daß die Wahrheit in den Dingen, nicht aber in meinem Geiste liegt, der sie beurtheilt; je weniger ich aus mir zu diesen Urtheilen thue, desto sicherer bin ich, der Wahrheit mich zu nähern. Somit wird meine Regel, mich dem Gefühle mehr zu überlassen, als dem Verstande, durch den Verstand selbst gerechtfertigt.

Nachdem ich mich nun, so zu sagen, meiner selbst versichert habe, beginne ich, mich außer mir umzusehen. Mit einer Art von Schauder erblicke ich mich in das weite Weltgebäude geschleudert und dort verloren, gleichsam ersäuft in dem unermeßlichen Ocean der Wesen, ohne dabei nur zu wissen, was sie sind, sowohl an sich, als in Bezug auf mich. Ich studire sie, ich beobachte sie; und der erste Gegenstand, der sich mir zum Vergleiche darbietet, bin ich selbst.

Alles, was ich durch die Sinne wahrnehme, ist Materie, und ich leite alle wesentlichen Eigenschaften der Materie aus den durch die Sinne wahrnehmbaren Beschaffenheiten her, welche davon unzertrennlich sind. Ich finde die Materie bald in Bewegung, bald

in Ruhe;[14]) und folgere hieraus, daß weder die Ruhe, noch die Bewegung zu ihr als etwas Wesentliches gehöre, daß aber die Bewegung eine Handlung und die Wirkung einer Ursache sei, deren Nichtvorhandensein Ruhe heißt. Wirkt daher nichts auf die Materie ein, so bewegt sie sich auch nicht, und selbst dadurch, daß sie gegen Ruhe und Bewegung ganz gleichgültig ist, erscheint das Ruhen als ihr natürlicher Zustand.

An den Körpern nehme ich zwei Arten von Bewegung wahr, nämlich: eine mitgetheilte und eine selbstthätige und freiwillige. Bei der erstern liegt die bewegende Ursache außerhalb des bewegten Körpers, im zweiten Falle ist sie in ihm selbst. Hieraus aber werde ich nicht folgern, daß die Bewegung einer Uhr z. B. eine selbstthätige sei; denn wenn nichts von außen her auf die Feder einwirkte, so würde diese nicht streben sich auszudehnen, und also nicht an der Kette ziehen. Aus demselben Grunde werde ich auch dem Schmelzen keine Selbstthätigkeit zugestehen, so selbst dem Feuer nicht, wenn gleich dies das Schmelzen hervorbringt[15]).

Du wirst mich fragen, ob die Bewegungen der Thiere freiwillig sind; ich werde entgegnen, daß ich's selbst nicht weiß, daß ich's

---

[14]) Diese Ruhe ist, wenn man will, nur relativ. Weil wir aber ein Mehr oder ein Weniger in der Bewegung wahrnehmen, so greifen wir nach einem der beiden Extreme, und zwar nach der Ruhe. Und das begreift sich so leicht, daß wir sogar geneigt sind, den bloß relativen Begriff der Ruhe für einen absoluten zu nehmen. Es ist also nicht wahr, daß die Bewegung etwas Wesentliches an dem Begriffe: Materie sei, sobald als man dieselbe auch ruhend sich vorstellen kann.

[15]) Die Chemiker sehen das Phlogisticon oder den Wärmestoff als vertheilt, gebunden und ruhend in den Körpermischungen an, von welchen sie es als einen Theil betrachten. Nur von außen einwirkende Ursachen vermögen es zu entbinden, zu einigen, zu bewegen und in Feuer zu verwandeln.

aber zufolge der Analogie bejahen möchte. Du fragst mich ferner vielleicht: Wie ich denn wisse, daß es freiwillige Bewegungen gebe? Ich antworte: ich bin mir dessen durch mein Gefühl bewußt. Ich nehme mir vor, meinen Arm zu bewegen, und ich bewege ihn, ohne daß diese Bewegung eine andere unmittelbare Ursache hätte, als eben meinen Willen. Vergebens möchte man vernünfteln wollen, um in mir diese Gefühlsüberzeugung zu zerstören; sie ist viel stärker, als jeder Beweis, und eben so gut könnte man mir beweisen wollen, daß ich gar nicht existirte.

Wenn es gar keine Freiwilligkeit, weder in den Handlungen der Menschen, noch überhaupt auf der Erde gäbe, so würde man sehr in Verlegenheit gerathen, um sich eine erste Ursache aller Bewegung vorzustellen. Ich, meines Theils, bin so fest überzeugt, daß der natürliche Zustand der Materie das Ruhen ist und daß sie an und für sich keine Kraft zum Handeln hat, daß ich nur einen Körper in Bewegung zu sehen brauche, um auch alsbald zu schließen, dieser Körper sei entweder belebt, oder die Bewegung sei ihm mitgetheilt worden. Mein Geist kann sich durchaus bei der Idee von einer nicht organischen, aber sich selbst bewegenden, Thaten producirenden Materie nicht beruhigen.

Indessen ist das sichtbare Weltgebäude Materie, und zwar zerstreute, todte Materie [16]), die im Ganzen von Einheit, Organi-

---

16) Ich habe alle meine Kräfte angestrengt, mir ein lebendiges Klümpchen, Atom (molécule vivante), zu denken, allein es ist mir nicht möglich gewesen. Die Idee von einer Materie, welche empfindet, ohne Sinne zu haben, scheint mir schlechterdings undenkbar und ein Widerspruch. Um diese Idee annehmen oder zurückweisen zu können, müßte man sie erst bezeichnen lernen; ich gestehe, in dieser Hinsicht nie glücklich gewesen zu sein.

sation, gemeinsamer Empfindung der Theile eines belebten Körpers durchaus nichts besitzt; denn es ist bestimmt, daß wir, die wir Theile sind, uns keineswegs in dem Ganzen fühlen. Dieses Weltgebäude nun ist in Bewegung und in seiner regelmäßigen, gleichförmigen, unveränderlichen Gesetzen unterworfenen Bewegung findet sich gar nichts von der Freiheit, die in den willkührlichen Bewegungen der Menschen und Thiere vorhanden zu sein scheint. Die Welt ist also kein großes Thier, das sich von selbst bewegte. Folglich haben ihre Bewegungen eine äußere Ursache, die ich aber nicht wahrnehme. Allein meine innere Ueberzeugung macht mir diese Ursache so fühlbar, daß ich die Sonne nicht laufen sehen kann, ohne mir eine Kraft zu denken, von der sie getrieben wird, oder ohne daß ich, sobald die Erde es ist, die sich bewegt, die Hand zu empfinden glaubte, die sie herumschwingt.

Bin ich gezwungen, allgemeine Gesetze anzunehmen, deren eigentliche Verhältnisse zur Materie ich nicht begreife, um was bin ich dann weiter gekommen? Da diese Gesetze keine wirklichen Wesen, keine Substanzen sind, so müssen sie ebenfalls wieder einen mir unbekannten Grund haben. Erfahrung und Beobachtung haben uns mit den Gesetzen der Bewegung bekannt gemacht, aber diese Gesetze bestimmen nur die Wirkung, ohne uns die Ursache zu zeigen. Sie reichen bei weitem nicht hin, das Weltsystem und den Gang des Universums zu erklären. Des Cartes bildete zwar mit seinen Würfeln Himmel und Erde; allein er konnte diesen Würfeln keine ursprüngliche Bewegung geben, konnte das Spiel seiner Centrifugialkraft nicht anders ins Leben treten lassen als mittelst einer Rotations-Bewegung. Newton fand das Gesetz der Anziehung auf; aber die Anziehung allein würde das Universum bald in eine einzige unbewegliche Masse zusammenziehen; er mußte darum auch noch eine abstoßende Kraft annehmen, wenn er die Himmels-

körper ihre Curven wollte beschreiben lassen. Ich fordere den Des Cartes auf, mir zu erklären, welches Naturgesetz seine Wirbel in Bewegung gesetzt, und Newton, mir die Hand zu zeigen, welche die Planeten auf die Tangenten ihrer Kreise geschleudert hat.

Die letzten Ursachen der Bewegung liegen nicht in der Materie selbst; sie empfängt Bewegung und theilt sie mit, aber sie erschafft sie nicht von selbst. Je länger ich Wirksamkeit und Gegenwirksamkeit der auf einander einwirkenden Naturkräfte beobachte, desto deutlicher erkenne ich, daß ich von Wirkung auf Wirkung immer fort bis zu einem Willen, als der letzten Ursache gehen muß. Denn ein Aufsteigen der Ursachen bis ins Unendliche setzen, heißt am Ende gar nichts setzen. Mit einem Worte, jede Bewegung, die nicht die Folge einer andern Bewegung ist, kann nur von einer sich selbst bestimmenden freiwilligen That herrühren. Die leblosen Körper sind nur durch erhaltene Bewegung thätig, und es gibt ohne Willen keine wahre That. Das ist mein erster Grundsatz. Ich glaube daher, daß ein Wille das Universum bewegt und die Natur belebt. Das ist mein erstes Dogma, mein oberster Glaubensartikel.

Wie aber soll ein Wille eine physische und körperliche That hervorbringen können? Ich weiß es nicht, aber daß er sie hervorbringt, sehe ich an mir selbst. Ich will handeln, und ich handle; ich will meinen Körper bewegen, und mein Körper bewegt sich; daß aber ein lebloser, im Zustande der Ruhe sich befindender Körper sich von selbst bewege, oder Bewegung schaffe, ist mir unbegreiflich und auch ohne Beispiel. Den Willen kenne ich nur durch seine Thaten, nicht seiner Natur nach. Ich kenne diesen Willen als eine bewegende Ursache. Aber die Materie als Schöpferin der Bewegung begreifen, heißt offenbar eine Wirkung ohne Ursache begreifen, heißt im Allgemeinen Nichts begreifen.

Wie mein Wille den Körper in Bewegung zu setzen vermag, ist mir eben so unmöglich zu begreifen, als die Art, wie die sinnlichen Eindrücke von außen meine Seele berühren. Ich kann auch nicht einsehen, warum eigentlich das eine dieser beiden Geheimnisse erklärlicher sein soll, als das andere. Ich meines Theils, sei es nun, daß ich im leidenden oder im thätigen Zustande mich befinde, kann das Vereinigungsmittel beider Substanzen durchaus nicht fassen. Seltsam, daß man von dieser Unbegreiflichkeit selbst ausgeht, um diese beiden Substanzen selbst mit einander zu verwechseln, als ob Verrichtungen von so verschiedener Beschaffenheit begreiflicher würden, wenn man sie einem, als wenn man sie zwei Subjecten beilegt.

Allerdings ist das Dogma, das ich so eben aufgestellt habe, dunkel; aber es hat doch einen Sinn und enthält nichts, was der Vernunft und der Erfahrung widerspräche. Kann man dasselbe von dem Materialismus sagen? Erschiene die Bewegung als eine wesentliche Eigenschaft der Materie, wäre es dann nicht klar, daß dieselbe von ihr unzertrennlich sein, daß sie immer in gleichem Grade in ihr vorgefunden werden müßte, daß sie in jedem Theile der Materie nur stets als die nämliche sich darstellen, daß sie gar nicht mittheilbar erscheinen dürfte, daß sie keiner Vermehrung und Verminderung fähig sein könnte und Materie, im Zustand der Ruhe gedacht, unmöglich wäre? Sagt man mir, die Bewegung sei zwar nichts Wesentliches an der Materie, aber doch etwas Nothwendiges, so will man mich bloß durch Worte hinhalten, die sich leicht widerlegen ließen, wenn sie ein wenig mehr vernünftigen Sinn hätten. Denn entweder geht die Bewegung der Materie aus dieser selbst hervor, und alsdann ist sie an ihr etwas Wesentliches, oder sie rührt von einer äußern Ursache her, und ist dann bei der Materie nur insofern nothwendig, als die bewegende Ursache auf

die Materie einwirkt. Wir kommen alsdann wieder auf die erste Schwierigkeit zurück.

Die allgemeinen und abstracten Ideen sind die Quellen der größten menschlichen Irrthümer. Nie hat das Kauderwälsch der Metaphysik eine einzige Wahrheit entdeckt, es hat bloß die Philosophie mit Ungereimtheiten angefüllt, deren man sich schämt, sobald als man dieselben ihrer großartigen Worte entkleidet. Sage mir, Freund, ob man eine einzige Wahrheit in deinen Geist verpflanzt, wenn man von einer blinden Kraft spricht, die sich über die ganze Natur verbreiten soll? Man meint zwar etwas zu sagen, wenn man die vagen Worte: allgemeine Kraft, nothwendige Bewegung, braucht, sagt damit aber gar Nichts. Die Idee von der Bewegung ist nichts, als die Vorstellung der Versetzung von einem Raume in den andern; es ist gar keine Bewegung ohne eine gewisse Richtung denkbar, denn ein Einzel-Wesen kann sich nicht auf einmal nach allen denkbaren Richtungen hinbewegen. In welcher denkbaren Richtung nun bewegt sich denn die Materie mit Nothwendigkeit? Und hat denn die ganze Masse eines Körpers eine gleichförmig-gemeinschaftliche Bewegung oder hat jeder Atom desselben seine eigene? Der ersten Idee zufolge müßte das Universum eine dichte, untheilbare Masse bilden; der zweiten gemäß könnte es nur ein Fluidum sein, dessen Theile verstreut und unzusammenhängend erschienen, so daß nicht einmal zwei Atome je sich vereinigen könnten. Nach welcher Richtung hin wird diese, der gesammten Materie gemeinsame Bewegung sich wenden? Wird sie in gerader Linie, oder im Cirkel, nach der Höhe, oder nach der Tiefe, rechts oder links hin erfolgen? Hat aber jedes Theilchen der Materie seine besondere Richtung, welches sind alsdann die Ursachen aller dieser Richtungen und aller dieser Verschiedenheiten? Kann jeder Atom oder jedes Theilchen der Materie sich nur um seinen eignen Mittelpunkt drehen, so kann ja nie

etwas von der Stelle kommen und eine gemeinschaftliche (übergetragene) Bewegung nie Statt finden; und dabei müßte doch sogar diese kreisförmige Bewegung nach einer bestimmten Seite hin erfolgen. Legt man der Materie die Bewegung in abstracto bei, so spricht man ins Blaue hinein, gibt man ihr eine bestimmte Bewegung, so setzt man zugleich auch eine sie bestimmende Ursache. Je mehr ich einzelne Kräfte schaffe, desto mehr neue Ursachen wollen erklärt sein, und dennoch findet sich das gemeinsame Agens nicht, das sie alle bestimmt. Weit entfernt, mir irgend einen Plan in dem zufälligen Zusammentreffen der Urstoffe vergegenwärtigen zu können, kann ich mir nicht einmal einen Streit zwischen ihnen denken; das Chaos des Weltalls ist mir unbegreiflicher, wie dessen Harmonie. Ich kann mir recht gut denken, daß der Mechanismus der Welt Etwas dem menschlichen Geiste Unbegreifliches sein muß; allein sobald sich ein Mensch darauf einläßt, diese Sache zu erklären, so verlange ich auch, daß er etwas vorbringt, was ein Mensch begreifen kann.

Führt mich die in Bewegung befindliche Materie auf einen Willen, so führt mich die nach gewissen Gesetzen bewegte Materie auf einen Verstand. Das ist mein zweiter Glaubensartikel. Handeln, vergleichen, wählen sind die Beschäftigungen eines thatkräftigen, denkenden Wesens. Dieses Wesen ist also vorhanden. Wo aber erblickst du es denn? wird man mich fragen. Nicht allein in den dahin rollenden Welten, in den leuchtenden Sternen, nicht bloß in mir selbst, sondern auch in dem weidenden Schafe, in dem fliegenden Vogel, in dem fallenden Steine, in dem vom Winde entführten Blatte.

Ich lege der Welt Ordnung bei, obgleich ich ihren Endzweck nicht kenne; denn um von dieser Ordnung einen Begriff zu bekommen, reicht es schon hin, einige Theile mit einander zu vergleichen, ihr

Zusammentreffen, ihre Beziehungen, in denen ich Harmonie finde, zu beobachten. Es ist mir unbekannt, warum die Welt da ist, aber ich bemühe mich fortwährend, ihre Modificationen kennen zu lernen, das innige Ineinanderwirken zu durchschauen, durch das die Dinge, aus denen die Welt besteht, sich gegenseitig Beistand leisten. Ich gleiche einem Menschen, der zum ersten Male eine offene Uhr sieht, und nicht fertig werden kann, das Werk anzustaunen, obgleich er den Zweck der Maschine nicht kennt, und das Zifferblatt noch nicht gesehen hat. Ich weiß zwar nicht, wird dieser sagen, wozu das Alles dient; aber ich sehe, daß jedes Stück genau in das andere paßt; ich bewundere den Künstler in den einzelnen Theilen seines Werkes, und bin versichert, daß alle diese Räder eines gemeinsamen Endzwecks willen so einstimmig sich bewegen, ob ich gleich diesen Endzweck nicht entdecken kann.

Vergleichen wir darum die besonderen Zwecke, die Mittel, die geregelten Verhältnisse aller Arten, und hören wir dann auf die Stimme in unsrer Brust. Welche gesunde Vernunft kann wohl ihr Zeugniß verwerfen? Welchem unpartheiischen Auge kündigt nicht die sichtbare Ordnung in dem Weltgebäude eine höchste Vernunft an? Und wie viele Sophismen muß man nicht auf einander thürmen, um die Harmonie der Wesen und das bewunderungswürdige Ineinangreifen jedes einzelnen Theiles zur Erhaltung des Ganzen nicht zu erblicken? Man rede mir, soviel man immer wolle, von stets wechselnden Combinationen vor, es wird mich nicht befriedigen, wenn man mir nicht Ueberzeugung abnöthigen kann! und wie will man denn das ganz unwillkührliche Gefühl in mir zum Schweigen bringen, das sogar gegen meinen Willen diese Sophismen der Lügen zeiht? Haben sich die organischen Körper wirklich nur durch tausenderlei Zufälle verbunden, bevor sie noch bestimmte, feste Formen annahmen, bildeten sich anfänglich erst Magen ohne Mund,

Füße ohne Kopf, Hände ohne Arme, kurz allerhand unvollkommene organische Wesen, die nicht mehr vorhanden sind, weil sie sich nicht erhalten konnten, warum ereignet sich denn jetzt keiner dieser unförmlichen Versuche mehr? Warum hat denn die Natur sich erst später Gesetze gebildet, warum hat sie denselben nicht gleich vom Anfange herein Folge geleistet? Allerdings, ich gebe das zu, darf es mich nicht in Verwunderung setzen, wenn etwas geschieht, was ins Reich der Möglichkeit gehört, wenn die Räthselhaftigkeit eines Ereignisses durch die Masse unendlich wechselnder Erscheinungen aufgehoben wird. Wenn man mir indessen sagte, daß die Lettern einer Druckerei, durch den Zufall untereinander gewürfelt, die Aeneide abgesetzt producirten, so würde ich mir nicht einmal die Mühe nehmen, zu untersuchen, ob in dieser Lüge eine Wahrheit sei. Du berücksichtigst aber die Unzahl der möglichen Wechselfälle nicht, wird man mir sagen. Aber wie viele solcher Durcheinanderwürfelungen muß ich denn erst voraussetzen, ehe eine solche Combination nur wahrscheinlich wird? Erblicke ich, meines Theils, nur einen einzigen solchen Wurf (Mischfall), so wette ich tausend gegen eins, daß er nicht die Wirkung des Zufalls ist. Man bemerke daneben, daß Combinationen und verschiedene Zusammenstellungen nur ein Product liefern, daß gleicher Natur mit den Urstoffen ist, daß Organisation und Leben nicht aus einem etwaigen Zusammentreffen von Atomen hervorgehen können, und daß der Chymiker, möge er seine Mischungen zusammensetzen, wie er wolle, auf keinen Fall in seinem Schmelztiegel ein denkendes und empfindendes Wesen hervorbringen werde. 17)

17) Sollte man wohl glauben, wenn nicht Beweise vorlägen, daß die menschliche Phantasie sich je so weit verirren könnte? Amatus Lusitanus versicherte, einen kleinen Menschen, von der Länge eines Zolles,

Ich habe den Nieuwentit *) mit Erstaunen, fast mit Aergerniß gelesen. Wie hat dieser Mann sich unterfangen können, ein Buch über die Wunder der Natur zu schreiben, aus denen die Weisheit des Schöpfers hervorleuchtet? Sein Buch müßte so groß sein, wie die Welt, und dennoch würde er den Gegenstand nicht erschöpfen können; denn sobald man hier in Einzelheiten eingeht, verschwindet das größte Wunder, nämlich die Harmonie und Einstimmung des Alles. Schon das Genus der lebendigen und organischen Körper ist ein Abgrund für den menschlichen Geist; die unumstößliche Scheidewand, welche die Natur zwischen die verschiedenen Arten der Geschöpfe gestellt hat, auf daß sie nicht in einander verschwimmen, läßt uns ihre Absichten auf das Klarste durchschauen. Es genügte ihr nicht, Ordnung einzuführen, sie hat auch bestimmte Maßregeln genommen, daß nichts diese Ordnung zu stören vermag.

Es gibt im ganzen Universum kein Wesen, das man nicht in gewisser Rücksicht als den gemeinsamen Mittelpunkt aller übrigen ansehen könnte, um den sie nicht so geordnet erscheinen könnten, daß sie sich wechselsweise wie Zwecke und Mittel zu einander verhielten.

---

in einem Glase eingeschlossen gesehen zu haben, den Julius Camillus, gleich einem zweiten Prometheus, vermöge alchymistischer Wissenschaft hervorgebracht habe. Paracelsus, in seinem Werke de natura rerum lehrt das Geheimniß, solche kleine Männer hervorzubringen, und behauptet, die Pygmäen, Faunen, Satyrn, Nymphen wären auf chemischem Wege erzeugt worden. Wahrhaftig, ich weiß nicht, was man noch groß zu thun haben sollte, um die Möglichkeit solcher Dinge außer allen Zweifel zu setzen, als daß man nur noch vorgibt, es widerstehe das organische Leben auch der Hitze des Feuers, und seine Atome könnten auch in den Reverberirofen am Leben erhalten werden.

*) Weltbetrachtung zur Erkenntniß Gottes. Aus dem Holländ. mit Anmerkungen von Segner. Jena 1747.

Der Geist verschwimmt und verliert sich in der Unendlichkeit dieser Verhältnisse, von denen doch nicht ein einziges in der Masse verschwimmt oder untergeht. Wie abgeschmackt also sind die Hypothesen, diese vollkommne Harmonie aus einem blinden Mechanismus der zufällig bewegten Materie herzuleiten! Die, welche die Einheit der Absicht läugnen, die sich in den Verhältnissen aller einzelnen Theile zu dem großen Ganzen offenbart, mögen ihren Galimathias immerhin hinter Abstraction, Coordination, allgemeine Principien und sinnbildliche Redensarten verstecken: mir bleibt es bei allen ihren Anstrengungen unmöglich, eine Kette so innig und fest geordneter Wesen zu denken, ohne eine ordnende Vernunft dabei vorauszusetzen. Es hängt nicht von mir ab, ob ich glauben will, daß die passive und leblose Materie hat lebende und empfindende Wesen hervorbringen können, daß ein blindes Geschick hat vernünftige Wesen schaffen können, daß das, was nicht denkt, Wesen hat zu erzeugen vermocht, welche denken.

Ich bin daher überzeugt, daß die Welt durch einen mächtigen und weisen Willen regiert wird; ich sehe es, oder vielmehr ich empfinde es, und es ist dieses Bewußtsein eine Sache von Wichtigkeit für mich. Allein, ist diese Welt ewig, oder ist sie geschaffen worden? Haben alle diese Dinge nur einen einzigen Urgrund? Gibt es deren zwei oder noch mehrere, und welches ist ihre Natur? Ich weiß von alle Dem nichts; und wozu nützt es auch? In dem Maße, als diese Kenntnisse für mich Interesse bekommen, werde ich mich auch anstrengen, sie zu erwerben. Bis dahin aber verzichte ich auf müßige Fragen, die meine Selbstliebe beunruhigen könnten, dabei aber für mein Handeln von keinem Nutzen sind und über meinen Horizont gehen.

Rufe Dir ja immer ins Gedächtniß, daß ich meine Meinung nicht lehre, sondern nur darlege. Die Materie sei ewig oder geschaffen,

es liege in ihr ein passives Grundelement oder gar keins: immer bleibt es gewiß, daß das Ganze eins ist und eine einzige Urvernunft beurkundet; denn ich gewahre nichts, was nicht in ein und dasselbe System eingeordnet erschiene und nicht auf denselben Zweck hinausliefe, nämlich auf die Erhaltung des Ganzen in der einmal bestimmten Ordnung. Dieses Wesen, welches will und kann, dieses an sich thätige Wesen, kurz dieses Wesen, sei es auch, was es sei, das das Weltgebäude in Bewegung setzt und alle Dinge ordnet, nenne ich Gott. Ich verbinde mit diesem Namen die Ideen: Verstand, Kraft, Willen zusammengenommen. Die Güte ist eine nothwendige Folge davon. Demungeachtet aber kenne ich das Wesen, dem ich einen Namen gegeben habe, nicht besser. Es entzieht sich meinem Verstande eben so gut, wie meinen Sinnen. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr schwinden mir die Sinne. Ich weiß ganz gewiß, daß es existirt und daß es durch sich selbst existirt. Ich weiß, daß meine Existenz von der seinigen abhängt, und daß alle Dinge, die ich kenne, durchaus in dem nämlichen Falle sich befinden. Ich werde Gott überall in seinen Werken gewahr, ich fühle ihn in mir, ich erkenne ihn rings um mich her. Sobald ich ihn aber an sich selbst betrachten will, sobald ich finden will, wo er ist, was er ist, worin sein Wesen besteht, so entflieht er mir, mein Geist verwirrt sich und ich werde gar nichts mehr gewahr.

Bin ich völlig durchdrungen von meiner Unzulänglichkeit, so werde ich auch nie über die Natur Gottes grübeln, ich müßte denn durch das Gefühl meiner Beziehungen zu ihm dazu genöthigt werden. Solche Grübeleien sind immer verwegen. Ein vernünftiger Mann sollte sich derselben nie ohne Zittern hingeben, sollte überzeugt sein, daß er nicht geschaffen worden ist, hier auf den Grund zu kommen. Denn unbestritten ist es eine größere Beleidigung des göttlichen Wesens, unrichtige Begriffe von ihm zu haben, als gar keine.

Nachdem ich die Eigenschaften der Gottheit entdeckt habe, mittelst welcher ich ihr Dasein erkenne, kehre ich wieder auf mich zurück und untersuche, welchen Rang ich in der von der Gottheit geleiteten Ordnung der Wesen, so weit ich diese überschauen kann, einnehme. Ich finde mich meiner Gattung nach unbestritten auf der obersten Stelle. Denn durch meinen Willen und durch die Werkzeuge, die mir zu seiner Ausführung zu Gebote stehen, habe ich mehr Macht, um auf alle die Körper, die mich umgeben, einzuwirken, mich ihrem Einflusse zu überlassen oder zu entziehen, jenachdem dies mir beliebt, als irgend ein anderer Körper gegen meinen Willen und bloß durch seine physische Gewalt auf mich einzuwirken vermag, und durch meinen Verstand erscheine ich als der einzige, dem die Aufsicht über das Ganze zusteht. Wo ist, außer dem Menschen, hienieden das Wesen, das alle anderen zu beobachten, zu messen, zu berechnen, ihre Bewegungen, ihre Wirkungen vorherzusehen und gleichsam die Empfindung der gemeinsamen Existenz an die seiner eignen Existenz zu knüpfen im Stande wäre? Was ist also Lächerliches an dem Gedanken, daß Alles für mich geschaffen sei, da ich der Einzige bin, der Alles auf sich zu beziehen vermag?

So ist es denn wahr, daß der Mensch der König der Erde ist, die er bewohnt; denn er bändigt nicht bloß die Thiere, er verfügt durch seine Geschicklichkeit nicht bloß über die Elemente, sondern er ist auch der Einzige auf der Erde, der dies zu thun vermag; selbst die Sterne eignet er durch Betrachtung sich an, obgleich er ihnen nicht zu nahen im Stande ist. Man zeige mir doch ein anderes lebendiges Geschöpf der Erde, das Gebrauch von dem Feuer zu machen weiß, das die Sonne zu bewundern versteht? Wie! ich kann die Wesen und ihre Verhältnisse beobachten, erkennen; ich kann empfinden, was Ordnung, Schönheit, Tugend ist; ich kann das Weltgebäude meiner Betrachtung unterwerfen, kann mich zu der Hand

empor versetzen, die es trägt; kann das Gute lieben, thun, und sollte mich mit den Thieren vergleichen? Verworfene Seele, deine traurige Philosophie macht dich zu ihres Gleichen! Oder vielmehr, umsonst willst du dich selbst so herabwürdigen; dein eigner Geist zeugt gegen diese Grundsätze, dein wohlwollendes Herz straft deine Lehre Lügen, und sogar der Mißbrauch deiner Kräfte beweist, dir zum Verdrusse, deinen Vorzug.

Ich, meines Theils, der kein System zu vertheidigen hat, ich einfacher und aufrichtiger Mensch, den keine Partheiwuth hinreißt und der ich, zufrieden mit der Stelle, wo mich Gott angewiesen hat, nicht nach der Ehre strebe, das Haupt einer Secte zu heißen, ich finde, nächst Gott, nichts Besseres als mein Geschlecht, und hätte ich freie Wahl rücksichtlich meiner Stellung in der Reihe der Wesen, was könnte ich Besseres wählen, als ein Mensch sein?

Diese Betrachtung macht mich nicht sowohl stolz, als daß sie mich vielmehr rührt. Denn diese Stellung ist ja nicht das Werk meiner Wahl, und ein Wesen, das noch nicht vorhanden war, hatte dieselbe sicher nicht als Verdienst zu beanspruchen. Kann ich mich aber so ausgezeichnet erblicken, ohne mich deswegen, daß ich einen so ehrenvollen Rang einnehme, glücklich zu preisen, ohne die Hand zu segnen, die mich dahin gesetzt hat? Gleich nach meiner ersten Rückkehr in mich selbst entsteht in meinem Herzen ein Gefühl der Dankbarkeit und des Preises gegen den Schöpfer meines Geschlechts, und aus diesem Gefühle entspringt meine erste Demüthigung vor der wohlthätigen Gottheit. Ich bete sie an, die Allmacht, und bin ergriffen von ihren Wohlthaten. Es bedarf keineswegs, diesen Cultus mir einzuprägen, die Natur selbst hat mir ihn geoffenbart. Ist es nicht eine natürliche Folge der Liebe zu mir selbst, denjenigen zu verehren, der mich beschützt, den zu lieben, der mir wohl will?

Allein ich möchte nun auch den Platz kennen, den ich als Individuum meines Geschlechts einnehme, und betrachte ich darum die ganze Einrichtung, die verschiedenen Abstufungen und die Menschen, die sich auf denselben befinden, wie erscheine ich mir dann? Welch ein Schauspiel! Wo ist die Ordnung, die ich vorher wahrgenommen hatte? Das große Bild der Natur zeigte mir überall Harmonie und Ebenmaß, das Gemälde des Menschengeschlechts bietet mir Verwirrung, Unordnung! Unter den Urstoffen herrscht Einklang, die Menschen erscheinen mir in einem Chaos! Die Thiere sind glücklich, ihr Herr allein ist elend! O Weisheit, wo sind deine Gesetze! O Vorsehung, ist dies deine Weltregierung? Ewige Güte, wo ist deine Macht hin? Ich erblicke das Böse auf der Erde!

Solltest du es wohl glauben, mein theurer Freund, daß sich aus diesen niederschlagenden Betrachtungen, aus diesen scheinbaren Widersprüchen in mir die erhabensten Ideen meiner Seele bildeten, zu denen ich bisher, trotz meiner Untersuchungen, nicht gelangen konnte? Mein Nachsinnen über die Natur des Menschen ließ mich anscheinend zwei verschiedene Grundelemente entdecken, von denen das eine ihn zur Erforschung ewiger Wahrheiten, zur Liebe und Gerechtigkeit und zu dem sittlich Schönen in die Regionen der moralischen Welt erhob, in deren Betrachtung die Seligkeit des Weisen besteht; das andere aber ihn niedriger Weise auf sich selbst herabzog, ihn der Herrschaft der Sinne und deren Dienern, den Leidenschaften, Preis gab und dadurch gegen alles das ankämpfte, was das edle und erhabene Gefühl des erstern ihm einflößte. Indem ich mich von diesen beiden sich entgegengesetzten Regungen fortgerissen, angefochten fühlte, sagte ich zu mir selbst: Nein, der Mensch ist nichts Einiges; ich will und will auch nicht; ich erscheine mir zu gleicher Zeit als Sclave und als Freier; ich erkenne das Gute, ich liebe es, und thue doch das Böse; ich erscheine mir als ein Handelns kräftiges Wesen, wenn ich der

Vernunft Gehör gebe, als leidend, wenn meine Leidenschaften mich fortreißen und meine größte Qual, wenn ich unterliege, ist das Gefühl, daß ich hätte widerstehen können.

Jüngling, schenke meinen Worten Vertrauen, ich werde immer aufrichtig sein. Wenn das Gewissen das Werk der Vorurtheile ist, so habe ich offenbar unrecht, und es gibt keine begründete Moral. Allein wenn das Bestreben, sich Allem vorzuziehen, was dem Menschen von Natur eigen ist, und wenn demungeachtet das Grundgefühl der Gerechtigkeit dem menschlichen Herzen inne wohnt, so mag derjenige, der den Menschen zu einer Einheit macht, diese Widersprüche heben, und ich will alsdann auch gern nur eine einzige Substanz in ihm wahrnehmen.

Du wirst bemerken, daß ich unter Substanz im Allgemeinen ein Wesen verstehe, welches mit irgend einer ursprünglichen Eigenschaft begabt ist, abgesehen von allen besondern und erst wieder abgeleiteten Beschaffenheiten. Angenommen nun, daß alle ursprünglichen Eigenschaften, die uns bekannt sind, in ein und demselben Wesen sich vereinigen ließen, so dürfte man eine einzige Substanz annehmen; allein finden sich in ein und demselben Wesen ursprüngliche Eigenschaften, die sich gegenseitig ausschließen, so müssen wir auch so viele Substanzen annehmen, als sich von den obigen Ausschließungen finden lassen. Denke darüber nach; ich, meines Theils, darf die Materie, trotz der Belehrungen Locke's, nur als ausdehnbar und theilbar erkannt haben, um überzeugt zu sein, daß sie nicht denken kann. Und wenn ein Philosoph kommt und mir sagt, die Bäume und die Felsen denken, 18) so mag er mich immerhin mit

---

18) Es will mich bedünken, als habe die neue Philosophie nicht sowohl entdeckt, daß die Felsen denken, als vielmehr, daß die Menschen nicht denken. Sie findet bloß Wesen in der Natur, welche empfinden, und der ganze Unterschied, den sie zwischen einem Menschen und einem

seinen Spitzfindigkeiten in Verlegenheit setzen, ich sehe in ihm doch nur einen unehrlichen Sophisten, der den Steinen lieber Empfindung beilegen, als dem Menschen eine Seele zugestehen will.

Wir wollen uns einen Tauben denken, der das Vorhandensein der Töne läugnet, weil sie noch nie sein Ohr berührt haben. Ich

---

Steine auffindet, ist der, daß der Mensch ein mit Bewußtsein empfindendes Wesen ist, der Stein aber ein ohne Bewußtsein empfindendes Wesen. Gesetzt nun, es sei wahr, daß die Materie empfinde, wo werde ich denn die empfindende Einheit, wo das individuelle Ich gewahr? Ist dies in jedem Atome der Materie zu finden, oder bloß in den daraus zusammengesetzten Körpern? Soll ich diese Einheit in gleichem Maße in den flüssigen und in den festen Körpern, in den zusammengesetzten und in den Urstoffen voraussetzen? Es gibt, entgegnet man, nur Individua in der Natur! Allein welches sind denn diese Individua? Ist dieser Stein ein solches, oder ist er nur ein Aggregat von Individuen? Ist er nur ein einziges empfindendes Wesen, oder enthält er solcher Wesen so viele, wie er Sandkörner zählt? Wenn jeder Atom ein empfindendes Wesen ist, wie soll ich mir dann die innige Vereinigung denken, nach der sich ein Theilchen so ganz in dem andern empfindet, daß ihre Ich's sich in einem einzigen Ich verlieren? Die Attraction (Anziehung) mag ein Naturgesetz sein, das für uns Geheimniß ist; allein wir wissen doch soviel, daß die Attraction, während sie nach Verhältniß der Massen wirkt, sich mit der Ausdehnbarkeit und Theilbarkeit verträgt. Kann man das Nämliche von der Empfindung sagen? Die empfindenden Theile erscheinen ausgedehnt, aber das empfindende Wesen erscheint untheilbar und eins. Es vertheilt sich nicht, es erscheint als etwas Ganzes oder gar Nichts. Das empfindende Wesen ist also kein Körper. Ich weiß nicht, wie unsre Materialisten es meinen, mir scheint aber, daß eben die Schwierigkeiten, welche sie zwingen, das Denken wegzuläugnen, sie auch nöthigen müßten, das Empfinden zu negiren; und ich begreife nicht, warum sie den zweiten Schritt scheuen, da sie den ersten gewagt haben. Was würde dies ihnen mehr kosten? Da sie ganz bestimmt wissen, daß sie nicht denken, warum wollen sie die Kühnheit haben, das Empfinden zu behaupten?

stelle ein Saiteninstrument vor ihm auf, und bewirke, daß es durch die Berührung eines andern ihm nicht sichtbaren Saiteninstruments zugleich mit nachklingt. Der Taube sieht die Saiten erzittern; ich sage ihm, dies Zittern hier wird durch einen Ton hervorgebracht. Auf keinen Fall, antwortet er; die Ursache von dem Erzittern der Saite liegt in ihr selbst; folglich ist das Zittern eine allen Körpern gemeinsame Eigenschaft. Hierauf entgegne ich ihm: So zeige mir doch dieses Zittern an anderen Körpern, oder wenigstens die Ursache davon bei dieser Saite? Das kann ich nicht, erwiedert der Taube, aber weil ich nicht weiß, aus welchem Grunde diese Saite bebt, warum soll ich denn dieses Beben durch deine Töne mir erklären, von denen ich ganz und gar keinen Begriff habe? Das heißt ja eine dunkle Thatsache durch eine noch dunklere Ursache erklären. Laß mich entweder deine Töne wahrnehmen oder ich behaupte, sie sind gar nicht vorhanden.

Jemehr ich über das Denken und über die Natur des menschlichen Geistes reflectire, desto mehr finde ich, daß das Urtheil der Materialisten denen der Gehörlosen gleicht. Sie sind in der That taub gegen die innere Stimme, welche ihnen mit einem Tone zuruft, der nur schwer mißverstanden werden kann. Keine Maschine denkt, nirgends bringt eine Bewegung, oder eine Gestalt Betrachtungen hervor. Es gibt Etwas in dir, das die Bande zu zerreißen sucht, die es fesseln. Der Raum ist nicht dein Maß, das ganze Weltgebäude ist nicht groß genug für dich; deine Empfindungen, dein Verlangen, deine Unruhe, sogar dein Stolz haben einen andern Grund, als dieser Körper, in den du dich eingekerkert fühlst.

Kein materielles Wesen ist an sich selbst thätig, ich aber, ich bin es. Man mag mir dies immerhin streitig machen, ich fühle dies, und dieses Gefühl, das zu mir spricht, ist stärker, als der

Grund, der es bestreitet. Ich habe einen Körper, auf den andere einwirken, auf welche er einwirkt; diese Gegenseitigkeit steht außer Zweifel; allein mein Wille ist ganz unabhängig von meinen Sinnen; ich mag einwilligen oder widerstehen, unterliegen oder überwinden, immer fühle ich ganz bestimmt, daß ich entweder thue, was ich gewollt habe, oder daß ich bei meinem Thun nur den Leidenschaften gefolgt bin. Nie fehlt mir die Macht zu wollen, wohl aber die Kraft es auszuführen. Ueberlasse ich mich den Versuchungen, so handle ich dem Antriebe äußerer Gegenstände gemäß. Mache ich mir dieser Schwachheit willen Gedanken, so folge ich nur meinem Willen; durch meine Fehler werde ich zum Sclaven, frei aber durch mein Gewissen. Das Gefühl meiner Freiheit erlischt nie in mir, wenn ich nicht ganz im Laster untergehe, und nicht endlich die Mahnung der Seele behindere, über das Gesetz des Körpers Gewalt zu üben.

Was der Wille ist, weiß ich nur, indem ich den meinigen fühle, und der Verstand ist mir nicht besser bekannt. Fragt man mich nach der Ursache, die meinen Willen bestimmt, so frage ich im Gegentheil nach der Ursache, die meinen Verstand bestimmt. Denn es ist klar, daß diese beiden Ursachen nur eine einzige ausmachen, und wenn man recht ordentlich begreift, daß der Mensch bei seinen Urtheilen in Thätigkeit sich befindet, daß sein Verstand nur die Kraft ist, zu vergleichen und zu urtheilen: so wird man gewahr werden, daß seine Freiheit ein ähnliches Vermögen ist, oder von ersterem hergeleitet werden kann. Er wählt das Gute, so wie er über das Wahre entschieden hat; wenn er falsch urtheilte, wählt er auch übel. Welches ist also die Ursache, die seinen Willen bestimmt? Sein Urtheil. Und welche Ursache bestimmt sein Urtheil? Sein Denkvermögen, seine Urtheilskraft. Die bestimmende Ursache ist also in ihm selbst vorhanden. Von dem, was darüber hinaus liegt, weiß ich nichts mehr.

Ohne Zweifel bin ich nicht frei, mein eigenes Wohl nicht zu wollen. Ich kann, mit Freiheit, mein eigenes Uebel nicht wählen. Aber meine Freiheit besteht eben darin, daß ich nur das wollen kann, was mir zusagt, oder was ich wenigstens dafür halte, ohne daß etwas von außen mich bestimmte. Geht daraus, daß ich nicht die Gewalt habe, ein anderer zu sein, als ich selbst, hervor, daß ich nicht auch Herr über mich sein könnte?

Der letzte Grund einer jeden Handlung liegt in dem Willen eines freien Wesens; über denselben hinaus kann man nicht kommen. Nicht das Wort: Freiheit ist ein Wort ohne Sinn, sondern das Wort: Nothwendigkeit. Eine Handlung, eine Wirkung annehmen, die nicht aus einer thätigen Ursache sich herleiten ließe, hieße wahrhaftig Wirkungen ohne Ursachen statuiren, hieße sich fehlerhafter Weise im Cirkel herumdrehen. Es gibt entweder gar keinen ersten Beweggrund, oder jeder erste Beweggrund hat keine Ursache vor sich, und es gibt keinen wahren Willen ohne Freiheit. Der Mensch ist also in seinen Handlungen frei, und als solcher von einer unmateriellen Substanz belebt. Das ist mein dritter Glaubensartikel. Aus diesen drei ersten Sätzen wirst du alle andern sehr leicht ableiten können, ohne daß ich fortfahre, sie aufzuzählen.

Wenn der Mensch thatkräftiges und freies Wesen ist, so handelt er auch an und aus sich selbst. Alles was er daher kraft seiner Freiheit thut, gehört nicht in das von der Vorsehung geordnete System und kann derselben folglich nicht angerechnet werden. Sie will das Böse nicht, was der Mensch thut, wenn er die ihm gegebene Freiheit mißbraucht, allein sie hindert ihn auch nicht, es zu thun, sei es nun, daß das Böse, was von einem so schwachen Wesen verübt wird, in ihren Augen nichts ist, oder sei es, daß sie es nicht hindern kann, wenn sie nicht seine Freiheit beeinträchtigen und

durch Herabsetzung seiner Natur ein größeres Uebel herbeiführen will. Sie hat ihn frei geschaffen, nicht, damit er das Böse wähle, sondern das Gute. Sie hat ihn in den Stand gesetzt, die letztere Wahl zu treffen, wenn er nur die Kräfte recht gebraucht, die sie ihm verliehen hat. Sie hat aber zu gleicher Zeit diese Kräfte so beschränkt, daß der Mißbrauch der ihm gestatteten Freiheit die Ordnung des Ganzen nicht zu beeinträchtigen vermag. Das Böse, das der Mensch thut, fällt auf ihn zurück, ohne in dem Zusammenhange der Welt etwas zu ändern, ohne das Fortbestehen des Menschengeschlechts, gleichsam auch gegen seinen Willen, zu beeinträchtigen. Darüber murren, daß Gott den Menschen nicht hindert, Böses zu verüben, heißt, darüber murren, daß er ihn mit einer so erhabenen Natur begabt hat, daß er in die Handlungen dieses Wesens Moralität gelegt hat, daß er ihn berechtigt hat, tugendhaft zu werden. Die größte Seligkeit besteht in der Zufriedenheit mit sich selbst. Um diese Seligkeit zu erringen, wurden wir auf diese Erde gesetzt, wurde uns die Freiheit gegeben, werden wir durch die Leidenschaften versucht, werden wir durch das Gewissen gewarnt. Was konnte sogar die göttliche Allmacht mehr zu unserm Besten thun? Konnte sie einen Zwiespalt in unsre Natur bringen und denjenigen für gute Thaten belohnen, der nichts Böses verüben kann? Wie? Um den Menschen am Bösesthun zu behindern, hätte er auf den Naturtrieb eingeschränkt, zum Thiere erniedrigt werden sollen? Mit Nichten. Gott, Schöpfer meiner Seele, nie will ich dir Vorwürfe darüber machen, daß du mich nach deinem Bilde geschaffen hast, auf daß ich frei, gut und selig werden könne, wie du es bist!

Der Mißbrauch unsrer Seelenvermögen macht uns unglücklich und böse. Unsern Gram, unser Leid, unsre Bekümmernisse schaffen wir uns selbst. Das sittliche Uebel ist unbestritten unser Werk, und das physische Uebel würde ohne unsre Fehler, welche uns für dasselbe

empfänglich machen, nichts sein. Läßt nicht unsrer eigenen Erhaltung willen die Natur uns unsre Bedürfnisse fühlen? Ist Körperschmerz nicht ein Beweis, daß die Maschine gestört worden ist, eine Mahnung also, ihr zu Hülfe zu kommen? Der Tod — sind es nicht die Bösen, die ihr und unser Leben vergiften? Wer wünscht zudem, immerfort zu leben? Der Tod ist das Heilmittel gegen die Uebel, welche die Menschen einander zufügen. Die Natur hat gewünscht, euch nicht fortwährend leiden zu lassen. Wie wenigen Uebeln ist der Mensch unterworfen, der in ursprünglicher Einfachheit dahin lebt! Er lebt fast eben so frei von Krankheiten, als von Leidenschaften, er sieht den Tod nicht kommen und fühlt ihn nicht. Fühlt er ihn, so sind auch Leiden da, welche denselben herbeiwünschen lassen und von diesem Augenblicke an ist der Tod kein Uebel mehr für ihn. Wenn wir zufrieden wären mit dem, was wir sind, so hätten wir nicht Ursache, unser Loos zu beweinen. Aber dadurch, daß wir nach einem eingebildeten Glücke streben, ziehen wir uns tausenderlei wirkliche Uebel zu. Wer nicht versteht, ein wenig Leiden zu ertragen, muß gewärtig sein, viele zu übernehmen. Wer seine Körperconstitution durch ein regelloses Leben verdorben hat, will sie durch Arzneimittel wieder herstellen, gesellt also dem Uebel, das er empfindet, auch noch das bei, was er fürchtet. Dieses Voraussehen des Todes macht denselben schrecklich und beschleunigt ihn. Je mehr man vor ihm zu entfliehen gedenkt, desto mehr empfindet man ihn; und man stirbt sein ganzes Leben hindurch vor Schrecken, während man die Natur der Uebel willen anklagt, die man sich doch selbst zugezogen hat, weil man die Natur nicht beachtete.

Mensch, suche den Urheber des Uebels nicht weiter auf, du selbst bist dieser Urheber. Es existirt weiter kein Uebel, als das, was du thust, oder was du leidest und beides rührt von dir

selbst her. Als allgemeines Uebel könnte nur eine chaotische Verwirrung gellen, allein ich finde im Plane der Welt eine Ordnung, die unabweisbar ist. Das besondere Uebel liegt bloß in der Empfindung des Wesens, welches duldet; und diese Empfindung hat der Mensch nicht von der Natur empfangen, er hat sie sich selbst gegeben. Der Schmerz hat wenig Gewalt über denjenigen, der wenig Betrachtungen anstellt, der weder Erinnerung noch Voraussicht besitzt. Vernichtet unsre kläglichen Fortschritte, vernichtet unsre Irrthümer und Laster, vernichtet das Menschenwerk und es ist Alles gut.

Wo Alles gut ist, da gibt es nichts Ungerechtes. Die Gerechtigkeit ist unzertrennlich von der Güte. Die Güte aber ist die nothwendige Wirkung einer Allmacht, einer Selbstliebe, die jedem Wesen, das sich fühlt, wesentlich zugehört. Wer Alles kann, der breitet, so zu sagen, sein Dasein zugleich mit über das Dasein anderer Wesen aus. Hervorbringen und erhalten sind die fortwährenden Aeußerungen der Macht; sie wirkt nie auf Etwas, was nicht da ist. Gott ist nicht ein Gott der Todten, er kann, ohne sich selbst Abbruch zu thun, nicht zerstören und Uebel zufügen. Wer Alles kann, der kann nichts anderes wollen, als was gut ist.[19]) Das allerhöchst gute Wesen muß darum, weil es allmächtig ist, auch höchst gerecht sein, sonst würde es einen Widerspruch in sich selbst haben; denn **Güte** ist die Liebe zu der Ordnung, in wiefern diese aus ihr hervorgeht, **Gerechtigkeit** die Liebe zu der Ordnung, in wiefern sie diese Ordnung erhält.

---

19) Wenn die Alten das höchste Wesen Optimus Maximus (der Beste und Größte) nannten, so drückten sie sich sehr richtig aus; hätten sie aber Maximus Optimus (der Größte und Beste) gesagt, so würden sie noch weit genauer gewesen sein, weil die Güte eine Folge der Macht ist. Gott ist gut, weil er groß ist.

Gott, bemerkt man, ist seinen Geschöpfen nichts schuldig. Ich glaube, er ist ihnen alles das schuldig, was er ihnen versprach, da er sie ins Dasein rief. Es heißt aber, Jemandem ein Gut versprechen, ihm einen Begriff davon beibringen und Bedürfniß darnach fühlen lassen. Je mehr ich in mich selbst einkehre, je mehr ich mich zu Rathe ziehe, desto mehr lese ich die Worte in meiner Seele geschrieben: Sei gerecht und du wirst glücklich sein. — Freilich sind wir dies nicht, wenn wir den gegenwärtigen Zustand der Dinge betrachten: dem Bösen geht es wohl, der Gerechte wird unterdrückt. Allein sehet auch nur zu, was für ein Unwille euch befällt, wenn eure Erwartung hierin getäuscht wird! Das Gewissen erhebt sich und murrt gegen seinen Schöpfer; es schreit laut seufzend zu ihm auf: Du hast mich getäuscht!

Ich habe dich getäuscht? Verwegener! Wer hat dir das gesagt? Ist deine Seele vernichtet worden? Hast du aufgehört zu sein? O Brutus, o mein Sohn, beflecke dein edles Leben nicht durch Selbstmord; laß deine Hoffnung und Deinen Ruhm nicht mit deinem Körper auf den Feldern von Philippi zurück. Warum erklärst du: die Tugend ist nichts, während du doch hingehst, um den Lohn für die deinige zu empfangen? Du gehst dem Tode entgegen, meinst du! Nein! Du gehst dem Leben entgegen, und alsdann werde ich dir alles halten, was ich versprochen habe.

Hört man das Murren der Ungeduldigen, so sollte man glauben, Gott sei ihnen den Lohn vor dem Verdienste schuldig und sei verbunden, sie auf ihre Tugend im Voraus zu bezahlen. O, lasset uns zuvörderst gut sein, und wir werden glücklich sein. Laßt uns nicht den Preis vor dem Siege, den Lohn vor der Arbeit fordern. Nicht in den Schranken selbst, sagt Plutarch, werden die Sieger

in unsern geweihten Spielen gekrönt, sondern nachher, wenn sie die Bahn durchlaufen haben.

Wenn die Seele nichts Materielles ist, so kann sie den Körper überleben. Wie sie ihn überlebt, so ist die göttliche Vorsehung gerechtfertigt. Wenn ich auch keinen andern Beweis von der Unsterblichkeit der Seele hätte, als den Triumph des Bösen und die Unterdrückung des Gerechten in dieser Welt: so würde der allein schon mich abhalten, daran zu zweifeln. Ein so offenbarer Widerspruch, eine so schreiende Dissonanz in der allgemeinen Harmonie würde mich bestimmen, nach der Auflösung derselben zu suchen. Ich würde sagen: Es erreicht mit diesem Leben noch nicht Alles seine Endschaft, nur der Tod stellt die Ordnung wieder her. Freilich würde ich in Verlegenheit kommen bei der Frage: Wo ist der Mensch, wenn alles das, was Sinnliches an ihm war, aufgelöst erscheint? Diese Frage zu beantworten fällt mir nicht mehr schwer, sobald ich zwei Substanzen anerkannt habe. Es ist sehr einleuchtend, daß das, was meinem Körper nicht unterworfen ist, mir entgeht, indem ich während meines Körperlebens nur durch die Sinne wahrnehme. Wenn die Verbindung des Leibes und der Seele aufgehoben ist, so ist mir begreiflich, daß der eine Theil sich auflösen, der andere fortdauern kann. Warum auch sollte die Zerstörung des einen die Zerstörung des andern zur Folge haben? Im Gegentheil, zwei so verschiedene Naturen befinden sich, während ihrer Vereinigung, in einem gewaltsamen Zustande. Hört diese Vereinigung auf, so kehren beide in ihren natürlichen Zustand zurück. Die thatkräftige und lebendige Substanz gewinnt ihre volle Kraft wieder, die sie verwendete, um die unthätige und todte Substanz in Bewegung zu setzen. Ach! ich empfinde es durch meine Fehler nur gar zu gut, daß der Mensch während

seines Lebens nur zur Hälfte lebe und daß das Leben der Seele erst mit dem Tode des Körpers beginne.

Aber von welcher Beschaffenheit ist jenes Leben? und ist die Seele ihrer Natur nach unsterblich? Mein beschränkter Verstand begreift nichts Grenzenloses; alles, was unendlich heißt, faßt er nicht. Vermag ich hier zu verneinen? zu bejahen? Kann ich Schlüsse ziehen über Etwas, das ich nicht zu überschauen vermag? Ich glaube zwar, daß die Seele den Körper überlebt, weil dies zur Aufrechthaltung der Harmonie gehört, wer aber kann mir sagen, ob dazu ewige Fortdauer erforderlich ist? Da ich indessen stets wahrnehme, wie der Körper sich abnutzt und zerstört durch Auflösung seiner Theile, während ich eine gleiche Aufreibung an dem denkenden Wesen nicht gewahr werden kann, da ich mir nicht vorzustellen vermag, wie dieses Wesen sterben könne, so folgere ich, daß es nicht sterbe. Da aber dieser Glaube etwas Tröstendes für mich hat und nicht widervernünftig ist, warum sollte ich mich demselben nicht hingeben?

Ich fühle, daß ich eine Seele habe, ich erkenne sie durch das Empfinden und Denken; ich weiß, daß sie ist, ohne zu wissen, was ihr Wesen ist; ich kann über Begriffe nicht philosophiren, die ich gar nicht habe. Gewiß weiß ich nur, daß die Identität des Ich's sich nur durch das Gedächtniß erhält; und daß ich, um wirklich derselbe zu bleiben, mich erinnern können muß, daß ich schon gewesen bin. Nun aber kann ich mich nach meinem Tode nicht erinnern, daß ich schon hier gelebt habe, wenn ich mich nicht auch erinnern kann, was ich gefühlt, folglich, was ich gethan habe; und ich bezweifle nicht, daß diese Erinnerung nicht einst die Glückseligkeit der Frommen und die Hölle der Bösen bilde. Hier verschlingen tausend stürmende Leidenschaften das innere Gefühl und bringen das Gewissen zum Schweigen. Die Demüthi-

gungen, die Verluste, welche die Ausübung der Tugend fordert, verhindern, alle Reize derselben zu empfinden. Wenn wir aber, frei von dem Blendwerke, das uns Körper und Sinne vorgaukeln, der Anschauung des höchsten Wesens und ewiger Wahrheiten genießen werden, deren Quelle dieses Wesen ist, wenn die Schönheit der Weltordnung alle Kräfte unsrer Seele ergreifen wird, wenn wir uns einzig und allein nur damit beschäftigen werden, das, was wir gethan haben, mit dem zu vergleichen, was wir hätten thun sollen, alsdann wird die Stimme des Gewissens in ihrer ganzen Kraft und Herrschaft sich zeigen; alsdann wird die reine Seligkeit, die aus der Zufriedenheit mit sich selbst hervorgeht, und der bittre Schmerz, sich selbst entwürdigt zu haben, durch unabweisbare Empfindungen das Schicksal, das Jeder sich selbst bereitete, auseinanderhalten. Frage nun nicht, mein Freund, ob es noch andere Quellen des Glückes und des Elends gibt; ich weiß es nicht; aber die, von welchen ich eine Vorstellung habe, sind hinreichend, um mich in diesem Leben zu trösten und auf ein anderes hoffen zu lassen. Ich behaupte nicht, daß die Guten Lohn empfangen werden; denn welch' ein anderes Gut kann ein an sich ausgezeichnetes Wesen erwarten, als seiner Natur nach da zu sein? Ich behaupte aber, daß die Guten glücklich sein werden, weil ihr Schöpfer, als der Urquell aller Gerechtigkeit, sie mit Gefühl begabt und nicht geschaffen hat, um zu leiden; auch weil sie in ihrem irdischen Leben keinen Mißbrauch von ihrer Freiheit gemacht und also ihre Bestimmung nicht durch Laster verfehlt haben; sie haben indessen in diesem Leben gelitten, es wird ihnen dies darum in einem andern Leben vergütet werden. Dieser Glaube gründet sich nicht sowohl auf das Verdienst des Menschen, als vielmehr auf die Idee der Güte, die, wie mir scheint, von dem göttlichen Wesen unzertrennlich ist. Ich mache dabei

weiter keine Voraussetzungen, als daß ich die Beobachtung der Naturgesetze und das Sichgleichbleiben Gottes verlange [20].

Frage mich noch weniger, ob die Qualen der Bösen ewig dauern werden und ob es sich mit der Güte des Schöpfers ihres Wesens sich vertrage, sie zu immerwährenden Leiden zu verdammen. Ich weiß es noch weniger und besitze nicht die unfruchtbare Neugier, solche müßige Fragen aufzuklären. Was geht mich das Schicksal der Bösen an? Ich nehme kein Interesse daran. Oft jedoch fällt es mir schwer, zu glauben, daß sie zu endlosen Qualen verdammt sein sollten. Nimmt die göttliche Gerechtigkeit Genugthuung, so thut sie dies gleich in diesem Leben. Ihr und eure Irthümer, ihr Völker, seid ihre Diener. Sie benutzt die Uebel, welche ihr euch anthut, um die Missethaten zu bestrafen, die durch diese Irrthümer herbeigeführt werden. In euren unersättlichen, vom Neide der Habsucht und dem Ehrgeize zerrissenen Herzen bestrafen, mitten im Schooße eures Scheinglücks, die rächenden Leidenschaften eure Uebelthaten. Wozu die Hölle in dem andern Leben suchen? Sie findet sich schon hier in den Herzen der Bösen.

Wo unsre vergänglichen Bedürfnisse endigen, wo unsre sinnlosen Wünsche aufhören, da müssen auch unsre Leidenschaften und unsre Uebelthaten aufhören. Welcher Unthaten könnten bloße Geister wohl fähig sein? Da sie keine Bedürfnisse haben, warum sollten sie böse sein? Wenn sie, unsrer groben Sinne ledig sind und ihr ganzes Glück in dem Anschauen der Wesen besteht, so können sie auch nur

---

20) Nicht unsertwillen, Herr, nicht unsertwillen,
Nur deines Namens, deiner Ehre wegen,
O Gott! mach' uns auf's Neu lebendig!
(Ps. 115. nach der französischen Anmerkung.)

das Gute wollen, und wer aufhört, böse zu sein, kann der wohl für immer unglücklich bleiben? So bin ich geneigt zu glauben, ohne mir jedoch die Mühe zu nehmen, etwas zu entscheiden. O gnädiges und gutes Wesen! Welches auch deine Rathschlüsse sein mögen, ich demüthige mich vor ihnen. Wenn du die Bösen bestrafst, so vernichte ich meine schwache Vernunft vor deiner Gerechtigkeit. Sollten aber die Gewissensbisse dieser Unglücklichen mit der Zeit aufhören, sollten ihre Leiden ein Ende erreichen, sollte derselbe Friede einst vielleicht das gleiche Loos unsrer Aller sein: so preise ich dich dafür. Ist nicht der Böse auch mein Bruder? Wie oft war ich nicht in der Versuchung, ihm ähnlich zu werden! Verliert er, frei von seinem Elende, zugleich auch seine Bösartigkeit, die das Elend begleitet, so sei er so glücklich, als ich. Sein Glück erweckt keine Eifersucht in mir, es wird vielmehr einen Theil des meinigen ausmachen.

Auf diese Art betrachte ich Gott in seinen Werken und studire daran die Eigenschaften von ihm, deren Kenntniß mir von Interesse ist. So bin ich dahin gelangt, daß ich die anfänglich unvollkommne und beschränkte Idee, die ich mir von diesem unermeßlichen Wesen machte, zu erweitern und zu vermehren vermochte. Ist diese Idee aber erhabener und weiter geworden, so ist sie auch weniger faßlich für die menschliche Vernunft. In eben dem Grade, als ich im Geiste dem ewigen Lichte mich nähere, blendet mich auch sein Glanz, macht mich irre, und ich bin gezwungen, alle irdischen Begriffe, die mir das Bild Gottes entwerfen halfen, aufzugeben. Gott ist nun nichts Körperliches, Sinnliches mehr; die höchste Vernunft, die die Welt regiert, ist nun nicht mehr die Welt selbst. Ich erhebe mich, strenge aber umsonst meinen Geist an, sein unbegreifliches Wesen zu begreifen. Denke ich mir, es sei das Wesen, welches der lebenden,

thatkräftigen Substanz, die die belebten Körper regiert, Leben und Thatkraft gibt; höre ich sagen, meine Seele sei geistig, und Gott sei ein Geist: so entrüste ich mich über die Herabsetzung des göttlichen Wesens, als ob Gott und meine Seele von einerlei Natur wären; als ob Gott nicht das einzige absolute, das einzige wahrhaft thatkräftige, empfindende, denkende, an sich wollende Wesen wäre, von dem wir Denkkraft, Empfindung, Thatkraft, Willen, Freiheit, Dasein erst erhalten! Nur dadurch sind wir freie Wesen, daß er wollte, wir seien es, und seine unbegreifliche Substanz verhält sich zu unsern Seelen, wie sich unsere Seelen zu unsern Körpern verhalten. Hat er die Materie, die Körper, die Geister, die Welt geschaffen, so weiß ich davon nichts. Die Idee der Schöpfung macht mich irre, geht über meine Begriffe; ich glaube indessen doch so viel, als ich begreifen kann, aber ich weiß, daß er das Weltall und alles was darinnen ist geformt hat, daß er alles gemacht, alles geordnet hat. Gott ist ewig, ohne Zweifel; aber kann mein Geist die Idee der Ewigkeit fassen? Warum mich mit Worten ohne Sinn abfinden? Das, was ich begreife, ist, daß er vor den Dingen allen dagewesen ist, daß er sein wird, so lange diese sind, daß er selbst dann noch existiren wird, wenn einst alles sein Ende erreicht haben sollte. Daß ein für mich unbegreifliches Wesen vorhanden ist, welches allen andern Dingen ihr Dasein gibt, darin liegt nichts Dunkles und Unbegreifliches. Allein, daß ein Wesen und ein Nichts sich von selbst in ein Drittes verwandeln sollten, ist ein offenbarer Widerspruch, ist ein reiner Unsinn.

Gott ist ein Wesen mit Intelligenz. Allein auf welche Weise ist er dies? Der Mensch ist einsichtsvoll, wenn er vernünftig urtheilt, aber die höchste Intelligenz braucht nicht erst zu urtheilen. Es gibt für sie weder Vordersätze, noch Folgerungen, ja es ist von Denksätzen überhaupt nicht die Rede. Es ist für sie alles

reine Anschauung, sie gewahrt das, was ist, eben so wie alles das, was sein kann. Alle Wahrheiten liegen ihr als ein einziger Begriff vor, so wie alle Räume nur als ein einziger Punkt, alle Zeiten als ein einziger Moment. Die menschliche Kraft wirkt durch Mittel, die göttliche Kraft wirkt durch sich selbst. Gott kann, weil er will, sein Wille bedingt seine Macht. Gott ist gut, das ist offenbar. Aber bei dem Menschen besteht die Güte in der Liebe zu seines Gleichen, die Güte Gottes aber ist die Liebe zur Ordnung; denn allein die Ordnung ist es, die alles Vorhandene erhält, und alle Theile an das Ganze knüpft. Gott ist gerecht; ich bin davon überzeugt, diese Eigenschaft ist eine Folge seiner Güte; die Ungerechtigkeit der Menschen ist ihr eigenes Werk und nicht das seinige; die moralische Unordnung, welche in den Augen der Philosophen ein Zeugniß gegen die Vorsehung abgibt, ist in den meinigen ein Beweis für dieselbe. Aber die Gerechtigkeit des Menschen besteht darin, jedem zu geben, was ihm gehört, die Gerechtigkeit Gottes aber besteht darin, daß sie von jedem Rechenschaft verlangt über das, was ihm verliehen worden ist.

Bin ich nach und nach zur Enthüllung dieser Eigenschaften gelangt, von denen ich jedoch keinen vollkommenen Begriff habe: so ist dies nur durch erzwungene Folgerungen, durch den rechten Gebrauch meiner Vernunft geschehen. Ich nehme sie jedoch an, ohne sie zu fassen und im Grunde heißt das so viel wie, sie gar nicht annehmen. Ich spreche freilich zu mir: So und so ist Gott; ich fühle es, ich beweise es mir sogar; demungeachtet aber begreife ich es nicht besser, wie denn Gott so sein kann.

Kurz, je mehr ich mich anstrenge, sein unendliches Wesen zu durchschauen, desto weniger begreife ich es. Er ist aber, und das ist mir genug. Je weniger ich sein Wesen begreife, desto größer wird meine Anbetung. Ich falle vor ihm in den Staub und

sage: Wesen der Wesen, ich bin, weil du bist! Ich hebe mich empor zu meinem Urquell, wenn ich ohne Unterlaß dein gedenke. Der würdigste Gebrauch, den ich von meiner Vernunft machen kann, ist, sie vor dir zu vernichten. Es ist Labung für meinen Geist, Entzückung für meine Schwachheit, vor deiner Größe mich im Staube zu fühlen.

Nachdem ich auf diese Art aus dem Eindrucke, den alle sinnlichen Gegenstände auf mich machen und aus dem innern Bewußtsein, das mich antreibt, nach deren Ursachen zu forschen, die Hauptwahrheiten, deren Kenntniß mir nöthig ist, so weit, wie es meine natürlichen Geistesfähigkeiten gestattet, hergeleitet habe: so bleibt mir nur noch zu untersuchen übrig, welche Grundsätze ich für mein Leben daraus hernehmen, und welche Regeln ich mir vorschreiben soll, um meine irdische Bestimmung nach den Absichten dessen auszufüllen, der mich hierhergesetzt hat. Auch hier befolge ich meine Methode und leite diese Regeln nicht aus den Grundsätzen einer hochtrabenden Philosophie her, sondern finde sie in dem Grunde meines Herzens, wo die Natur sie mit unauslöschlichen Zügen eingegraben hat. Ich darf rücksichtlich dessen, was ich thun will, nur mich selbst zu Rathe ziehen; alles, was ich als gut in mir empfinde, ist gut; alles, was ich als Böses empfinde, ist böse. Der beste von allen Casuisten ist das Gewissen, und nur erst, wenn man mit ihm mäkeln will, nimmt man zu den Spitzfindigkeiten der Klügelei seine Zuflucht. Die erste von allen Sorgen ist die Sorge für uns selbst. Indessen sagt uns doch zuweilen die innere Stimme, wenn wir auf Anderer Unkosten unser Wohl fördern, daß wir übel handeln. Wir meinen dem Antriebe der Natur zu folgen, und widerstreben ihr; indem wir darauf hören, was sie unsrer Sinnlichkeit einflüstert, berücksichtigen wir nicht, was sie unsern Herzen befiehlt. Das

thatkräftige Wesen gehorcht, das leidende Wesen befiehlt. Das Gewissen ist die Stimme der Seele, die Leidenschaften sind die Stimme des Körpers. Darf es uns Wunder nehmen, daß diese beiden Stimmen so oft widersprechen? und auf welche sollen wir bei solchem Widerspruche hören? Sehr oft bethört uns hier unser Urtheil, und wir haben ein wohlbegründetes Recht, es zu verwerfen; aber das Gewissen täuscht uns nie, es ist der zuverlässige Führer des Menschen; es ist der Seele das, was der Instinkt dem Körper ist [21]). Wer dem Gewissen folgt, folgt der

---

21) Die heutige Philosophie, die nur das zu Erklärende zugibt, nimmt sich in Acht, das dunkle Vermögen anzuerkennen, das man Instinkt nennt, und das die Thiere ohne die geringste erworbene Kenntniß ihrer Bestimmung entgegen zu führen scheint. Der Instinkt ist nach einem unserer einsichtsvollsten Philosophen nichts als eine Dressur, die jeder Reflexion beraubt ist, allein durch Reflectiren erworben wird, und aus der Art und Weise, wie er die wachsende Fertigkeit darin erklärt, muß man schließen, daß die Kinder weit mehr reflectiren als Erwachsene. Ein gar seltsames Paradoxon, das geprüft zu werden verdient. Ohne mich aber hier in eine Untersuchung einzulassen, frage ich bloß, wie ich die Hitze benennen soll, mit der mein Hund die Maulwürfe bekämpft, obgleich er sie nicht frißt, die Ausdauer, mit welcher er zuweilen ganze Stunden auf sie lauert, die Gewandtheit, mit welcher er sie fängt, womit er sie gerade in dem Augenblicke aus der Erde herauswirft, wo sie aufstoßen, und sie alsdann tödtet, um sie liegen zu lassen, ohne daß ihn je ein Mensch für diese Jagd abgerichtet oder ihn gelehrt hätte, daß es dort Maulwürfe gebe? Ich frage weiter, und das hat noch mehr Gewicht, warum dieser Hund, als ich ihm das erste Mal drohete, sich mit dem Rücken auf die Erde warf, die Pfoten einzog, eine bittende Stellung annahm, die geeignet war, mich weich zu stimmen; und in welcher Stellung er liegen geblieben sein würde, wenn ich ihn, ohne mich erbitten zu lassen, geschlagen hätte? Wie! hatte mein noch ganz kleiner Hund, der kaum zur Welt gekommen war, schon moralische Begriffe erworben? Wußte er, was Gnade und Großmuth war? Welche Ein=

Natur und fürchtet sich nicht vor Abirrungen. Das ist ein Punkt von Wichtigkeit, fuhr mein Wohlthäter fort, als er merkte, daß ich ihn unterbrechen wollte; erlaube, daß ich mich mit der Aufklärung davon noch etwas weiter beschäftige.

Die ganze Moralität unserer Handlungen hängt von dem Urtheile ab, das wir selbst darüber fällen. Ist es wahr, daß das Gute gut ist, so muß es dasselbe im Grunde unsrer Herzen so gut sein, wie in unsern Thaten, und der erste Lohn der Gerechtigkeit ist das Gefühl, sie geübt zu haben. Wenn die sittliche Güte zu unserer Natur gehört: so kann auch der Mensch nur geistig gesund und wohl constituirt sein, wenn er gut ist. Ist dies aber nicht der Fall, ist der Mensch von Natur böse: so kann er auch, ohne sich selbst zu verderben, davon nicht ablassen und die Güte ist alsdann ein Verbrechen gegen seine Natur. Geschaffen, um seines Gleichen zu schaden, wie der Wolf seinen Raub zerreißen muß, würde ein leutseliger Mensch als ein eben so entartetes Thier erscheinen, wie ein barmherziger Wolf, und nur die Tugend könnte uns Gewissensbisse zuziehen.

Wir wollen darum in uns selbst zurückkehren, mein theurer junger Freund! wollen, alle persönlichen Rücksichten bei Seite ge=

sichten hatte er erworben, daß er mich zu besänftigen hoffen konnte, wenn er sich mir auf Gnade oder Ungnade überließe. Alle Hunde in der Welt machen es in diesem Falle ungefähr auf gleiche Weise, und ich führe hier nichts an, wovon sich nicht jeder selbst überzeugen könnte. Wenn doch die Philosophen, die den Naturtrieb mit so vieler Verachtung wegläugnen, diese Thatsache durch das bloße Spiel der Empfindungen und Kenntnisse, die wir uns dadurch erwerben, erklären wollten! Möchten sie es jedoch auf eine jedem vernünftigen Menschen einleuchtende Weise thun! Dann hätte ich nichts mehr beizufügen, und würde nie wieder vom Instincte reden.

setzt, untersuchen, wohin unsre Neigungen uns führen. Welcher Anblick ergötzt uns mehr, der Anblick der Marter oder das Glück Anderer? Was thun wir am liebsten und was läßt den freundlichsten Eindruck in uns zurück? Eine Handlung der Wohlthätigkeit oder der Bosheit? Für wen interessirt ihr euch am meisten auf euren Theatern? Sind es die Schandthaten, die euch Vergnügen machen? Widmet ihr der Bestrafung der Uebelthäter eure Thränen? Das ist uns alles gleichgültig, lautet die Antwort, nur der eigne Vortheil nicht. Und doch trösten uns gegentheils die Süßigkeiten der Freundschaft, der Menschenliebe, in unserm Elende; und selbst bei unsern Freuden würden wir uns verwais't, sehr elend fühlen, wenn wir Niemand hätten, mit dem wir sie theilen könnten. Liegt in dem Herzen des Menschen wirklich nichts Moralisches, woher kommt ihm dann diese rege Bewunderung der Heldenthaten, die Begeisterung für große Seelen? Was hat der Enthusiasmus für die Tugend mit unsern Privatvortheilen zu schaffen? Warum möchte ich lieber Cato sein, der seine Eingeweide zerfleischt, als der triumphirende Cäsar? Nehmt uns diese Liebe für das Schöne aus den Herzen und ihr habt uns den Reiz des Lebens geraubt. Derjenige, in dessen verschrumpfter Seele niedrige Leidenschaften diese süßen Gefühle erstickt haben; derjenige, welcher durch zu vieles Zurückbeziehen auf sich selbst dahin gekommen ist, daß er nur noch sich selbst liebt, ein solcher hat keine Begeistrung mehr, sein erstarrtes Herz schlägt nicht mehr vor Freude, keine süße Wehmuth befeuchtet jemals seine Augen, er genießt nichts mehr; der Unglückliche hat kein Gefühl, kein Leben mehr, er ist schon todt.

Wie groß aber die Zahl der Bösen auf Erden auch sein mag, so gibt es doch nur wenig solcher vermoderten Seelen, die gegen alles, was gerecht und gut heißt, gleichgültig wären, wenn es

außer ihrem Interesse liegt. Die Unbilligkeit behagt nur, wenn man dabei gewinnt: im Uebrigen wünscht man, daß der Unschuldige geschützt werde. Sieht man auf der Straße oder auf einem Wege einen Act der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit: augenblicklich entsteht eine Regung des Zorns und Unwillens im innersten Herzen, und fordert uns zur Vertheidigung des Unterdrückten auf. Nur ein mächtigeres Gebot hält uns davon ab, die Gesetze nämlich entziehen uns das Recht, die Unschuld zu vertheidigen. Andererseits, kommt uns ein Act der Milde oder der Großmuth vor, welche Bewunderung, welche Liebe flößt uns derselbe ein! Wer sagt nicht dabei zu sich selbst: ich möchte das auch gethan haben? Gewiß kann es uns sehr wenig helfen, ob ein Mensch vor zweitausend Jahren schlecht oder gerecht war, und dennoch nehmen wir ein so lebendiges Interesse an der alten Geschichte, als ob sich dies Alles in unsern Tagen zutrüge. Was gehen mich die Verbrechen eines Catilina an? Habe ich zu fürchten, ihr Opfer zu werden? Warum verabscheue ich ihn denn eben so sehr, als wenn er mein Zeitgenosse wäre? Wir hassen die Bösen nicht bloß, weil sie uns schaden, sondern weil sie böse sind. Nicht allein wir wollen glücklich sein, auch Andere möchten wir glücklich sehen; und sobald das Glück Anderer das unsrige nicht beeinträchtigt, trägt es zu dessen Vermehrung bei. Endlich haben wir auch, wir mögen wollen oder nicht, Mitleid mit den Unglücklichen; sobald man Zeuge ihrer Leiden ist, leidet man mit. Selbst die verdorbensten Menschen können dieses Mitgefühl nicht ganz unterdrücken; oft bringt es dieselben in Widerspruch mit sich selbst. Der Räuber sogar, welcher die Reisenden auszieht, bedeckt noch die Blöße der Armen; der wildeste Meuchelmörder eilt einem Menschen zu Hülfe, der in Ohnmacht sinkt.

Man spricht von dem Lautwerden des Gewissens, das die heim=

lichen Verbrechen im Verborgenen bestraft und sie oft ans Licht bringt. Ach! wer ist unter uns, der diese ungebetene Stimme nicht schon vernommen hätte? Man spricht aus Erfahrung und möchte dieses tyrannische Gefühl, das uns so viele Qualen verursacht, gern ersticken. Laßt uns der Natur gehorchen, und wir werden sehen, wie mild ihre Herrschaft ist, welche Seligkeit wir dabei finden, wenn wir ihrem Rufe folgen und was wir dabei für ein gutes Zeugniß von uns selbst erhalten werden. Der Böse fürchtet und flieht sich selbst; er freut sich, wenn er sich selbst vergessen kann; er wirft seine unruhigen Blicke rings umher und sucht einen Gegenstand, der ihn zerstreuen soll. Ohne bittre Satyren, ohne beißende Spöttereien würde er stets mürrisch sein; das Hohngelächter ist sein einziges Vergnügen. Ganz anders dagegen ist der Gerechte. Sein Inneres ist lauter Heiterkeit; sein Lachen entspringt nicht aus Bosheit, sondern aus der Freude, und die Quelle davon fließt in ihm selbst. Er ist in der Einsamkeit so vergnügt wie mitten unter Menschen; er schöpft seinen Seelenfrieden nicht in der Gesellschaft, er theilt ihn ihr bloß mit.

Richte deine Blicke auf alle Völker der Erde, durchlaufe die ganze Geschichte. Unter so vielen unmenschlichen und abgeschmackten Verehrungsweisen der Gottheit, unter der wundersamen Verschiedenheit in Sitten und Charakteren, wirst du allerwege dieselben Vorstellungen von Gerechtigkeit und Biederkeit, ganz dieselben Begriffe von gut und böse antreffen. Das graue Heidenthum erzeugte Ungeheuer von Göttern, die man auf Erden als Bösewichter würde bestraft haben, und die zu einem Gemälde himmlischer Freuden keine andern Skizzen als Verübung von Lastern und Befriedigung von Leidenschaften boten. Aber umsonst stieg das Laster, mit einem geheiligten Nimbus umkleidet, aus den ewigen Wohnungen herab, der moralische Instinkt wies es aus

den Herzen der Sterblichen zurück. Man feierte die Ausschweifungen des Jupiter, und bewunderte die Enthaltsamkeit des Xenokrates. Die keusche Lucretia betete zu der unzüchtigen Venus; der unerschrockene Römer brachte der Furcht seine Opfer dar; er rief die Gottheit an, die ihren Vater verstümmelte, und starb ohne Murren unter der Hand des eignen Vaters; den verächtlichsten Gottheiten wurde von den größten Männern gedient. Stärker als die Stimme der Götter war die Stimme der Natur, verschaffte sich Ansehn auf der Erde und schien das Verbrechen mit den Schuldigen in den Himmel zu verweisen.

Es liegt also tief in der Seele ein angebornes Prinzip der Gerechtigkeit und Tugend, nach welchem wir, unsern eigenmächtigen Regeln zum Trotz, unsre eigenen Handlungen und die Anderer beurtheilen, ob sie gut oder böse sind. Und dieses Prinzip ist es, dem ich den Namen: Gewissen gebe.

Jedoch ich höre, wie sich gegen dieses Wort das Geschrei der vermeintlichen Weisen von allen Seiten her erhebt. „Irrthümer der Kindheit, Vorurtheile der Erziehung,“ rufen sie alle einmüthig. „In dem menschlichen Geiste findet sich nur das wieder, was auf dem Wege der Erfahrung sich ihm mitgetheilt hat, und wir beurtheilen eine Sache nach erworbenen Ideen.“ — Ja man geht noch weiter. Man wagt die sonnenklare und allgemeine Einstimmung aller Nationen zu verwerfen und tappt im Finstern umher, um gegen die offen vorliegende Gleichförmigkeit des menschlichen Urtheils einige obscure Beispiele aufzufinden, die Niemand weiter als den Suchenden allein bekannt sind; gleichsam als wenn alle Triebe der Natur durch das Vorhandensein eines heruntergekommenen Volkes vernichtet würden, als ob die ganze Gattung zu sein aufhörte, sobald man auf einige Mißgeburten stößt. Wozu nützt es aber dem skeptischen Montaigne, daß er sich damit ab-

martert, in einem Winkel der Erde einen Brauch auszuspähn, welcher den Begriffen der Gerechtigkeit widerspricht? Was nützt es ihm, daß er den verdächtigsten Reisebeschreibern eine Autorität einräumt, die er den berühmtesten Schriftstellern abspricht? Können einige ungewisse und seltsame Gebräuche, die in örtlichen Ursachen, welche uns unbekannt sind, ihren Grund haben mögen, die allgemeine Folgerung schwächen, die aus der Einstimmung aller Völker hervorgeht, Völker, die im Uebrigen ganz unähnlich, doch in diesem einen Punkte mit einander harmoniren? O Montaigne, du suchtest deine Ehre in der Unpartheilichkeit und Wahrheit; sei aufrichtig und wahr, wenn überhaupt ein Philosoph dies sein kann, und sage mir, ob es irgend ein Land auf dem Erdboden gibt, wo es als ein Verbrechen angesehen wird, wenn man sein Wort hält, barmherzig, wohlthätig, großmüthig ist, wo der Rechtschaffene verachtet, der Treulose geehrt wird?

Jeder, sagt man, trägt zum allgemeinen Besten nur seines Vortheils willen bei. Woher aber die Erscheinung, daß der Gerechte zu seinem Nachtheile dazu beiträgt? Was will das heißen, seines Vortheils willen sich dem Tode weihen? Freilich thut Niemand etwas anders, als zu seinem Besten; gäbe es aber nichts moralisch Gutes, das hier mit in Rechnung gebracht werden könnte, so würde man durch den Eigennutz nur die Handlungen der Bösen sich erklären können. Es ist aber selbst anzunehmen, daß man nicht einmal verlangt, darüber hinauszugehen. Eine Philosophie, die wegen tugendhafter Handlungen in Verlegenheit käme, die sich dabei nicht anders aus der Affaire ziehen könnte, als daß sie jenen Handlungen niedere Absichten und unmoralische Beweggründe unterlegte, eine Philosophie, die genöthigt wäre, einen Sokrates herabzusetzen, einen Regulus zu verleumden, wäre doch etwas zu Abscheuliches. Könnten je solche Lehren unter uns

Wurzel schlagen, so würde sich die Stimme der Natur, so gut wie die Stimme der Vernunft unverweilt dagegen erheben und keinem Einzigen jener Verehrer die Entschuldigung gestatten, daß er es redlich meine.

Meine Absicht ist nicht, mich in metaphysische Untersuchungen einzulassen, die meine und deine Kräfte übersteigen, die im Grunde auch zu nichts führen. Ich habe dir schon gesagt, daß ich mit dir nicht philosophiren, sondern dir nur behülflich sein will, dein Herz zu Rathe zu ziehen. Und wenn alle Philosophen bewiesen, daß ich Unrecht hätte, und du allein fühltest die Vernünftigkeit meiner Worte, so wäre mir das schon genug.

Es ist hierbei gar nicht nöthig, unsre erworbenen Ideen von unsren ursprünglichen Gefühlen zu sondern, denn wir fühlen ja zuvörderst und dann erst erkennen wir. Und eben so wie wir nicht erst lernen, unser Bestes zu wollen und das Uebel zu fliehen, sondern diesen Trieb von der Natur erhalten haben, eben so natürlich wie diese unsre Selbstliebe ist uns die Liebe zum Guten, der Haß gegen das Böse. Die Regungen des Gewissens sind keine Urtheile, es sind Gefühle. Ob wir gleich alle unsre Vorstellungen von außen her bekommen, so sind doch die Gefühle, die ihren Werth bestimmen, in uns selbst, und nur durch sie allein erkennen wir die Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung, die zwischen uns und der Außenwelt Statt findet, die wir zu suchen oder zu meiden haben.

Dasein heißt für den Menschen: empfinden. Unsre Empfindung ist unbestritten älter als unser Verstand, und wir haben Gefühle, bevor wir noch Ideen haben.*) Welches aber auch die

*) In gewisser Hinsicht sind Ideen Empfindungen und Empfindungen Ideen. Beide Namen kommen jeder Vorstellung zu, weil sie uns, indem

Ursache unseres Wesens sein mag, so hat sie doch dadurch für unsre Erhaltung gesorgt, daß sie uns Empfindungen gab, die mit unsrer Natur übereinstimmen, und man kann nicht abläugnen, daß wenigstens diese uns angeboren sind. Diese Empfindungen, in wie weit sie das Individuum angehen, sind die Selbstliebe, die Furcht vor dem Schmerze, die Scheu vor dem Tode, das Verlangen nach Wohlbefinden. Ist aber, was nicht zu bezweifeln steht, der Mensch von Natur auch ein geselliges Wesen, oder wenigstens geschaffen, um gesellig zu werden, so bedarf er auch hierzu noch anderer angeborner Gefühle, welche mit seinem Geschlechte in Beziehung stehen. Denn berücksichtigen wir allein das physische Bedürfniß, so muß dies die Menschen eher auseinander bringen, als nähern. Die Regung des Gewissens also entsteht aus dem moralischen Connex, der durch die Doppelbeziehung, einmal auf uns selbst, das andere Mal auf unsers Gleichen, gewonnen wird. Das Gute erkennen heißt noch nicht das Gute lieben. Der Mensch hat davon keine angeborne Kenntniß; sobald ihm aber seine Vernunft diese Kenntniß verschafft, mahnt ihn sein Gewissen, es zu lieben. Dieses Gefühl ist uns angeboren.

Ich halte daher für möglich, bester Freund, das unmittelbare Prinzip des Gewissens aus unsrer Natur herzuleiten, ohne es abhängig von der Vernunft zu machen. Wäre dieser Nachweis aber

---

wir davon afficirt werden, eben sowohl mit ihrem Gegenstande, als auch mit uns selbst beschäftigt. Nur die Rangordnung dieser Affection bestimmt den Namen, den wir ihr geben müssen. Sind wir zuvörderst mit dem Gegenstande beschäftigt, und kommen wir erst durch Reflexion auf uns elbst, so heißt dies: eine Idee; zieht aber andererseits der empfangene Eindruck erstlich unsre Aufmerksamkeit auf uns selbst, kommen wir erst durch Reflection auf das Object, das den Eindruck verursachte, so ist das eine Empfindung.

auch unmöglich, so ist er anderntheils auch nicht nothwendig; denn diejenigen, welche dieses Prinzip, obgleich es von dem gesammten Menschengeschlechte anerkannt wird, bestreiten, beweisen ja nicht, daß es nicht vorhanden sei, sondern behaupten dies bloß. Behaupten wir also dagegen, daß es existire, so fußen wir auf eben dem Grunde, wie sie, und haben vor ihnen noch das innere Zeugniß, die Stimme des Gewissens, die von sich selbst zeugt, voraus. Wenn der erste Schimmer der Urtheilskraft uns blendet und die Gegenstände vor unsern Augen unter einander zu verschwimmen beginnen, so dürfen wir nur abwarten, bis unsre schwachen Augen sich wieder öffnen können, sich gestärkt haben, und bald darauf werden wir die nämlichen Gegenstände in dem Lichte der Vernunft ganz so wieder entdecken, wie sie uns anfänglich die Natur zeigte. Oder besser: seien wir nur einfacher und weniger eitel, beschränken wir uns auf unsre ursprünglichen Gefühle, die wir in uns selbst finden; weil sie immer diejenigen sind, auf die uns das Nachdenken, wenn es nicht geradezu in die Irre geräth, immer zurückführt.

O Gewissen! Gewissen! du göttlicher Trieb; du ewige, himmlische Stimme; du sichrer Leiter eines unwissenden und beschränkten, aber verständigen und freien Wesens; du unfehlbarer Richter über Gutes und Böses, wodurch der Mensch zur Aehnlichkeit mit Gott gelangt; du machst die Erhabenheit seiner Natur aus und begründest die Sittlichkeit seiner Handlungen. Ohne dich fühlte ich nichts in mir, was mich über die Thiere zu erheben vermöchte, als den traurigen Vorzug, durch einen Verstand ohne Richtschnur, durch eine Vernunft ohne Grundsatz, aus Irrthümern in Irrthümer zu verfallen.

Dank sei es dem Himmel, wir sind von all' dem entsetzlichen Schaugepränge der Philosophie wieder befreit; wir können Men-

schen sein, ohne jedoch Gelehrte sein zu müssen. Wir sind es überhoben, unser Leben dem Studium der Moral zu widmen, wir haben mit weniger Kosten einen sichrern Führer in dem unermeßlichen Labyrinthe menschlicher Meinungen. Aber freilich ist es nicht genug, daß dieser Führer vorhanden sei, man muß ihn auch kennen lernen und Folge zu leisten verstehen. Spricht er zu den Herzen Aller, warum hören doch so wenige auf ihn? Nun! weil er in der Sprache der Natur zu uns redet, die uns verlernen zu lassen alles sich angestrengt hat. Das Gewissen ist schüchtern, es liebt die Einsamkeit und den Frieden, die Welt und ihr Geräusch schüchtern es ein; die Vorurtheile, aus denen man es gern entstanden sein ließe, sind seine grausamsten Feinde, vor ihnen verbirgt es sich und schweigt; ihre tobende Stimme erstickt die seinige und läßt sie überhören; der Fanatismus erkühnt sich, dem Gewissen nachzuäffen und in seinem Namen Verbrechen zu befehlen. Endlich wird es des beständigen Abweisens müde; es mahnt uns nicht mehr, es antwortet nicht mehr; und nach so lang anhaltender Verachtung kostet es eben soviel, es wieder zurückzurufen, als es kostete, es zu kennen.

Wie vielmal ermüdete mich nicht bei meinen Untersuchungen die Kälte, die ich in mir verspürte. Wie oft gossen nicht Traurigkeit und Ueberdruß ihr Gift über mein erstes Nachdenken aus und machten mir dasselbe unerträglich! Mein dürres Herz widmete der Liebe zur Wahrheit nur einen schwachen und lauen Eifer. Ich sagte zu mir, warum soll ich mich mit dem Aufsuchen dessen martern, was nicht ist? Das moralische Gute ist ein Hirngespinnst, es gibt nichts Gutes als den Sinnengenuß. O wie schwer wird es, den einmal verlornen Geschmack an Seelenfreuden wieder zu gewinnen! Wie noch weit schwerer ist es, ihn sich anzueignen, wenn man ihn noch nie besessen! Gäbe es einen Menschen,

der so elend wäre, daß er in seinem ganzen Leben nichts gethan hätte, das ihn vermöge der Erinnerung mit sich selbst zufrieden und froh über sein vollbrachtes Leben machen könnte, so wäre dieser Mensch auch nicht im Stande, sich jemals kennen zu lernen und unfähig, zu empfinden, welche Güte in seiner Natur liegt, müßte er durchaus böse bleiben, und ewig unglücklich sein. Aber ist es dir möglich zu glauben, daß es auf dem weiten Erdenrunde einen einzigen Menschen gäbe, der so verdorben wäre, daß er sein Herz nie den Versuchungen, Gutes zu thun, überlassen hätte? Diese Versuchung ist so natürlich, so süß, daß man ihr unmöglich immer widerstehen kann und die Erinnerung an dieses nur einmal bereitete Vergnügen reicht hin, sie unaufhörlich zurückzurufen. Unglücklicher Weise fällt es anfänglich schwer, ihr zu genügen. Man findet tausend Ursachen, der Neigung seines Herzens nicht Raum zu geben. Die Weltklugheit pfercht das Herz in die Schranken des menschlichen Ichs ein und man muß tausendmal seinen Muth anspornen, wenn man es wagen will, diese Schranken zu durchbrechen. Einen Gefallen am Gutesthun haben, ist der Lohn für das gethane Gute, aber diesen Lohn empfängt man erst, wenn man ihn verdient hat. Nichts ist so liebenswürdig, als die Tugend, aber man muß sie wirklich schon genießen, wenn man sie liebenswürdig finden will. Wenn man sie umfangen will, so nimmt sie, wie Prometheus in der Fabel, anfänglich tausend abschreckende Gestalten an und zeigt sich endlich unter der wahren nur denen, die sie nicht losgelassen haben.

Unaufhörlich bekämpft von meinen natürlichen Gefühlen, die für das allgemeine Beste sprachen, und von meiner Vernunft, die Alles nur auf mich bezog, würde ich mein ganzes Leben hindurch von dieser beständigen Schaukel hin und her geworfen worden sein, würde das Böse gethan, das Gute geliebt haben und

in beständigem Widerspruche mit mir geblieben sein, hätten nicht neue Einsichten mein Herz erleuchtet; hätte nicht die Wahrheit, die meinen Meinungen Gehalt gab, auch noch meinen Lebenswandel sicher gestellt und mich nicht in Einstimmung mit mir selbst gebracht. Es ist umsonst, die Tugend auf die bloße Vernunft gründen zu wollen! Welchen festen Grund will man ihr unterlegen? Die Tugend, erklärt man, ist Liebe zur Ordnung. Aber kann und soll denn diese Liebe in mir die Oberhand behaupten über die Liebe zu meinem Wohlbefinden? Man gebe mir doch einen klaren und zureichenden Grund an, warum ich jene vorziehen soll. Im Grunde ist das vorgebliche Prinzip ein bloßes Spiel mit Worten; denn ich kann mir auch erklären, daß das Laster die Liebe zur Ordnung ist, nur in entgegengesetztem Sinne genommen. Ueberall gibt es eine gewisse moralische Ordnung, wo es nur Gefühl und Verstand gibt. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Gute sich dem Ganzen einordnet, der Böse aber das Ganze sich unterordnet. Letzterer macht sich zum Mittelpunkte aller Dinge, ersterer aber mißt seinen Radius und hält sich auf der Peripherie. So steht er im rechten Verhältnisse zum gemeinschaftlichen Centrum, Gott, im rechten Verhältnisse zu allen concentrischen Kreisen, welche die Geschöpfe bilden. Ist keine Gottheit vorhanden, so ist der Böse der einzige Vernünftige, der Gute aber nur ein Unsinniger.

O, mein Sohn! könntest du einst fühlen, welcher Last man ledig ist, wenn man endlich so nahe bei sich den Pfad zur Weisheit, den Lohn der Mühseligkeiten dieses Lebens, die Quelle der Glückseligkeit entdeckt, woran man schon verzweifelte, nachdem man die Eitelkeit menschlicher Meinungen ausgeleert und die Bitterkeit der Leidenschaften gekostet hatte. Alle Pflichten des Naturgesetzes, fast vertilgt aus meinem Herzen durch die Ungerech-

tigkeit der Menschen, kehren dahin zurück im Namen der ewigen Gerechtigkeit, die sie mir auferlegt und sie mich erfüllen sieht. Nun sehe ich in mir nichts andres, als das Werk und Werkzeug des großen Wesens, welches das Gute will, das Gute thut, welches das Meinige zu dem Seinigen machen wird, durch die Uebereinstimmung unsers beiderseitigen Willens und durch den rechten Gebrauch, den ich von meiner Freiheit mache. Ich bin zufrieden mit der Ordnung, die es aufstellt, bin sicher, von dieser Ordnung einst selbst Genuß zu haben und meine Glückseligkeit darin zu finden. Denn welche Glückseligkeit kann süßer sein, als sich in ein System eingeordnet zu wissen, in dem alles gut ist? Drücken mich Schmerzen, so ertrage ich sie mit Geduld, und denke, daß sie vorüber gehen werden und daß sie von einem Körper herrühren, der nicht mein Wesen ausmacht. Begehe ich eine gute That ohne Zeugen, so weiß ich, daß sie dennoch gesehen wird und meine Handlungen in diesem Leben gelten mir als geschehen für ein künftiges. Muß ich Unrecht ertragen, so spreche ich zu mir: das gerechte Wesen, welches die Welt regiert, wird mich dafür zu entschädigen wissen. Die Bedürfnisse meines Körpers, die Mühseligkeiten meines Lebens machen mir den Gedanken an den Tod erträglicher. Wenn ich einst Alles verlassen muß, werde ich um desto weniger Bande zu trennen haben.

Warum ist meine Seele den Sinnen unterthan, warum an diesen Körper gefesselt, der ihr gebietet, ihr Zwang auflegt? Ich weiß es nicht! Bin ich in die Rathschlüsse Gottes eingeweiht? Allein ich kann, ohne Vermessenheit, bescheidene Vermuthungen anstellen. Ich sage zu mir: Wäre der Geist des Menschen frei und rein geblieben, was wäre es alsdann für Verdienst, die vorgezeichnete Ordnung zu lieben und ihr zu folgen, wenn er kein Interesse dabei hätte, sie zu stören? Wahr ist es, er

würde glücklich sein, aber seinem Glücke würde die höchste Stufe fehlen, der Ruhm der Tugend nämlich und das gute Zeugniß seines Innern. Er würde sein, wie die Engel, ohne Zweifel aber wird ein tugendhafter Mensch mehr sein als sie. Vereinigt mit einem sterblichen Leibe durch Bande, die eben so mächtig als unbegreiflich sind, wird die Seele durch die Sorge für die Erhaltung dieses Körpers gemahnt, alles auf denselben zu beziehen, und ihm ein der allgemeinen Ordnung zuwider laufendes Interesse beizulegen, obgleich sie fähig bleibt, diese Ordnung zu sehen und zu lieben. Auf diese Art wird der rechte Gebrauch ihrer Freiheit Verdienst und Belohnung zugleich und sie bereitet sich ein unwandelbares Glück, indem sie ihre irdischen Leidenschaften bestreitet und sich in ihrem ursprünglich reinen Willen aufrecht erhält.

Wenn nun, selbst in dem Stande der Erniedrigung, in dem wir dieses Leben hindurch uns befinden, alle unsre angebornen Neigungen etwas Erlaubtes sind, wenn alle unsre Laster durch uns selbst entstehen, warum beklagen wir es, wenn wir von ihnen geknechtet werden? Warum machen wir dem Schöpfer der Dinge Vorwürfe der Uebel willen, die wir uns selbst zufügen, der Feinde willen, die wir gegen uns selbst bewaffnen? Ach! wenn wir selbst nur den Menschen nicht herunterbringen. Ohne Uebel wird er stets gut, ohne Gewissensbisse stets glücklich. Die Schuldbeladenen, die da sagen, daß sie zu einer Uebelthat gezwungen worden wären, sind eben so große Lügner, wie sie Bösewichter sind. Wie mögen sie nicht einsehen, daß die Schwachheit, über die sie klagen, ihr eignes Werk ist; daß ihre ursprüngliche Verderbniß aus ihrem Willen herrührt; daß sie durch das Sichhingeben an die Versuchung endlich ihr wider Willen verfallen, und sie dadurch unwiderstehlich machen? Freilich steht es

dann nicht mehr bei ihnen, böse oder schwach zu sein, aber es stand bei ihnen, es nicht zu werden. O wie leicht könnten wir unser ganzes Leben hindurch Meister über uns und unsre Leidenschaften bleiben, wenn wir zur Zeit, wo noch keine Gewohnheiten sich gebildet haben, wo unser Geist erst anfängt, sich zu erschließen, denselben mit Dingen zu beschäftigen wüßten, die er kennen muß, um diejenigen würdigen zu lernen, von denen er keine Kenntniß hat; wenn wir uns gewissenhaft erleuchten wollten, nicht, um in Anderer Augen zu glänzen, sondern um, unsrer Natur gemäß, gut und weise zu sein, um uns durch Erfüllung unsrer Pflichten glücklich zu machen! Dieses Streben erscheint uns aber langweilig und beschwerlich, weil wir erst dann daran denken, wenn wir schon durch das Laster verdorben, den Leidenschaften schon Preis gegeben sind. Unsre Urtheile und unsre Werthbestimmung verknöchern, bevor wir noch wissen, was gut und böse ist, und weil wir dann Alles nach diesem falschen Maßstabe messen, geben wir keinem Dinge seinen rechten Werth.

Es gibt ein Lebensalter, wo das noch freie, jedoch heiße, unruhige und nach Glück begierige Herz mit neugieriger Unsicherheit dem noch unbekannten Glücke nachstrebt, und durch die Sinne betrogen, endlich bei dem eitlen Bilde derselben verweilt und nun glaubt, es da gefunden zu haben, wo es unmöglich anzutreffen ist. Diese Täuschungen haben für mich, leider! zu lange angehalten! Ach! ich habe sie zu spät als solche erkannt, habe sie nicht gänzlich vernichten können. Sie werden mich so lange umgaukeln, als dieser sterbliche Leib, der Ursache davon ist, mich umgibt. Sie sollen mich wenigstens aber nicht verführen, nicht mißbrauchen. Ich weiß, was sie sind, und mißachte sie, auch wenn ich ihnen nachhänge. Weit entfernt, in ihnen mein Glück zu finden, sehe ich sie vielmehr als ein Hinderniß derselben an. Ich

seufze nach dem Augenblicke, wo ich, frei von den Fesseln dieses Körpers, ein Ich sein werde ohne Widerspruch, ohne Zwiespalt, wo ich zu meiner Glückseligkeit mir selbst genug sein werde. Indessen bin ich dies schon in diesem Leben, weil ich die Uebel desselben für gering achte, weil ich dieses Leben selbst als etwas meinem Wesen beinahe Fremdes ansehe, und weil jedes wahre Gut, das ich daraus schöpfe, ganz mein Werk ist.

Um mich im Voraus soviel als möglich in diesen Zustand der Glückseligkeit, der Kraft und Freiheit zu versetzen, stelle ich erbauliche Betrachtungen an. Ich denke über die Einrichtung des Weltgebäudes nach, nicht um mir sie durch ein eitles System zu erklären, sondern um sie unablässig zu bewundern, um den weisen Schöpfer anzubeten, der sich darin offenbart. Ich gehe mit ihm um, ich erfülle alle meine Seelenkräfte mit seinem göttlichen Wesen; ich werde von seinen Wohlthaten ergriffen, ich preise ihn für seine Gaben, aber ich bitte ihn um nichts. Was sollte ich auch von ihm erflehen? Daß er um meinetwillen den Lauf der Dinge ändere, zu meinen Gunsten Wunder thue? Ich, der ich die durch seine Weisheit eingeführte, durch seine Fürsorge aufrecht erhaltene Ordnung der Dinge über alles lieben soll, könnte wollen, daß diese Ordnung meinetwillen gestört würde? Nein, dieser thörichte Wunsch verdiente weit eher bestraft als erhört zu werden. Auch erflehe ich von ihm nicht Stärke zum Gutesthun. Warum soll ich ihn um Etwas bitten, das er mir schon gegeben hat? Hat er nicht das Gewissen in mich gelegt, das Gute lieben, nicht Vernunft, es erkennen, nicht Freiheit, es wählen zu können? Thue ich das Böse, so habe ich keine Entschuldigung, ich thue es, weil ich es thun will. Gott aber bitten, meinen Willen zu ändern, heißt, ihn um das bitten, was er von mir fordert, heißt, von ihm verlangen, er

möge das verrichten, was mir zu verrichten obliegt, aber mir den Lohn dafür überlassen. Mit meinem Zustande unzufrieden sein, heißt, nicht mehr Mensch sein wollen, heißt etwas Anderes, als was da ist, heißt Unordnung und Uebel herbeiwünschen. Quelle der Gerechtigkeit und Wahrheit, barmherziger und guter Gott! in meinem Vertrauen auf dich ist der höchste Wunsch meines Herzens der, daß dein Wille geschehe. Vereinige ich meinen Willen mit dem deinigen, so thue ich auch, was du thust; ich ruhe aus in deiner Güte; ich glaube im Voraus Theil zu haben an der höchsten Seligkeit, die als Lohn dafür erscheint.

Bei dem gerechten Mißtrauen gegen mich selbst ist das Einzige, um das ich bitte, oder vielmehr was ich von seiner Gerechtigkeit erwarte, daß er, wenn ich strauchle, und dieser mein Irrthum mir Gefahr droht, mich wieder auf den rechten Weg leitet. Bei meiner Aufrichtigkeit halte ich mich nicht für untrüglich. Die Ueberzeugungen, die mir sehr richtig zu sein scheinen, können gar leicht ganz irrig sein; denn welcher Mensch hielte nicht an seinen Meinungen fest, und doch wie wenig Menschen stimmen im Ganzen mit einander überein? Die Täuschung, die mich bethört, mag immerhin von mir selbst herrühren, er allein kann mich von ihr heilen. Ich habe gethan, was ich thun konnte, um hinter die Wahrheit zu kommen; allein ihr Quell liegt gar zu tief. Fehlen mir die Kräfte, weiter zu dringen, wie kann ich dafür verantwortlich sein? Der Wahrheit kommt es zu, sich mir zu nähern.

Der ehrwürdige Pater hätte mit Anstrengung gesprochen; er war bewegt, ich ebenfalls. Ich glaubte den göttlichen Orpheus zu hören, wie er seine ersten Lobgesänge sang und die

Menschen die Verehrung der Götter lehrte. Indessen hatte ich ihm eine Menge Einwürfe zu machen; machte ihm aber keinen, weil sie mehr verworren als gründlich waren und weil die Gewalt der Ueberzeugung auf seiner Seite erschien. So wie er selbst zu mir nur aus seiner Ueberzeugung gesprochen hatte, so schien auch mein Inneres das, was er gesprochen hatte, zu bestätigen.

Die Gefühle, die Sie mir dargelegt haben, sagte ich zu ihm, sind mir nicht sowohl rücksichtlich dessen neu erschienen, was Sie zu glauben mich versicherten, als vielmehr rücksichtlich dessen, was Sie nicht zu wissen mir gestanden. Ich finde darin ungefähr den Theismus oder die natürliche Religion, welchen die Christen so gern mit Atheismus oder Unglauben verwechseln möchten, obgleich beides sich geradezu entgegengesetzt ist. Bei dem Zustande meines Glaubens aber muß ich eher hinauf als herabsteigen, wenn ich Ihre Ueberzeugung theilen will, und ich finde es schwer, genau auf dem Punkte stehen zu bleiben, auf dem Sie sich befinden, wenigstens, ohne eben so weise zu sein, als Sie es sind. Aber Mühe will ich mir geben, wenigstens so aufrichtig, wie Sie, zu sein. Mein inneres Gefühl soll mich nach Ihrem Beispiele leiten, und Sie selbst haben mir gesagt, es sei nicht das Werk eines Augenblicks, es wieder in den Rath zu ziehen, wenn ihm lange Zeit Stillschweigen auferlegt worden war. Ich werde ihre Worte in meinem Herzen behalten, ich muß nothwendig darüber nachdenken. Habe ich alles sattsam bei mir berathen, und werde ich davon ebenso überzeugt, wie Sie es sind, so werden Sie mein letzter Apostel, ich werde Ihr Proselyt bis an den Tod. Fahren Sie indessen fort, mich zu unterrichten; Sie haben mir nur die Hälfte von dem gesagt, was ich wissen muß. Sprechen Sie mit mir über Offenbarung, über die heilige Schrift, über dunkle Glaubenssätze, worüber ich seit meiner

Kindheit im Finstern tappe, ohne sie begreifen, noch glauben, ohne sie weder annehmen noch verwerfen zu können.

Ja, mein Sohn, sagte er, mich umarmend, ich will dir alles mittheilen, was ich denke; ich will dir mein Herz nicht bloß halb öffnen; ich konnte aber nur durch das Verlangen, das du mir bezeigest, dazu bewogen werden, keine Zurückhaltung gegen dich zu beobachten. Bisher habe ich dir nichts gesagt, was dir nicht, wie ich glaube, nützlich sein könnte, und wovon ich nicht innigst überzeugt war. Die Untersuchung, die ich noch anzustellen habe, ist weit davon verschieden; hier sehe ich nichts als Schwierigkeit, Geheimniß, Dunkelheit; ich füge noch Ungewißheit und Unglauben hinzu. Ich entschließe mich daher auch nur mit Zittern; ich gestehe dir daher auch vielmehr nur meine Zweifel, als daß ich dir meine Meinung sage. Ständen deine Ansichten schon fester, so würde ich Bedenken tragen, dir die meinigen mitzutheilen; aber in dem Zustande, wo du dich befindest, wirst du nur gewinnen, wenn du denkst, wie ich denke.[22] Uebrigens gib meinen Reden nur soviel Gewicht, wie du der Vernunft gibst; ich weiß nicht, ob ich nicht im Irrthum bin. Es ist schwer, bei der Untersuchung nicht bisweilen in einen entschiedenen Ton zu verfallen; sei daher stets eingedenk, daß alle meine Behauptungen nur Gründe des Zweifels sind. Finde Wahrheit dir selbst heraus, ich verspreche dir nur Ehrlichkeit.

Suche in meiner Darstellung nur die natürliche Religion. Sehr seltsam, daß noch eine andere nöthig sein soll! Woraus sehe ich diese Nothwendigkeit? Warum soll ich strafbar sein, wenn ich Gott nach meinen Einsichten, die er mir gegeben hat,

---

22) Ich meine, der gute Vicar könnte es, wie die Sachen jetzt stehen, auch dem Publicum vortragen.

nach meinen Gefühlen, die er in mein Herz gelegt hat, verehre? Welche Reinheit der Moral, welchen, dem Menschen nützlichen, den Schöpfer verherrlichenden Glaubenssatz kann ich aus einer positiven Lehre schöpfen, den ich nicht auch ohne sie aus der richtigen Anwendung meiner Seelenkräfte zu schöpfen vermöchte? Zeige mir, was man zur Ehre Gott, zum Wohle der Menschengesellschaft und mir selbst zum Nutzen den Pflichten des Naturgesetzes noch beizufügen vermag, welche Tugend sich aus einer neuen Verehrungsweise herleiten läßt, die nicht schon eine Folge meiner Verehrungsweise wäre? Die erhabensten Vorstellungen von der Gottheit erhalten wir einzig durch unsre Vernunft. Betrachte das Schauspiel der Natur und höre auf deine innere Stimme. Hat Gott unsern Augen, unserm Gewissen, unserer Urtheilskraft nicht alles offenbart? Was können uns Menschen noch Weiteres offenbaren? Ihre Offenbarungen setzen Gott nur herab, denn sie legen ihm menschliche Leidenschaften bei. Anstatt unsre Begriffe über dieses große Wesen aufzuklären, verwirren, nach meiner Einsicht, die einzelnen Dogmen dieselben vielmehr, veredeln unsre Begriffe nicht sowohl, sondern ziehen sie vielmehr in den Staub herab; fügen zu dem Dunkel, in das Gott gehüllt ist, nur noch ungereimte Widersprüche, machen den Menschen stolz, unduldsam, grausam; stiften nicht sowohl Frieden auf der Erde, sondern bringen vielmehr Feuer und Schwert. Ich frage mich, wozu dies alles dienen möge, ohne daß ich mir Antwort geben könnte. Ich finde darin nur Vergehungen der Menschen und Elend für das menschliche Geschlecht.

Man entgegnet mir, es sei eine Offenbarung nöthig geworden, um die Menschen in der Art und Weise zu unterrichten, wie Gott verehrt sein wolle. Man zieht als Beweis der Nothwendigkeit die verschiedenen wunderlichen Verehrungsformen an, die von

Menschen geübt worden sind, und sieht nicht ein, daß diese Verschiedenheit selbst aus lauter eingebildeten Offenbarungen hervorgegangen ist. Als es unter den Völkern Mode geworden war, Gott reden zu lassen, ließ ihn Jedermann nach seiner Weise sprechen, und ließ ihn sagen, was er selbst wollte. Hätte man stets nur dem Gehör gegeben, was Gott zu dem Herzen des Menschen spricht, so würde nie mehr als eine Religion auf Erden entstanden sein.

Es war ein gleichförmiger Gottesdienst nothwendig. — Ich will das zugeben; aber war denn dieser Umstand von so großer Wichtigkeit, daß es des ganzen Aufwandes der göttlichen Macht bedurfte, um ihn zu verwirklichen? Man verwechsele doch das Ceremoniell der Religion nicht mit der Religion selbst. Der Dienst, welchen Gott fordert, ist der Dienst des Herzens; und derselbe bleibt sich überall gleich, wenn er aufrichtig ist. Man muß von einer sehr thörichten Eitelkeit eingenommen sein, wenn man sich einbilden kann, daß Gott ein so großes Interesse an der Kleidertracht der Priester, an der Ordnung, wie sie ihre Worte vorbringen, an den Geberden, die sie am Altare machen, und an allen ihren Kniebeugungen habe. Ach! mein Freund, stehe ab von allem deinen Hochmuthe, du wirst doch immer nur an der Erde kriechen. Gott will im Geiste und in der Wahrheit angebetet sein; diese Pflicht findest du in allen Religionen, in allen Landen, bei allen Menschen wieder. Was den äußern Cultus anlangt, so ist er, wenn wirklich für die gute Ordnung eine Gleichförmigkeit nöthig wäre, rein Sache der Polizei, und bedarf es dazu keiner Offenbarung.

Ich habe mein Denken nicht mit diesen Betrachtungen begonnen. Aber fortgerissen von den Vorurtheilen der Erziehung und durch die gefährliche Eigenliebe, die den Menschen stets über

seine Sphäre hinaus versetzen will, konnte ich meine schwachen Begriffe nicht bis zu dem großen Wesen erheben, und bemühte mich also, dasselbe zu mir herabzuziehen. Ich rückte die unendlich weit von einander abliegenden Verhältnisse zwischen Gottes Wesen und dem meinen einander näher. Ich verlangte mehr unmittelbare Mittheilungen, einen speciellen Unterricht; und, nicht zufrieden, Gott dem Menschen ähnlich gemacht zu haben, verlangte ich auch übernatürliche Offenbarung, um auch noch vor meines Gleichen hervorzuragen. Ich verlangte einen Gottesdienst ganz eigens für mich, forderte, Gott solle mir offenbaren, was er andern verschwiegen hat, oder was sie nicht so wie ich verstanden haben würden.

Da ich den Punkt, auf den ich gekommen war, als den gemeinschaftlichen Punkt ansah, von dem alle Gläubigen ausgingen, um eines erleuchtetern Gottesdienstes theilhaftig zu werden, so fand ich in der natürlichen Religion nur die Elemente aller Religion. Ich zog die Verschiedenheit der Secten, welche auf der Erde dominiren, und sich gegenseitig der Lüge und des Irrthums zeihen, in Betracht und fragte: Welche hat denn den rechten Glauben? Jede antwortete mir: Ich habe ihn; jede erklärte, ich und meine Anhänger, wir allein denken recht, alle Andern sind im Irrthum begriffen. Und woher weißt du denn, daß deine Partei Recht hat? — Gott hat es erklärt.[23])

---

[23]) „Alle, — lehrt ein frommer und weiser Priester — behaupten, daß das, was sie hielten und glaubten, nicht von einem Menschen, noch von einem andern geschaffenen Wesen, sondern von Gott herrühre. Und Alle führen dasselbe Geschwätz im Munde.

„Aber in Wahrheit, und ohne Jemandem zu schmeicheln noch zu heucheln, ist hieran nichts. Alle diese Lehren sind, was man auch sagen möge, Menschenwerk, durch menschliche Mittel fortgepflanzt. Dies beweist zuvörderst die Art und Weise, wie die Religionen in die Welt gekommen sind und noch alltäglich in derselben verbreitet werden. Volk, Vaterland,

Und wer hat dir denn gesagt, daß Gott dies erklärt hat? Mein Pfarrer, der das gewiß weiß. Mein Pfarrer lehrt mich, das zu glauben, und darum glaube ich auch also. Er hat mich bestimmt versichert, daß Alle, die anders lehren, Lügner wären, und darum höre ich gar nicht auf sie.

Wie? dachte ich, ist die Wahrheit nicht eine einzige? Kann das, was ich für wahr halte, bei euch falsch sein? Wenn die Lehransicht dessen, der auf rechtem Wege geht, und dessen, der sich verirrt hat, ganz dieselbe ist, welch' Verdienst oder welcher Schaden geht dann daraus für einen oder den andern hervor? Ihre Wahl ist ein reines Spiel des Zufalls; es ist unbillig, sie ihnen anzurechnen; man müßte sie dafür belohnen oder bestrafen, daß sie in diesem oder jenem Lande geboren worden wären. Wer zu behaupten sich erdreistet, daß Gott uns auf diese Weise richte, verleumdet seine Gerechtigkeit.

Entweder sind alle Religionen gut und Gott angenehm, oder, sobald es eine gibt, die er den Menschen vorgeschrieben hat und deren Nichtanerkennung er bestraft: so hat er sie mit so untrüglichen und offenbaren Kennzeichen versehen, daß sie als die einzig

---

Ort vermittelt die Religion. Man bekennt sich zu der Religion des Ortes, wo man geboren und erzogen worden ist. Wir werden beschnitten, getauft, sind Juden, Mahomedaner, Christen, ehe wir noch wissen, daß wir Menschen sind. Die Religion ist nicht das Werk unsrer Wahl und Begutachtung. Zweitens beweisen dies unser Leben und die Sitten, die gar schlecht mit der Religion einstimmen. Endlich beweis't es auch der Umstand, daß man bei bürgerlichen und minder wichtigen Angelegenheiten ganz und gar gegen den Inhalt der Religion verstößt." Charron über die Weisheit, II. Buch 5. Cap. p. 257. ed. Bordeaux, 1601.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß das aufrichtige Glaubensbekenntniß des tugendhaften Afterttheologen von Condom nicht eben verschieden von dem des savoy'schen Vikars gelautet haben mag.

wahre zu erkennen und zu unterscheiden ist. Diese Kennzeichen sind für alle Zeiten und alle Länder, für alle Menschen, hohe und niedere, weise und unwissende, Europäer, Indier, Afrikaner, Wilde gleich verständlich. Gäbe es eine Religion auf der Erde, außer deren Verbande nur ewige Verdammniß des Menschen harrte, und es fände sich in einem Winkel der Erde ein einziger Sterblicher, der es aufrichtig meinte und von ihrer Wahrheit nicht berührt würde, so wäre der Gott dieser Religion der ungerechteste und grausamste Tyrann.

Laß uns darum ehrlich nach Wahrheit trachten! O dann dürfen wir nichts geben auf das Recht der Geburt, nichts auf elterliche und priesterliche Autorität, sondern müssen Alles, was wir von unsrer Kindheit an gelernt haben, der Prüfung des Gewissens und der Vernunft unterwerfen. Mögen sie immerhin mir zurufen: „Unterwirf deine Vernunft;" das kann auch der Betrüger mir sagen; ich muß Gründe haben, wenn ich die Vernunft unterwerfen soll.

Die ganze Theologie, die ich mir durch Anschauung des Weltgebäudes und durch den richtigen Gebrauch meiner Geisteskräfte selbst habe erwerben können, beschränkt sich auf das, was ich dir so eben auseinandergesetzt habe. Will man mehr wissen, muß man zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Ein solches Mittel aber kann nicht menschliche Autorität sein. Denn jeder Mensch gehört derselben Wesengattung an, welcher ich angehöre, alles was irgend ein Mensch also auf natürliche Weise durchschaut, kann ich ebenfalls durchschauen, und ein anderer Mensch kann sich eben so gut täuschen, als ich mich täuschen kann. Glaube ich, was er sagt, so glaube ich es nicht, weil er es sagt, sondern weil er es beweist. Das Zeugniß eines Menschen ist also im Grunde nur das Zeugniß meiner Vernunft, er fügt den natür-

lichen Mitteln, die Gott mir gegeben hat, die Wahrheit zu erkennen, kein neues bei.

Was kannst du mir also lehren, Wahrheits-Apostel, worüber ich nicht Richter sein dürfte? — „Gott selbst hat geredet, vernimm seine Offenbarung." — Das ist etwas Anderes. Gott hat geredet! Wahrhaftig, ein bedeutendes Wort! Und zu wem hat er denn geredet? — „Er hat zu den Menschen gesprochen." — Warum aber habe ich denn nichts davon vernommen? — „Er hat andere Männer beauftragt, dir sein Wort zu verkünden." — Ich verstehe. Also Menschen sind es, die mir sagen wollen, was Gott gesprochen hat! Ich wünschte doch, daß ich Gott lieber selbst vernommen hätte! Es würde ihm nicht mehr gekostet, mich aber vor Verführung sicher gestellt haben. — „Er sichert dich dafür, indem er die Sendung seiner Boten bestätigt." — Und auf welche Weise? — „Durch Wunder." — Und wo finde ich diese Wunder? — „In Büchern." — Und wer hat diese Bücher verfaßt? — „Menschen." — Und wer hat diese Wunder gesehen? — „Menschen sind Zeugen davon." — Wie? immer nur menschliche Zeugnisse? immer wieder Menschen, die mir sagen, was andere Menschen gesagt haben? Wie viele Menschen zwischen Gott und mir! Jedoch wir wollen sehen, prüfen, vergleichen, berichtigen. O hätte es doch Gott gefallen, mich all' dieser Arbeit zu überheben; würde ich ihm wohl mit weniger gutem Herzen gedient haben?

Bedenke, Freund, in welche ungeheure Untersuchung ich nun verwickelt worden bin, welche unermeßliche Gelehrsamkeit ich nöthig habe, um in das höchste Alterthum hinaufzusteigen, um die Prophezeiungen, Offenbarungen, die Begebenheiten, alle Denkmale des Glaubens, die mir in allen Ländern der Erde entgegentreten, zu prüfen, abzuwägen, gegeneinander zu halten, um Zeit, Ort, Urheber, Umstände zu bestimmen! Welch' eine genaue Kri-

tik habe ich nicht nöthig, um die ächten Stücke von den unächten zu scheiden, um Einwürfe und Antworten, Uebersetzungen und Originale gegeneinander abzuwägen; um über die Unparteilichkeit der Zeugen, über ihre gesunde Vernunft, ihre Einsichten zu entscheiden; um zu erfahren, ob man nichts unterdrückt, nichts dazugesetzt, nichts umgeordnet, verändert, verfälscht hat; um die noch übrig bleibenden Widersprüche zu lösen; um beurtheilen zu können, wie viel Gewicht das Stillschweigen der Gegner rücksichtlich der gegen sie angezogenen Thatsachen hat; ob ihnen das, was man gegen sie vorbrachte, bekannt war; ob sie die Sache auch einer Antwort werth hielten; ob der Bücherverkehr so allgemein war, daß die diesseitigen ihnen bekannt werden konnten; ob wir so redlich gewesen sind, die ihrigen unter uns bekannt werden zu lassen; ob wir ihre bedeutendsten Entgegnungen so gelassen haben, wie sie von ihnen ausgegangen sind.

Sind alle diese Denkmale für unbestritten anerkannt worden, so muß man alsdann zu den Beweisen der Sendung ihrer Urheber übergehen; man muß die Gesetze der Fügungen, die möglichen Wahrscheinlichkeiten genau kennen, um urtheilen zu können, welche Prophezeiungen ohne Wunder sich nicht ereignen konnten; den Geist der Ursprachen, um unterscheiden zu können, was darin Prophezeiung, und was bloß rednerische Figur ist; welche Begebenheiten dem Laufe der Natur gemäß sind, und welche dies nicht sind, um angeben zu können, bis zu welchem Grade ein schlauer Mensch die Augen der Einfältigen verblenden und selbst einsichtsvollere Leute in Erstaunen setzen konnte; man muß untersuchen, von welcher Beschaffenheit ein Wunder sein darf und welche Beglaubigung es haben muß, wenn es nicht bloß angenommen, sondern auch bei Straffälligkeit nicht bezweifelt werden soll; man muß die Beweise für wahre und für falsche Wunder verglei-

chen und sichere Regeln zu ihrer Unterscheidung ausfindig machen; endlich muß man auch angeben, warum Gott zur Beurkundung seines Wortes Mittel gewählt habe, die selbst wieder einer so sorgfältigen Bestätigung bedürfen, gleich als ob er sich mit der Leichtgläubigkeit der Menschen eine Lust machte und die wahren Mittel der Ueberzeugung vorsätzlich umginge.

Wir wollen annehmen, die göttliche Majestät habe geruht, sich so weit herabzulassen, daß sie einen Menschen zum Werkzeuge ihres heiligen Willens gemacht habe. Ist es vernünftig, ist es gerecht, zu verlangen, das ganze Menschengeschlecht solle der Stimme dieses Ministers gehorchen, ohne daß er als solcher zuvor proclamirt worden ist? Ist es billig, ihm statt aller Beglaubigungsbriefe nur ein Paar Zeichen zu geben, die er vor wenigen unbekannten Leuten dargelegt hat, und von denen die ganze übrige Menschheit nur durch Hörensagen etwas erfährt? Wollte man alle die Wunder für ächt halten, die das Volk und die Einfältigen aller Länder der Erde gesehen zu haben vorgeben: so wäre jede Partei die rechte; es würde mehr Wunder als natürliche Begebenheiten geben, das größte aller Wunder aber würde das sein, daß sich da keine Wunder ereignen, wo man die Schwärmer unterdrückt hat. Die unwandelbare Ordnung der Natur leitet uns am Besten auf die weise Macht hin, welche die Natur regiert; gäbe es darum viele Ausnahmen, so wüßte ich endlich nicht mehr, was ich davon denken sollte, und ich, meines Theils, glaube zu sehr an Gott, als daß ich so viele, seiner so wenig würdige Wunder für wahr halten sollte.

Käme ein Mensch und spräche zu uns: Sterbliche, ich verkündige euch den Willen des Allerhöchsten; ihr vernehmt durch mich die Stimme dessen, der mich gesandt hat. Ich befehle der Sonne, ihren Lauf zu ändern, den Sternen, eine andre Stellung

zu einander einzunehmen, den Bergen, sich zu ebnen, den Wogen, sich aufzuthürmen, der Erde, eine andere Gestalt anzunehmen: wer würde an solchen Wundern nicht alsbald den Herrn der Schöpfung erkennen? Betrügern aber gehorcht sie nicht. Die Wunder, die sie thun, geschehen in abgelegenen Gäßchen, in Wüsteneien, in Zimmern, hier kommt ihnen die kleine Zahl Zuschauer, die schon geneigt sind, alles zu glauben, gut zu Statten. Wer vermag mir anzugeben, wie viel Augenzeugen erforderlich sein mögen, ein Wunder glaubwürdig zu finden? Wenn eure Wunder, die zum Beweise eurer Lehre dienen sollen, selbst erst bewiesen werden müssen, wozu nützen sie? Eben so gut wäre es gewesen, wenn sie gar nicht geschehen wären.

Es steht uns übrigens noch die wichtigste Untersuchung in der obigen Lehre bevor. Weil nämlich die, welche behaupten, Gott thue hier unten Wunder, vorgeben, Satan mache sie zuweilen nach, so sind wir auch mit den beglaubigtsten Wundern um keinen Schritt weiter gekommen, als wir vorher waren. Und da die Magier des Pharao, sogar in Moses Gegenwart, wagten, ganz dieselben Zeichen zu verrichten, die er auf ausdrücklichen Befehl Gottes that, warum hätten sie denn nicht, wenn er nicht gegenwärtig war, unter gleichem Anführen auch ein gleiches Ansehen beanspruchen können? Folglich muß, nachdem die Lehre durch das Wunder bewiesen worden ist, das Wunder auch durch durch die Lehre bewiesen werden,[24]) weil sonst zu fürchten steht,

---

[24]) Dies erhellt aus tausend Stellen der heiligen Schrift, und unter andern aus 5. Mos. 13; wo gesagt wird: Wenn ein Prophet andere Götter verkündigte, seine Lehre durch Wunder bestätigte, auch das, was er vorhersagte, wirklich einträfe; so sollten sie ihm doch nicht glauben, sondern diesen Propheten vielmehr mit dem Tode bestrafen.

es möchte das Werk des Teufels für Gottes Werk genommen werden. Was meinst du zu dieser Cirkelbewegung?

Da diese Lehre von Gott ist, so muß sie auch das geheiligte Kennzeichen der Gottheit an sich tragen. Sie muß nicht allein die verworrenen Ideen, welche das Nachdenken über diesen Gegenstand in unserm Geiste hervorbringt, aufklären, sondern muß auch einen Cultus, eine Sittenlehre und solche Grundsätze mittheilen, die den Eigenschaften angemessen sind, durch welche wir allein sein Wesen begreifen. Trüge sie uns darum nur ungereimte, unvernünftige Dinge vor, flößte sie uns Unverträglichkeit gegen unsern Nächsten ein, Entsetzen vor uns selbst; malte sie uns Gott als ein zorniges, eifersüchtiges, rächerisches, parteiisches Wesen, das den Menschen feindlich gegenübersteht, als einen

---

Wenn also die Heiden die Apostel hinrichteten, weil sie ihnen einen andern Gott verkündigten, obwohl sie ihre Sendung durch Weissagungen und Wunder bestätigten: so sehe ich nicht, was man ihnen Gründliches zu entgegnen hätte, das sie uns nicht augenblicklich wieder zurückgeben könnten. Oder, was wäre in einem solchen Falle zu thun? Eins! Zur Vernunft zurückzukehren und die Wunder Wunder sein zu lassen. Besser, man hätte sich nie um sie bekümmert. So urtheilt der schlichte Menschenverstand, der nur durch gewaltsame, mehr oder minder spitzfindige Kleinigkeitskrämereien umschleiert werden kann. Spitzfindigkeiten im Christenthume?! Nun, wenn so viel Geist erforderlich ist, die christliche Lehre zu fassen, an Christum glauben zu lernen, dann durfte auch Jesus Christus das Himmelreich nicht den Beschränkten versprechen, durfte seine schönste Rede nicht damit beginnen, die selig zu preisen, die da geistig arm sind!? Habt ihr mir freilich bewiesen, daß ich mich mit meinem Denken fügen muß, dann ist es etwas Andres! Aber, um mir dies beweisen zu können, müßt ihr euch zu mir herablassen; müßt eure Beweise nach der Fassungskraft der geistig Armen einrichten, oder ich erkenne in euch nicht die wahren Schüler eures Meisters und was ihr mir verkündigt, ist nicht seine Lehre.

Gott des Krieges und des Streites, immer bereit, zu zerstören und niederzudonnern, der stets von Martern und Strafen spricht, der sich sogar rühmt, die Unschuldigen zu strafen: so würde mein Herz von diesem erschrecklichen Gott nicht angezogen werden, und ich würde die natürliche Religion gewiß nicht verlassen, um mich dieser in die Arme zu werfen; nämlich du fühlst doch wohl, daß nothwendig eine Wahl getroffen werden müßte. Euer Gott, würde ich zu den Parteien sagen, ist nicht unser Gott. Der, welcher damit beginnt, sich ein Volk auszuwählen, und das übrige Menschengeschlecht unberücksichtigt zu lassen, ist nicht der gemeinschaftliche Vater der Menschen; der, welcher die größte Zahl seiner Geschöpfe zu ewigen Strafen bestimmte, ist nicht der barmherzige und gute Gott, den mir die Vernunft kennen lehrt.

Was nun die Dogmen anlangt, so fordert meine Vernunft, daß sie verständlich sein, mich aufklären und augenfällig mich überzeugen sollen. Ist die natürliche Religion unzureichend, so ist sie es wegen der Dunkelheit, die sie von den Hauptwahrheiten, welche sie uns lehrt, nicht wegstreift. Die Offenbarung müßte also diese Wahrheiten auf eine dem menschlichen Geiste vernehmliche Weise lehren, müßte sie seinem Fassungsvermögen anpassen, sie ihm begreiflich machen, damit er sie glauben könnte. Der Glaube wird durch den Verstand fest und unverbrüchlich; die beste aller Religionen ist unstreitig auch die deutlichste. Wer den Gottesdienst, den er mir predigt, mit Geheimnissen und Widersprüchen überladet, gibt mir selbst die Weisung an die Hand, ihm zu mißtrauen. Der Gott, den ich anbete, ist kein Gott der Finsterniß, er hat mir nicht Verstand gegeben, um mir den Gebrauch desselben verbieten zu können; sagt man mir daher, ich solle meine Vernunft gefangen nehmen, so schmäht man ihren

Urheber. Ein Diener der Wahrheit wird meine Vernunft nicht beherrschen wollen, sondern sie vielmehr aufklären.

Wir haben alle menschliche Autorität abgeworfen. Ohne diese Autorität aber begreife ich nicht, wie ein Mensch einen andern Menschen überzeugen können soll, wenn er ihm eine vernunftwidrige Lehre vorträgt. Wir wollen zwei solche Leute jetzt einmal zusammenbringen und hören, was sie in der gewöhnlichen bittern Sprache der Parteimenschen sich sagen können.

Der Inspirirte.

„Die Vernunft lehrt dich, daß das Ganze größer ist, als eins seiner Theile; ich aber sage dir im Auftrage Gottes, daß der Theil größer ist, als das Ganze."

Der Denker.

„Und wer bist du, daß du mir sagen darfst, Gott widerspreche sich? Wem soll ich nun glauben, ihm, der mich durch die Vernunft von ewigen Wahrheiten überzeugt, oder dir, der mir in seinem Namen Ungereimtheiten vorträgt?"

Der Inspirirte.

„Mir; denn mein Unterricht ist weit bestimmter und ich werde dir auf eine unwiderlegliche Art beweisen, daß ich von ihm gesandt worden bin."

Der Denker.

„Wie! du willst mir beweisen, daß Gott dich gesandt hat, um gegen ihn zu zeugen? Und wie werden denn deine Beweise beschaffen sein, um mich zu überführen, es sei viel gewisser, wenn Gott durch deinen Mund zu mir rede, als durch den Verstand, den er mir gegeben hat?"

Der Inspirirte.

„Der Verstand, welchen er dir gegeben hat! O kleiner, eingebildeter Mensch! Als ob du der erste Gottlose wärest, der durch seine in Sünden befangene Vernunft gestrauchelt hätte."

Der Denker.

„Mann Gottes, du wärst auch nicht der erste Betrüger, der seine Anmaßung als Beweis seiner Sendung vorschöbe."

Der Inspirirte.

„Wie? die Philosophen stoßen auch Beleidigungen aus?"

Der Denker.

„Zuweilen, wenn ihnen die Heiligen mit gutem Beispiele vorangehen."

Der Inspirirte.

„O! ich habe das Recht, eine solche Sprache zu führen; ich spreche im Auftrage Gottes."

Der Denker.

„Du würdest wohl thun, deine Sendung zuvörderst zu beweisen, und darnach erst von deinen Privilegien Gebrauch zu machen."

Der Inspirirte.

„Meine Sendung ist beglaubigt. Erde und Himmel legen Zeugniß für mich ab. Wenn ich bitten darf, so folge nur meinen Schlüssen."

Der Denker.

„Deinen Schlüssen! Du denkst nicht an Schlüsse! Wenn du mich belehrst, meine Vernunft täusche mich, so heißt das ja,

zurückweisen sollen, was mir die Vernunft zu deinen Gunsten sagen dürfte. Wer die Vernunft verwirft, der muß beweisen, ohne sich ihrer zu bedienen. Denn gesetzt, wir sprächen vernünftig mit einander und du überzeugtest mich; wie kann ich denn wissen, ob es nicht meine durch Sünden vererbte Vernunft ist, die mich von dem, was du mir vorredest, überzeugt? Und überdies, was wirst du mir für Beweise, für Demonstrationen bieten können, welche einleuchtender wären, als der Grundsatz, den sie herabsetzen sollen? Einen richtigen Vernunftschluß eine Lüge zu nennen, verdient eben soviel Glauben, wie zu behaupten, daß der Theil größer sei als das Ganze."

Der Inspirirte.

„Welch' ein Unterschied! meine Beweise verstatten keine Einwendung; sie sind übernatürlicher Art."

Der Denker.

„Uebernatürlich? Was heißt das? Ich verstehe das nicht."

Der Inspirirte.

„Eingriffe in den Gang der Natur, Weissagungen, Wunder, übernatürliche Zeichen aller Art."

Der Denker.

„Zeichen und Wunder! davon habe ich noch nie etwas gesehen."

Der Inspirirte.

„Andere haben es für dich gesehen. Schaaren von Zeugen ...... Zeugnisse ganzer Völker ......"

Der Denker.

„Gehören Zeugnisse ganzer Völker in den Bereich des Uebernatürlichen?"

Der Inspirirte.

„Nein, wenn sie aber einstimmig sind, beweisen sie unwiderleglich."

Der Denker.

„Es ist nichts unwiderleglicher als die Gründe der Vernunft, und durch menschliche Zeugnisse läßt sich eine Ungereimtheit nicht bestätigen. Noch einmal also, ich will übernatürliche Beweise haben, denn das Zeugniß des Menschengeschlechts gehört nicht hierher."

Der Inspirirte.

„Verstockter Sünder! die Gnade redet noch nicht zu dir."

Der Denker.

„Dafür kann ich nicht; denn nach deiner Meinung muß man die Gnade schon empfangen haben, wenn man wissen will, wie man sie erflehen soll. Rede du also statt ihrer mit mir."

Der Inspirirte.

„Ach! das thue ich ja; du hörst mich aber nicht an. Was hältst du denn von den Weissagungen?"

Der Denker.

„Erstlich bemerke ich, daß ich noch keine Weissagung vernommen, noch kein Wunder gesehen habe. Zweitens sage ich, daß keine Weissagung bei mir Gewicht gewinnen würde."

Der Inspirirte.

„Teufelsbraten, du! warum können Weissagungen bei dir kein Gewicht erhalten?"

Der Denker.

„Weil sie dann, wenn sie für mich von Gewicht sein sollten, drei Bedingungen erfüllen müßten, welche unmöglich neben

einander bestehen können; nämlich, ich müßte Zeuge von der Prophezeiung gewesen sein, müßte auch Zeuge ihres Eintreffens sein, und es müßte mir bewiesen werden, daß dieses Eintreffen nicht zufällig mit der Prophezeiung zu verknüpfen wäre. Denn wäre die Weissagung auch bündiger, klarer, einleuchtender als ein Lehrsatz der Geometrie, so bewiese doch die Erfüllung derselben, wenn sie Statt findet, streng genommen nichts für denjenigen, der sie vorher verkündigt hat, weil die klare Bestimmtheit einer Voraussagung, welche auf das Gerathewohl hin gemacht wurde, mit dem möglichen Eintreffen des Gesagten in gar keiner Beziehung steht."

Siehst du nun, wohin deine übernatürlichen Beweise, deine Wunder, deine Weissagungen führen! Dazu, Alles auf Treu und Glauben hinzunehmen, das Ansehen Gottes, der sich durch unsre Vernunft offenbart, unter menschliche Autorität zu stellen. Könnten die ewigen Wahrheiten, die mein Geist begreift, irgend wie? angefochten werden, so würde es für mich keinerlei Gewißheit mehr geben, und statt mich versichert zu halten, du sprächst im Auftrage Gottes mit mir, würde ich nicht einmal über seine Existenz mehr sicher sein."

Siehst du, mein Sohn, die vielen Schwierigkeiten; und doch sind sie dies noch nicht alle. Unter so verschiedenen Religionen, die einander gegenseitig verwerfen und ausschließen, ist nur eine einzige die rechte, wenn überhaupt eine rechte darunter ist. Um diese herauszufinden, genügt es nicht, eine einzige zu prüfen, man muß sie alle auf den Probirstein legen; denn in jeder Untersuchung, betreffe sie, was sie wolle, darf man nicht verdammen, ohne gehört zu haben,[25]) man muß Beweise und Entgegnungen

---

25) Plutarch berichtet, daß die Stoiker unter andern seltsamen Paradoxen auch behauptet hätten, es wäre bei streitigen Rechtsfällen unnütz,

gegen einander abwägen, muß wissen, was einer dem andern entgegensetzt, wie er ihre Einwürfe beantwortet. Je besser eine Meinung bewiesen zu sein scheint, desto schärfer müssen wir die Gründe derer beleuchten, welche diese Meinung nicht theilen. Man müßte sehr einfältig sein, wenn man glauben wollte, es wäre hinreichend, die Lehrer der eignen Partei zu hören, um sich von den Gründen der gegentheiligen Partei zu unterrichten. Wo sind die Theologen, die ihren Ruhm in der Aufrichtigkeit finden? Wo sind die Männer, die nicht zuvörderst die Gründe ihrer Gegner schwächen, um sie alsdann widerlegen zu können? Jeder ist ein Licht in Mitten seiner Partei; aber manche sind in Mitten der Ihrigen stolz auf ihre Ueberzeugungsgründe, die unter Leuten von einer andern Partei mit denselben Ueberzeugungsgründen eine sehr traurige Rolle spielen würden. Willst du dich aber aus Büchern unterrichten? Welche Kenntnisse mußt du dir dann nicht erst erwerben, wie viele Bibliotheken mußt du nicht durchblättern, welche ungeheure Belesenheit dir nicht aneignen? Wer soll meine Auswahl leiten? Schwerlich wird man in einem Lande alle die besten Bücher der gegentheiligen Partei antreffen, noch schwerer die Erklärungen aller Parteien. Und fände man sie auch, sie würden doch bald widerlegt sein. Der Abwesende steht jederzeit im Nachtheile und lahme Gründe, mit Keckheit vorgebracht, tragen leicht

---

beide Parteien zu hören; denn, läßt er sie sagen, der erste hat entweder seine Aussage bewiesen, oder nicht. Hat er sie bewiesen, so ist Alles gesagt, und die Gegenpartei ist zu verurtheilen; hat er sie nicht bewiesen, so hat er Unrecht und ist abzuweisen. Ich finde, daß alle die, welche eine ausschließliche Offenbarung annehmen, es fast eben so machen, wie die Stoiker. Sobald aber Jeder behauptet, er allein habe Grund dazu, unter so vielen Parteien zu wählen, muß man sie auch alle hören, oder man ist ungerecht.

den Sieg über gewichtige Gründe davon, die im wegwerfenden Tone angezogen werden. Nichts führt zudem oft leichter irre, als Bücher, nichts gibt die Ansichten der Verfasser weniger treu wieder, als sie. Hättest du den katholischen Glauben nach dem Werke von Bossuet beurtheilen wollen, so würdest du dich, nachdem du hier unter uns gelebt hast, weit ab von dem rechten Wege zur wahren Ansicht gefunden haben. Du hast bemerkt, daß die Lehre, mit der man den Protestanten begegnet, nicht diejenige ist, die man dem Volke lehrt, und daß das Werk von Bossuet gar keine Aehnlichkeit mit dem Unterrichte in Predigten hat. Wer eine Religion richtig beurtheilen will, darf sie nicht bloß in den Büchern ihrer Anhänger studiren, er muß sich unter sie begeben und dort hören. Das ist ein großer Unterschied. Jeder hat seine eigenthümlichen Ueberkommnisse, seine eignen Ansichten, Gebräuche, Vorurtheile, die den Geist seines Glaubens bilden. Alles dies muß man zusammenfassen, um urtheilen zu können.

Wie viele Völker drucken keine Bücher, lesen auch die unsrigen nicht! Wie sollen sie über unsre Ansichten urtheilen können? Wie soll es uns möglich sein, die ihrigen zu beurtheilen? Wir spotten über die ihrigen, sie verachten die unsrigen; und wenn unsre Reisenden sie lächerlich machen, so fehlt ihnen gegentheils, um sich dafür abfinden zu können, nichts, als die Gelegenheit unter uns zu reisen. In welchem Lande gäbe es nicht verständige aufrichtige, wahrheitsliebende Menschen, die stets nach Erkenntniß der Wahrheit streben, um sich zu ihr bekennen zu können? Dennoch erblickt Jeder die Wahrheit in seinem Cultus, und findet den Cultus anderer Nationen abgeschmackt. Es sind also diese fremden Culte entweder durchaus nicht so abweichend, wie sie uns vorkommen, oder die Vernünftigkeit, die wir in dem unsern finden, hat keine Beweiskraft.

Wir haben in Europa drei Hauptreligionen. Die eine statuirt eine einzige Offenbarung, die andere zwei und die letzte drei. Eine jede verläugnet, verdammt die beiden andern, gibt ihnen Blindheit, Gefühllosigkeit, Widerspenstigkeit, Lügen Schuld. Welcher unparteiische Mann unterfängt sich wohl, über sie ein Urtheil zu fällen, wenn er nicht vorher ihre Beweise sorgfältig abgewogen, ihre Gründe aufmerksam gehört hat? Die, welche eine einzige Offenbarung zuläßt, ist die älteste, und tritt mit vieler Sicherheit auf; die, welche drei Offenbarungen annimmt, ist die jüngste und erscheint als die consequenteste; die, welche zwei Offenbarungen statuirt und die dritte verwirft, dürfte die beste sein; allein sie hat gewissermaßen alle Vorurtheile gegen sich; ihre Inconsequenz ist augenfällig.

Die heiligen Bücher dieser drei Offenbarungen sind in Sprachen verfaßt, welche den Völkern, die sie bekennen, unbekannt sind. Die Juden verstehen kein Hebräisch mehr,*) die Christen verstehen weder Hebräisch noch Griechisch, die Türken und Perser nicht Arabisch und die jetzigen Araber selbst sprechen die Sprache Mahomeds nicht mehr. Ist es nicht eine sehr einfältige Manier, Leute zu unterrichten und dabei immer in einer Sprache mit ihnen zu reden, die sie nicht verstehen? Man übersetzt ja diese Schriften, wird man einwerfen. Vortrefflich geantwortet. Wer versichert mich aber denn, daß diese Bücher treu übersetzt worden sind, daß es überhaupt möglich ist, sie richtig zu übertragen? Und thut Gott einmal so viel, daß er sogar zu den Menschen spricht, warum mußte da noch ein Dolmetscher nöthig werden?

*) Bemerkt muß hier werden, daß diese Behauptung für unsre Zeiten nicht mehr paßt; jeder Jude, der überhaupt lesen kann, versteht es auch, mit wenigen Ausnahmen, die heiligen Schriften seines Glaubens in der Ursprache zu lesen. Anmerk. des Uebers.

Ich werde mich nie überzeugen können, daß das, was jeder Mensch wissen soll, in Büchern verschlossen liege, und daß derjenige, der weder diese Bücher noch Leute zur Hand hat, die sie verstehen, wegen einer solchen unfreiwilligen Unwissenheit in Strafe verfallen solle. Immer nur Bücher! Welche Wuth! Weil Europa mit Büchern überschwemmt ist, so betrachten die Europäer sie als unumgänglich nothwendig, ohne zu bedenken, daß man auf drei Vierteln des Erdbodens noch gar nichts von ihnen weiß. Und sind denn nicht alle Büchervon Menschen geschrieben? Wie sollte darum der Mensch im Allgemeinen ihrer zur Erkenntniß seiner Pflichten bedürfen? Und welche Mittel standen denn denen zu Gebote, sich von ihren Pflichten zu unterrichten, welche lebten, ehe noch Bücher da waren? Entweder lernt der Mensch seine Pflichten aus sich selbst kennen, oder er ist der Kenntniß dieser Pflichten ganz überhoben.

Unsre Katholiken geben gewaltig viel auf die Autorität der Kirche. Was gewinnen sie aber dabei, wenn eine eben so große Zurüstung von Beweisen erforderlich ist, diese Autorität festzustellen, als andre Secten nöthig haben, ihre Lehre unmittelbar zu begründen? Die Kirche entscheidet, daß die Kirche das Recht habe, zu entscheiden. Heißt das nicht, eine Autorität ganz ausgezeichnet feststellen? Hält man aber nicht fest daran, so befindet man sich wieder auf dem Felde aller unsrer Discussionen.

Sind dir wohl Christen bekannt, die sich die Mühe gegeben hätten, sorgfältig zu prüfen, was der Judaismus gegen sie vorgebracht hat? Haben Einige Etwas hiervon gelesen, so hat es in christlichen Schriften gestanden. Eine herrliche Art, sich von den Gründen seiner Gegner zu unterrichten! Wie es aber machen? Wennn Jemand unter uns es wagen wollte, Schriften zu veröffentlichen, worin behauptet würde, oder wo man zu bewei sen versuchte, Jesus Christus sei der Messias nicht, so würden wir

Staatliche Bibliothek Passau

Verfasser, Herausgeber und Buchhändler bestrafen. [26]) Das ist allerdings eine Vorkehrungsmaßregel, wobei man jederzeit ganz bequem und sicher Recht behält. Wir machen uns ein Vergnügen daraus, Leute zu widerlegen, die nicht zu sprechen wagen.

Auch diejenigen unter uns, die Gelegenheit haben, mit Juden umzugehen, sind nicht weiter gekommen in dieser Hinsicht. Die Unglücklichen wissen sehr wohl, daß sie in unsrer Willkür stehen. Die Tyrannei, womit man sie behandelt, macht sie schüchtern; sie wissen sehr wohl, wie wenig der christlichen Liebe die Ungerechtigkeit und Grausamkeit kostete. Was könnten sie für Aeußerungen wagen, ohne sich einer Anklage der Gotteslästerung auszusetzen? Die Habsucht versetzt uns in Feuereifer und sie sind viel zu reich, als daß sie nicht Unrecht haben müßten. Die Weisesten, die Aufgeklärtesten sind auch immer die Vorsichtigsten. Ein Elender läßt sich bezahlen und bekehren, um auf seine Secte zu schimpfen; einige feile Trödler kann man wohl zum Sprechen bringen, damit sie uns schmeicheln; ihr triumphirt nun über die gegentheilige Unwissenheit und Feilheit, indessen daß die Gelehrten jener Partei im Stillen eure Albernheit belächeln. Glaubt ihr wirklich, daß auch da, wo sie sich sicher wüßten, ein so leichter Handel mit ihnen zu treffen sein dürfte? In der Sorbonne ist es so klar wie der Tag, daß die Weissagungen von dem Messias

---

[26]) Von tausend bekannten Thatsachen hier nur eine, die keines Commentars bedarf. Im 16. Jahrhunderte hatten die katholischen Theologen alle Schriften der Juden ohne Unterschied zum Feuer verdammt. Der berühmte und weise Reuchlin wurde über diese Angelegenheit befragt, und zog sich harte Verfolgungen zu, denen er beinahe unterlegen wäre, bloß, weil er der Meinung gewesen war, es dürften wohl die von diesen Büchern erhalten werden, die nichts gegen das Christenthum enthielten, sondern von Dingen handelten, welche mit der Religion in gar keiner Beziehung stünden.

sich auf Jesum Christum beziehen. Bei den Rabbinen in Amsterdam ist es eben so klar, daß dieselben nicht in der leisesten Beziehung zu ihm stehen. Ich würde die Gründe der Juden erst dann vollkommen erfaßt zu haben meinen, wenn sie in einem freien Staate wohnten, Schulen und Universitäten hätten, wo sie ohne Rückhalt sprechen und disputiren könnten. Nur dann erführen wir, was sie zu sagen haben.

In Konstantinopel machen die Türken ihre Gründe geltend, wir aber wagen dort nicht, die unsrigen vorzubringen. Dort müssen wir uns schmiegen. Wenn die Türken von uns verlangen, daß wir dem Mahomed, an den wir doch nicht glauben, dieselbe Ehrerbietung beweisen sollen, die wir von den Juden für Jesum Christum fordern, an den sie doch eben so wenig glauben; haben dann die Türken Unrecht? Haben wir Recht? Wo ist der Grundsatz der Billigkeit, auf den wir uns zu stützen vermöchten?

Zwei Drittheile des Menschengeschlechts sind weder Juden, noch Mahomedaner, noch Christen und wie viele Millionen Menschen haben nie etwas von Moses, Jesus Christus, Mahomed gehört? Man widerspricht dem zwar, man behauptet, daß unsre Missionaire überall hinkämen. Das ist bald gesagt. Aber konnten sie bis in das Herz von Afrika gelangen, das noch bis auf den heutigen Tag unbekannt und wohin noch kein Europäer bis jetzt gedrungen ist? Kommen sie in die südliche Tartarei, reiten sie den Nomadenhorden nach, denen sich nie ein Ausländer nahet, die kaum den großen Lama kennen, zu geschweige daß sie von dem Papste etwas gehört haben sollten? Kommen sie in die unermeßlichen Binnenländer Amerika's, deren gesammte Bewohner noch nicht einmal wissen, daß Völkerschaften der alten Welt ihren Fuß auf die ihrige gesetzt haben? Kommen sie nach Japan, aus welchem ihre Ränke sie auf immer verbannt haben und wo ihre Vorgänger den aufblühenden Geschlechtern

nur als verschlagene Ränkemacher bekannt sind, die mit scheinheiligem Eifer auftraten, um sich allgemach der Herrschaft zu bemächtigen? Kommen sie in die Harems der Fürsten von Asien, um den Tausenden armer Sclaven das Evangelium zu verkündigen? Was haben die Frauen jenes Welttheils gethan, daß die Missionaire ihnen das Evangelium nicht predigen können? Werden sie alle in die Hölle kommen, darum daß sie schon hier eingekerkert waren?

Und wäre auch wirklich das Evangelium aller Welt gepredigt worden, was wäre dabei für ein Gewinn? Den Tag vor der Ankunft des ersten Missionairs in einem Lande ist ganz gewiß ein Mensch gestorben, der ihn folglich nicht hören konnte. Nun, sagt mir, was sollen wir mit diesem Einen machen? Wäre auch in der ganzen Welt nur ein Mensch, dem man Jesum Christum niemals gepredigt hätte, so würde der Einwurf in Ansehung dieses Einen eben so stark sein, als beträfe er das Viertel des Menschengeschlechts.

Wenn die Diener des Evangeliums sich bei fremden Völkern haben vernehmen lassen, was haben sie ihnen denn gesagt, das man hätte vernünftiger Weise auf ihr bloßes Wort annehmen können, und das nicht die vollständigste Beglaubigung erfordert hätte? Ihr verkündigt mir einen Gott, der vor zweitausend Jahren am andern Ende der Welt, in, ich weiß nicht welcher, kleinen Stadt geboren wurde und starb und bemerkt, daß alle diejenigen, die an dieses Geheimniß nicht geglaubt haben, verdammt sind. Diese Dinge sind zu fremdartig, als daß ich sie bloß auf das Ansehn eines Menschen hin, den ich nicht kenne, ohne Weiteres glauben sollte! Warum hat denn euer Gott die Begebenheiten, wovon ich nothwendig unterrichtet sein soll, so weit von mir vor sich gehen lassen? Ist es ein Verbrechen, nicht zu wissen, was bei meinen Antipoden sich ereignet hat? Vermag ich denn zu ahnen, daß es auf der andern Halbkugel der Erde ein hebräisches Volk und eine Stadt Jerusalem gegeben hat? Eben

so gut könnte man mir die Kenntniß von dem, was in dem Monde vorgeht, zur Pflicht machen. Doch ihr kommt ja, nach eurer Erklärung, mich davon zu unterrichten; aber warum seid ihr denn nicht schon gekommen, meinen Vater zu belehren, oder warum verdammt ihr diesen guten Greis dafür, daß er nie etwas davon gewußt hat? Soll er eurer Faulheit willen ewig gestraft werden, er, der so gut, so wohlthätig war, der nach Wahrheit strebte? Seid aufrichtig und setzt euch einmal an meine Stelle. Ueberlegt, ob ich moralisch gezwungen werden kann, bloß auf euer Zeugniß hin alle die unglaublichen Dinge, die ihr mir erzählt, zu glauben und solche Ungerechtigkeiten mit dem gerechten Gotte, den ihr mir verkündigt, zu vereinigen? Lasset mir doch gefälligst die wunderbaren Länder sehen, wo Jungfrauen Kinder gebären, wo Götter zur Welt kommen, essen, leiden, sterben; auch möchte ich wissen, warum die Einwohner von Jerusalem Gott wie einen Missethäter behandelt haben. Ihr entgegnet mir: sie haben ihn nicht als Gott anerkannt! Was soll ich denn nun thun, ich, der ich davon nichts weiter gehört habe, als was ihr mir mittheilt? Ihr fügt nun bei, daß sie dafür bestraft, zerstreut, unterjocht, dienstbar gemacht worden sind; daß keiner von ihnen der genannten Stadt sich wieder nahen dürfe. Gewiß haben sie das Alles auch verdient; allein was sagen denn die jetzigen Bewohner dort zu dem Gottesmorde der vormaligen Bewohner dieses Landes? Sie läugnen, sie erkennen Gott nicht mehr für Gott. Nun so hätte man ja auch die Nachkommen der erstern dort ruhig lassen können.

Wie? in derselben Stadt, in welcher Gott gestorben ist, haben weder die frühern Einwohner, noch die jetzigen ihn erkannt, und ihr verlangt, daß ich ihn erkenne, ich, der zweitausend Jahre später und zweitausend Meilen davon geboren worden ist? Begreift ihr denn nicht, daß ich, bevor ich dem Buche Glauben beimesse,

das ihr heilig nennt, und das mir unbegreiflich ist, erst von Andern, als von euch, erfahren muß, wann und von wem es geschrieben, wie es erhalten worden, wie es auf uns gekommen ist; was man in Ländern, wo man es verworfen hat, für Gründe dafür anführt, ob man dort auch Alles das, was ihr mich lehrt, eben so gut weiß, als ihr? Ihr fühlt wohl selbst, daß ich nothwendig nach Europa, Asien, Palästina gehen muß, um mich über Alles selbst zu erkundigen. Ich müßte ein Narr sein, wenn ich euch zuvor noch weiter anhörte.

Diese Bemerkungen scheinen mir nicht allein vernünftig, sondern ich behaupte sogar, daß jeder vernünftige Mensch in einem ähnlichen Falle eben so sprechen und den Missionair abweisen müsse, der sich alsbald anschickt, Unterricht und Taufe zu ertheilen, bevor er seine Thatsachen beglaubigt hat. Auch behaupte ich, daß es keine Offenbarung gibt, gegen welche nicht dieselben Einwürfe, die man gegen das Christenthum vorbringt, eben so gut und mit noch mehr Nachdruck aufgebracht werden könnten. Daraus folgt aber, daß, wenn es nur eine einzige wahre Religion gäbe, die alle Menschen bei Strafe der Verdammung zu bekennen verpflichtet wären, man sein Leben damit hinbringen müßte, alle zu studiren, zu ergründen, zu vergleichen, die Länder zu durchreisen, in denen sie eingeführt sind. Denn Niemand darf sich der ersten aller menschlichen Pflichten entziehen, keiner darf sich auf das Urtheil eines Andern verlassen. Der Handwerker, der von seiner Hände Arbeit leben muß, der Bauer, der nicht lesen kann, das junge zierliche und rückhaltige Mädchen, der Kränkliche, der kaum sein Bett verlassen kann, alle ohne Ausnahme müssen studiren, nachdenken, streiten, reisen, die Welt durchlaufen; es kann kein abgeschlossenes und selbstständiges Volk mehr geben; auf der ganzen Erde wird man nichts als Pilgrime finden, die mit großen Kosten unter anhaltenden Mühseligkeiten wallfahrten,

um eigens die verschiedenen Culte, die es auf der Erde gibt, zu berichtigen, zu vergleichen, zu untersuchen. Dann gute Nacht! ihr Handwerke, Künste, Wissenschaften, bürgerliche Thätigkeit überhaupt! Es kann sich keiner mehr einem andern Studium hingeben, als dem der Religion. Mit großer Mühe wird endlich der, welcher sich der dauerndsten Gesundheit zu erfreuen, seine Zeit am besten verwendet, den besten Gebrauch von seiner Vernunft gemacht, die größte Reihe von Jahren durchlebt hat, in seinem Greisalter wissen, woran er sich halten soll, und es will viel gelten wollen, wenn er vor seinem Tode noch erfährt, in welcher Religion er hätte leben sollen.

Willst du dies Verfahren mildern und der menschlichen Autorität nur das Geringste einräumen: so hast du auch sofort Alles eingeräumt. Und wenn nun der Sohn eines Christen wohlthut, die Religion seines Vaters ohne tiefere und unparteiische Prüfung auch zu bekennen, warum sollte der Sohn eines Türken übel thun, ebenfalls der väterlichen Religion zu gehorchen? Wie viele Menschen sind zu Rom sehr gute Katholiken, die mit derselben Ueberzeugung sehr gute Muselmänner sein würden, wenn sie zu Mecca geboren worden wären! und umgekehrt, wie viele ehrenwerthe Leute sind in Asien sehr gute Türken, die unter uns sehr gute Christen sein würden! Ich fordere alle Intoleranten in der Welt auf, mir darauf etwas zu antworten, was einen Menschen von Verstand befriedigen kann.

Durch solche Gründe in die Enge getrieben, wollen Einige Gott lieber ungerecht sein und Unschuldige für die Sünden ihrer Väter bestrafen lassen, als daß sie ihr barbarisches Dogma fallen ließen. Andere ziehen sich dadurch aus der Schlinge, daß sie so gefällig sind, einen Engel zu senden, der diejenigen unterweist, welche sonst in einer unbesiegbaren Unwissenheit hingelebt hätten, dabei jedoch moralisch gut gewesen wären. Eine schöne Erfindung, dieser Engel! Nicht zufrieden damit, daß wir uns ihren Maschinen unterwerfen sollen,

setzen sie sogar Gott in die Nothwendigkeit, dergleichen sich zu bedienen.

Siehe, mein Sohn, zu welcher Ungereimtheit Stolz und Intoleranz führen, wenn jeder auf seinem Kopfe beharren und glauben will, er allein habe, mit Ausschluß der ganzen übrigen Menschheit, nur Verstand. Ich rufe den Gott des Friedens, den ich anbete und den ich dir verkündige, zum Zeugen an, daß alle meine Forschungen redlich gemeint waren. Als ich aber sah, daß sie ohne Erfolg waren und stets bleiben mußten, und daß ich mich in ein Meer ohne Ankergrund stürzte; so bin ich wieder umgekehrt, und habe meinen Glauben auf meine ursprünglichen Begriffe wieder eingeschränkt. Ich habe mich nie überzeugen können, daß mir Gott bei Höllenstrafe befohlen habe, so gelehrt zu werden. Darum habe ich auch alle meine Bücher zugeschlagen. Ein einziges liegt aufgeschlagen vor meinen Augen da, das ist das Buch der Natur. Aus diesem großen und erhabenen Buche lerne ich seinen göttlichen Verfasser dienen und anbeten. Niemand ist zu entschuldigen, der darin nicht liest, weil es zu allen Menschen in einer Sprache spricht, die jeder versteht. Wäre ich auf einer wüsten Insel geboren, hätte ich außer mir keinen Menschen kennen gelernt, wäre mir nie beigebracht worden, was sich vor grauen Jahren in einer Ecke der Welt zugetragen hat; so brauchte ich meine Vernunft, bildete sie aus, machte einen guten Gebrauch von den Kräften, die Gott mir unmittelbar gegeben hat, und ganz von mir selbst würde ich lernen, ihn erkennen, lieben, seine Werke lieb haben, das Gute, was er will, zu wollen, würde, um ihm zu gefallen, alle meine Pflichten auf dieser Erde erfüllen. Was kann alle menschliche Weisheit mich wohl mehr lehren?

In Betreff der Offenbarung würde ich vielleicht, wenn ich ein größerer Denker, oder besser unterrichtet wäre, die Wahrheit dersel-

ben, und ihren Nutzen für diejenigen, die das Glück haben, sie anzuerkennen, einsehen. Allein finde ich auch zu ihren Gunsten Beweise, die ich nicht zu bestreiten vermag, so stoße ich doch auch gegen sie auf Einwürfe, die ich nicht beantworten kann. Es gibt so viele gewichtige Gründe für und wider, daß ich nicht weiß, nach welcher Seite hin ich mich bestimmen soll und somit die Offenbarung weder annehme, noch verwerfe. Ich weise bloß die Verbindlichkeit zurück, sie als ein Stück zur Seligkeit anerkennen zu sollen, weil diese vorgebliche Verbindlichkeit mit Gottes Gerechtigkeit unvereinbar ist; und weil Gott, anstatt die Hindernisse zur Seligkeit dadurch zu beseitigen, sie vielmehr vermehrt und für den größten Theil des menschlichen Geschlechts unübersteiglich gemacht hätte. Dies abgerechnet, bleibe ich über diesen Punkt in ehrfurchtsvollem Zweifel. Ich habe nicht die hohe Meinung, daß ich unfehlbar sei. Andere Leute haben entscheiden können, was mir unmöglich scheint, zu entscheiden; ich habe meine eignen Gedanken, sie die ihrigen; ich will sie weder tadeln noch nachahmen. Ihr Urtheil kann vielleicht besser sein als das meinige; aber es ist nicht meine Schuld, wenn ich es nicht zu dem meinigen machen kann.

Ich gestehe dir auch, daß die Heiligkeit des Evangeliums ein Argument für mich abgibt, das zu meinem Herzen spricht, und es würde mich schmerzen, wenn ich irgend eine treffende Widerlegung dagegen auffände. Betrachte die Schriften der Philosophen mit allem ihren Pompe; wie klein erscheinen sie, gegen jenes Buch gehalten! Kann ein Buch, das so erhaben und dabei so einfach ist, Menschenwerk sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, ein bloßer Mensch gewesen sein? Ist dies die Sprache eines Enthusiasten oder eines ehrgeizigen Sectenstifters? Welche Milde, welche Reinheit in seinen Sitten! Welche rührende Anmuth in seinen Lehren! Welche Hoheit in seinen Grundsätzen! Welche tiefe Weisheit in seinen Ge=

sprächen! Welche Geistesgegenwart, welche Bestimmtheit und Genauigkeit in seinen Antworten! Welche Gewalt über die Leidenschaften! Wo ist der Mensch, wo der Weise, welcher ohne Schwäche und ohne Prahlerei zu handeln, zu leiden, zu sterben versteht? Wenn Platon in seinem idealen Gerechten *) zeigt, wie derselbe mit aller Schmach eines Verbrechens belastet, jedes Lohnes der Tugend würdig ist, so malt er Zug für Zug Jesum Christum. Die Aehnlichkeit ist so auffallend, daß alle Kirchenväter sie gefunden haben, obgleich ein Irrthum in dieser Hinsicht gar nicht unter die Möglichkeiten gehört. Welche Vorurtheile, welche Blindheit, ja welche Unredlichkeit gehört dazu, wenn man den Sohn des Sophronikus mit dem Sohn der Maria zu vergleichen wagen will? Welch' ein Unterschied zwischen beiden! Sokrates stirbt ohne Schmerzen, ohne Schmach, er konnte seine Rolle ohne Anstrengung bis zu Ende führen; und hätte dieser leichte Tod nicht sein Leben verherrlicht, so ließe sich noch fragen, ob Sokrates, mit allem seinen Geiste, nicht ein bloßer Sophist gewesen wäre. Er war aber der Begründer der Moral, sagt man. Andere aber hatten sie schon vor ihm in Ausübung gebracht. Er lieh dem, was Andere gethan hatten, bloß Worte; er brachte ihre Beispiele bloß in Lehren. Aristides war gerecht gewesen, noch ehe Sokrates lehrte, was Gerechtigkeit sei. Leonidas war für sein Vaterland gestorben, bevor Sokrates als Pflicht aufgestellt hatte, sein Vaterland zu lieben. Sparta war mäßig, ehe noch Sokrates der Mäßigkeit Lobreden hielt. Ehe dieser noch seine Erklärung von Tugend abgegeben hatte, war Griechenland reich an tugendhaften Menschen. Aber wo hatte Jesus bei seinem Volke diese erhabene und reine Moral gefunden, von welcher er allein Leh-

*) De Republ. Dial. I.

rer und Beispiel wurde? [28]) Mitten unter dem gewaltigen Wüthen des Fanatismus ließ sich die höchste Weisheit vernehmen, und die Einfachheit der heldenmüthigsten Tugend schmückte das niedrigste aller Völker. Der Tod des Sokrates, der ruhig mit seinen Freunden philosophirt, ist der süßeste, den man sich wünschen kann; der Tod Christi, welcher unter Martern, Ungerechtigkeiten, Spottreden eines ganzen Volkes seinen Geist aufgab, ist der entsetzlichste, den man nur fürchten kann. Sokrates greift nach dem Giftbecher und segnet den, welcher unter Thränen denselben ihm darreicht. Jesus bittet unter den fürchterlichsten Todesqualen für seine erbitterten Henker. Ja, wenn das Leben und der Tod des Sokrates einen Weisen bezeichnet, so stellt Christi Leben und Tod einen Gott dar. Wollten wir sagen, die Geschichte des Evangeliums sei nur zum Vergnügen erfunden worden? Mein Freund! Es ist nicht nur, daß man erfindet! Uebrigens sind die Thaten des Sokrates, die Niemand in Zweifel zieht, keineswegs so begründet, als die Jesu Christi. Im Grunde heißt dies auch nur, die Schwierigkeiten bei Seite schieben, nicht aber heben. Noch weit unvereinbarer erscheint es, daß vier *) Menschen mit solcher Einstimmung dies Buch ausgearbeitet haben sollen, als wenn nur einer den Stoff dazu lieferte. Nie würden jüdische Autoren diesen Ton, diese Sittenlehre gefunden haben, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit aufzuweisen, daß der Erfinder desselben noch bewunderungswürdiger erscheinen müßte, als

---

[28]) Man lese in seiner Bergpredigt die Zusammenstellung, welche er selbst zwischen Moses und seiner Sittenlehre gibt. Matth. 5, 21. ff.

*) Ich will mit Vorsatz nicht mehr zählen, weil ihre vier Schriften die einzigen Lebensbeschreibungen von Jesum Christum sind, die sich aus der Masse derer, die über ihn schrieben, bei uns erhalten haben.

der Held desselben. Bei allem diesen aber ist das Evangelium auch voll von unglaublichen Dingen, von Dingen, die der Vernunft widerstreben, welche ein denkender Mensch weder begreifen, noch annehmen kann. Was ist zu thun, bei so vielen Widersprüchen? Allezeit bescheiden und behutsam zu sein, mein Sohn! Das still zu ehren, was man weder verwerfen, noch begreifen kann, sich vor dem großen Wesen zu demüthigen, das allein wahr ist.

Das ist der unfreiwillige Scepticismus, bei dem ich stehen geblieben bin. Dieser Scepticismus aber ist mir auf keine Weise lästig, weil er sich nicht über Punkte erstreckt, die für das Handeln wesentlich sind, und weil ich über die Prinzipien aller meiner Pflichten mit mir im Klaren bin. Ich diene Gott in der Einfalt meines Herzens. Ich suche mir nur von dem Kenntniß zu verschaffen, was von Gewicht für mein Handeln erscheint. Rücksichtlich der Dogmen, die weder auf mein Handeln, noch auf die Sittlichkeit Einfluß haben, und die dennoch so viele Menschen quälen, mache ich mir keinen Kummer. Ich betrachte alle besondern Religionsformen als eben so viele Heilsanstalten, in jedem Lande durch öffentlichen Cultus ausgesprochen und vorgeschrieben, um auf gleichförmige Art Gott zu verehren. Sie können insgesammt ihre Bedingungen in Klima, Regierung, Volksbildung und Charakter, oder in andern örtlichen Ursachen haben, wodurch die eine vor den andern einen Vorzug erhält je nach Zeit und Ort. Ich halte sie alle für gut, wenn man Gott in ihnen nur dient, wie es seiner würdig ist; der wesentliche Gottesdienst ist der Dienst des Herzens. Gott weist keine Anbetung zurück, wenn sie aufrichtig ist, unter welcher Form sie ihm auch dargebracht wird. In der Religion, die ich bekenne, zum Dienste der Kirche berufen, verwalte ich mein Amt mit aller möglichen Pünktlichkeit, wie diese mir vorgeschrieben ist, und mein Gewissen würde mir Vorwürfe machen, wenn ich freiwillig in einem Punkte

nur nachlässig erschiene. Du weißt, daß ich nach langem Interdikt durch den Einfluß des Hrn. v. Mellarede die Erlaubniß erhielt, meine Amtsverrichtungen wieder beginnen zu können, damit ich zu leben hätte. Vorher las ich die Messe mit einer Flüchtigkeit, die einem mit der Länge der Zeit selbst bei den ernsthaftesten Dingen eigen wird, wenn man sie so oft wiederholen muß. Seitdem ich aber meine neuen Grundsätze mir angeeignet habe, feire ich sie mit größerer Ehrerbietung. Ich erfülle mich mit der Majestät des höchsten Wesens, mit seiner Gegenwart, mit der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes, der so wenig von dem Verhältnisse zwischen sich und seinem Urheber versteht. Indem ich mir vergegenwärtige, daß ich ihm die Gelübde des Volkes unter einer vorgeschriebenen Form darbringe, befolge ich ganz genau alle Gebräuche; ich lese aufmerksam, ich befleißige mich, nicht das geringste Wort, nicht die geringste Ceremonie zu übergehen. Nähere ich mich dem Augenblicke der Wandelung, so sammle ich mich, um sie mit aller der Fassung verrichten zu können, welche die Kirche und die Erhabenheit des Sakraments fordern. Ich bestrebe mich, meine Vernunft vor der Allvernunft zu demüthigen; ich sage zu mir: Wer bist du, daß du die Allmacht zu messen vermöchtest? Ich spreche die Einsetzungsworte mit Ehrfurcht aus, ich messe, so viel von mir abhängt, ihrer Wirkung allen Glauben bei. Mag auch an diesem Geheimnisse noch so viel Unbegreifliches sein, so fürchte ich doch nicht, einst am Tage des Gerichts dafür bestraft zu werden, daß ich es je in meinem Herzen entheiligt hätte.

Beehrt mit diesem heiligen Amte, obgleich im Range der unterste, werde ich nie etwas thun oder sagen, was mich für Erfüllung seiner erhabenen Pflichten unwürdig machen könnte. Ich werde den Menschen stets Tugend predigen; werde sie jederzeit aufmuntern, Gutes zu thun; werde, so viel als ich vermag, ihnen mit meinem

Beispiele vorangehen. Ich werde mich nicht entbrechen, ihnen die Religion liebenswürdig zu machen; werde mich nicht entbrechen, ihren Glauben an die Artikel, die wahrhaft nützlich sind und die jeder Mensch zu glauben verbunden ist, zu befestigen; aber Gott soll mich auch behüten, daß ich ihnen je den blutigen Glaubenssatz der Intoleranz predigen, sie je ermuntern sollte, ihren Nächsten zu verachten und zu andern Leuten zu sagen: Ihr seid verdammt [29]. Nähme ich eine höhere Stellung ein, so könnte mir diese Verwahrung Ungelegenheiten zuziehen; aber ich erscheine gar zu unbedeutend, als daß ich viel zu fürchten haben sollte, und ich kann nicht weiter herabgesetzt werden, als ich es schon bin. Es begegne mir aber auch, was immer wolle, nie werde ich die göttliche Gerechtigkeit lästern, nie gegen den heiligen Geist lügen.

Lange Zeit habe ich nach der Ehre getrachtet, Haupt-Pfarrer zu werden. Ich bemühe mich noch darum, wiewohl aber ohne Aussicht. Mein guter Freund! nichts finde ich so schön, als wirklicher Pfarrer zu sein! Ein guter Pfarrer ist ein Diener des Guten, so wie eine gute Obrigkeit die Dienerin der Gerechtigkeit ist. Ein Pfarrer hat nie etwas Uebles zu verrichten; vermag er nicht immer selbst Gutes zu thun, so ist es doch an ihm, dazu aufzu-

---

[29]) Die Pflicht, der väterlichen Religion zu gehorchen und sie lieb zu haben, erstreckt sich nicht über Lehrsätze, die einer guten Sittenlehre zuwiderlaufen, wie z. B. dies rücksichtlich des Artikels von der Intoleranz ist. Dieses entsetzliche Dogma bewaffnet Menschen gegen einander, und macht sie alle zu Feinden des Menschen-Geschlechts. Die Scheidung zwischen bürgerlicher und kirchlicher Duldsamkeit ist etwas Kindisches und Läppisches. Duldung ist ein untrennbarer Begriff, man kann die Unduldsamkeit einerseits nicht mit der Duldsamkeit andererseits vereinbaren. Selbst Engel würden nicht in Frieden mit Menschen leben, sobald sie dieselben als Feinde der Gottheit ansähen.

muntern, und weiß er sich Achtung zu erwerben, so erreicht er gar oft seinen Zweck. O wenn ich je in unserm Gebirge eine kümmerliche Pfarre unter guten Menschen zu verwalten bekäme, ich würde glücklich sein; denn ich bilde mir ein, das Glück meiner Pfarrkinder gründen zu können! Ich würde sie nicht zu reichen Leuten machen, sondern vielmehr ihre Armuth mit ihnen theilen. Ich würde dadurch der Armuth die Schande und Nichtachtung benehmen, die unerträglicher sind, als sie selbst. Ich würde meine Pfarrkinder Eintracht und Gleichheit lieben lehren, die das Elend so oft verscheuchen und jederzeit wenigstens erträglich machen. Würden sie dann bemerken, daß ich in Nichts besser daran wäre, als sie, daß ich demungeachtet aber vergnügt lebte, so würden sie sich über ihr Schicksal trösten und von mir zufrieden leben lernen. Bei meinem Unterrichte würde ich mich weniger an den Geist der Kirche, als an den Geist des Evangeliums halten. Hier ist die Glaubenslehre einfach, die Moral erhaben, hier sieht man wenig von gottesdienstlichen Handlungen, um somehr aber von Werken der Liebe. Bevor ich meinen Kirchkindern lehrte, was sie thun sollten, würde ich mich bemühen, es jederzeit selbst zu thun, damit sie sich überzeugten, daß ich ganz so dächte, wie ich predigte. Hätte ich Protestanten in meiner Nähe, oder in meinem Kirchspiele, so würde ich in allen Stücken, die die christliche Liebe betreffen, durchaus keinen Unterschied zwischen ihnen und meinen wirklichen Pfarrkindern machen; ich würde alle dahin zu bringen suchen, sich gegenseitig auf gleiche Weise zu lieben, sich als Brüder zu betrachten, alle Religionen in Ehren zu halten und sich bei der seinigen zu beruhigen. Ich halte dafür, einen Menschen bestürmen, seine Religion aufzugeben, in der er geboren ist, heißt: ihn zum Bösen verleiten, heißt folglich: selbst etwas Böses thun. Wir wollen eine höhere Erleuchtung abwarten und indessen die hergebrachte öffentliche Einrichtung ehren.

In jedem Lande wollen wir die Gesetze achten, den Cultus nicht stören, den sie vorschreiben. Wir wollen unsre Mitbürger nicht zum Ungehorsam verleiten; denn wir wissen nicht mit Zuverlässigkeit, ob es ein Glück für sie wäre, ihre Meinungen mit andern zu vertauschen. Wohl aber wissen wir auf das Bestimmteste, daß der Ungehorsam gegen die Gesetze ein Uebel ist.

Ich habe dir, mein junger Freund, mein Glaubensbekenntniß mündlich mitgetheilt, so wie Gott es in meinem Herzen liest. Du bist der Erste, dem ich diese Mittheilung gemacht habe; du wirst vielleicht der Einzige bleiben, dem ich diese Mittheilung mache. So lange es nur noch rechten Glauben unter den Menschen gibt, soll man zufriedene Herzen nicht beunruhigen, soll den Glauben der Schwachen nicht durch Einwendungen stören, die sie nicht zu lösen vermögen, die sie beunruhigen, ohne sie aufzuklären. Ist aber einmal das Ganze erschüttert worden, dann müssen die Aeste geopfert werden, um den Stamm zu erhalten. Gewissen, die wankend, unsicher, fast lautlos geworden und in den Zustand gerathen sind, worin du das deinige findest, müssen gestärkt und wieder erweckt werden. Damit man sie aber wieder auf die Grundwahrheiten zu basiren vermöge, muß man die wankenden Pfeiler, auf denen sie sich noch zu halten meinen, ganz wegnehmen.

Du stehst in dem kritischen Alter, wo der Geist Gewißheit haben möchte, wo das Herz seine Form und seinen Charakter empfängt und wo man sich für seine ganze Lebenszeit entscheidet, sei es zum Guten oder zum Bösen. Späterhin wird unser ganzes Wesen spröder, die neuen Eindrücke haften nicht mehr. Junger Mann, noch ist deine Seele weich, drücke ihr jetzt das Siegel der Wahrheit auf. Hätte ich mehr Vertrauen zu mir selbst, so würde ich mit dir in dem entschiedenen Tone der Belehrung gesprochen haben; allein ich bin ein Mensch, unwissend, dem Irrthume unterworfen,

was konnte ich da thun? Ich habe dir mein Herz ohne Rückhalt geöffnet. Was ich für gewiß annehme, habe ich dir als solches gegeben; ich habe dir meine Zweifel als Zweifel, meine Meinungen als Meinungen mitgetheilt; ich habe dir die Gründe, aus denen ich zweifle, so wie die Gründe, aus denen ich glaube, angegeben. Nun magst du selbst entscheiden. Du willst dir Zeit dazu nehmen. Das ist eine weise Vorsichtsmaßregel, die mich gut von dir denken läßt. Beginne damit, dein Gewissen auf den Standpunkt zu bringen, wo es nach Erleuchtung begehrt. Sei aufrichtig gegen dich selbst. Eigne dir von meinen Gedanken dasjenige zu, wovon du dich überzeugen kannst, das Uebrige verwirf. Das Laster hat dich noch nicht so weit heruntergebracht, daß du befürchten müßtest, schlecht zu wählen. Ich würde dir vorschlagen, daß wir uns gegenseitig aussprechen wollten, allein sobald es zum Disputiren kommt, erhitzt man sich; es mischen sich Eitelkeit, Hartnäckigkeit ein, und von Aufrichtigkeit findet sich keine Spur mehr. Mein Freund, disputire du niemals; man klärt dadurch weder sich noch Andere auf. Von mir muß ich dir bemerken, daß ich erst nach Jahre langem Nachdenken meine jetzige Ueberzeugung erfaßt habe. Ich werde dabei bleiben; mein Gewissen ist ruhig, mein Herz ist zufrieden. Wollte ich eine neue Prüfung meiner Meinung vornehmen, wohl schwerlich würde ich soviel Wahrheitsliebe wieder mitbringen, und mein Geist würde weniger thätig, weniger im Stande sein, die Wahrheit zu erkennen. Ich werde bleiben, wie ich bin, aus Furcht es möchte der Hang zum Betrachten unvermerkt in eine müßige Leidenschaft übergehen, mich in Ausübung meiner Pflichten lau machen, mich in meine frühere Zweifelsucht zurückwerfen, aber nicht die Kraft wieder finden lassen, wieder herauszukommen. Mehr als die Hälfte meines Lebens ist verlaufen, ich habe gerade nur noch Zeit genug, den Rest gut anzuwenden und meine Irrthümer durch

Tugenden auszugleichen. Sollte ich mich irren, so geschieht dies ohne meine Schuld. Der, welcher in dem Innersten meines Herzens liest, weiß, daß ich keine Vorliebe zu meiner Blindheit habe. Unfähig, mich durch eigne Einsichten davon zu befreien, gibt es kein anderes Mittel ihrer los zu werden, als einen guten Lebenswandel; und konnte Gott dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken, so darf auch jeder Mensch auf Erleuchtung hoffen, sobald er sich ihrer würdig macht.

Veranlassen dich meine Bemerkungen, so zu denken, wie ich denke, so daß meine Ansichten die deinigen werden und daß wir ein und dasselbe Glaubensbekenntniß theilen, so gebe ich dir folgenden Rath: Setze dein Leben den Versuchungen des Elends und der Verzweiflung nie wieder aus, schleppe es nicht ferner durch Schmach und Abhängigkeit von Andern, laß ab, das klägliche Armenbrod zu essen. Kehre in dein Vaterland zurück, nimm die Religion deiner Väter wieder an, lebe derselben in Aufrichtigkeit deines Herzens, gib sie nie wieder auf. Sie ist sehr einfach und sehr heilig; ich bin der Ueberzeugung, daß dieselbe unter allen Religionen der Erde die reinste Moral predigt und mit der Vernunft am meisten übereinstimmt. Rücksichtlich der Reisekosten sei außer Sorge, man wird dafür sorgen. Fürchte eben so wenig die falsche Scham demüthigender Rückkehr. Einen Fehler zu begehen, muß man sich schämen, nicht aber, ihn wieder zu verbessern. Du stehst noch in dem Alter, wo alles verziehen wird, wo man aber auch nicht mehr ungestraft sündigen darf. Höre nur aufmerksam auf dein Gewissen, o tausend eitle Hindernisse werden vor seiner Stimme verschwinden. Du wirst einsehen, daß bei der Ungewißheit, in welcher wir leben, es ein nie zu entschuldigender Gedanke ist, eine andere Religion bekennen zu wollen, als die, in der man geboren wurde, und daß es Falschheit verräth, wenn man die Religion nicht

aufrichtig ausübt, zu der man sich bekennt. Gesetzt man irrte nun, so hätte man sich eines großen Entschuldigungsgrundes vor dem Richterstuhle des höchsten Richters beraubt. Sollte er den Irrthum, in dem wir groß gezogen wurden, nicht eher verzeihen, als den, welchen man selbst zu wählen sich erdreistete?

Mein Sohn, erhalte dein Gemüth stets in der Verfassung, daß es wünschen kann, es gibt einen Gott, und du wirst nie an seinem Dasein zweifeln. Im Uebrigen aber, was du auch für eine Ueberzeugung dir aneignen mögest, denke immer daran, daß die wahrhaften Pflichten der Religion ganz unabhängig von menschlichen Satzungen sind; daß ein rechtschaffenes Herz der wahre Tempel der Gottheit sei; daß in jedem Lande und unter jeder Secte, Gott lieben über alles und seinen Nächsten wie sich selbst, als die Summe des Gesetzes erscheine; daß es keine Religion gebe, die von den Pflichten der Moral entbinde; daß dies das wahrhaft Wesentliche in jeder Religion sei; daß der innere Gottesdienst als die erste dieser Pflichten gelte, und daß es ohne diesen Glauben keine wirkliche Tugend gebe.

Fliehe diejenigen, die unter dem Vorwande, die Natur zu erklären, trostlose Lehren in die Herzen der Menschen streuen und deren anscheinender Scepticismus hundertmal behauptender und dogmatischer ist, als der entschiedene Ton ihrer Gegner. Unter dem prahlerischen Vorwande, daß sie allein erleuchtet, wahr, aufrichtig seien, unterwerfen sie uns wahrhaft despotisch ihren zersetzenden Entscheidungen, und wollen uns statt des wahren Grundwesens der Dinge ihre unverständlichen Systeme aufdringen, die sie mit ihrer Phantasie zusammengebraut haben. So nehmen sie am Ende, wenn sie alles, was den Menschen heilig ist, über den Haufen geworfen, zerstört, mit Füßen getreten haben, den Bedrängten den letzten Trost in ihrem Elende, den Mächtigen und Reichen den ein=

zigen Zügel ihrer Leidenschaften; sie verdrängen die Gewissensbisse bei Vergehen, die Hoffnung auf die Tugend aus dem Grunde der Herzen heraus und preisen sich noch als die Wohlthäter des Menschengeschlechtes an. Nie — so lassen sie sich vernehmen — ist die Wahrheit den Menschen schädlich. Ich bin ganz ihrer Meinung; aber dies ist eben, wie mich bedünken will, ein großer Beweis, daß das, was sie lehren, nicht Wahrheit sei.[30])

---

30) Die beiden Parteien fallen einander gegenseitig mit so vielen Trugschlüssen an, daß es ein unabsehbares und tolles Unternehmen sein würde, sie alle durchnehmen zu wollen. Es ist schon viel, wenn man nur einige davon der Abschätzung willen beachtet, und zwar sowie sie sich darbieten. Eine diesen Philosophisten ganz gewöhnliche Art ist die Gegenüberstellung eines ganzen Volkes von lauter guten Philosophen dem von lauter schlechten Christen. Als ob ein Volk aus lauter wahren Philosophen leichter hervorzurufen wäre als ein Volk aus lauter wahren Christen?! Ich weiß nicht, ob, wenn wir die Individuen berücksichtigen, sich nicht leichter letztere als erstere antreffen lassen; das weiß ich jedoch, daß, sobald die Rede von ganzen Völkern ist, man darunter auch Leute voraussetzen muß, welche die Philosophie, wenn sie nicht auf Religion basirt ist, mißbrauchen, sowie unter uns die Religion aus Mangel an Philosophie gemißbraucht wird. Und dieser Umstand scheint mir den fraglichen Punkt sehr zu verändern.

Bayle hat ganz vortrefflich dargethan, daß der Fanatismus weit verderblicher ist als der Atheismus. Und das ist unläugbar. Aber er hat vergessen zu bemerken, was eben so unläugbar ist, daß der Fanatismus zwar blutiger und grausamer, dabei jedoch eine gewaltige und mächtige Leidenschaft ist, das menschliche Herz anzufeuern, um den Tod zu verachten und wundergleichen Thatendrang ihm einzuhauchen; daß er nur beßrer Leitung bedürfe, um die erhabensten Tugenden zu erzeugen; während gegentheils der Unglaube und überhaupt philosophisches Raisonnement an das Leben fesselt, verweichlicht, die Seele erniedrigt, alle Leidenschaften um den niedrigen Eigennutz und das verächtliche selbstische Ich des Menschen herumsammelt und auf diese Art ganz geräuschlos die wahren Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft untergräbt. Denn das, was bei Verfolgung

Guter Jüngling, sei immer aufrichtig, immer wahr ohne Anmaßung. Lerne die Kunst, nicht alles wissen zu wollen, und du

---

von lauter Privatinteressen von Gemeinsamem noch übrig bleibt, ist so gering, daß es mit dem durchaus die Wage nicht halten kann, was dabei dem gemeinen Besten widerstrebt.

Läßt der Atheismus kein Menschenblut fließen, so geschieht dies nicht sowohl aus Liebe zum Frieden, als vielmehr aus Gleichgültigkeit gegen das Gute. Dem vermeintlichen Weisen ist es ziemlich gleichgültig, wie Alles geht, wenn er nur daheim in Ruhe gelassen wird. Seine Grundsätze gestatten keinen Menschenmord; aber sie behindern die Entstehung des Menschen, indem sie die Sitten niederreißen, welche der Vermehrung des Menschengeschlechts Vorschub leisten, indem sie den Menschen seiner Gattung entfremden, indem sie alle menschliche Neigungen auf jenen geheimen Egoismus zurückführen, die der Bevölkerung eben so nachtheilig ist als der Tugend. Die Gleichgültigkeit der Philosophen gleicht der Ruhe in Staaten unter despotischem Drucke. Es ist die Ruhe des Grabes; sie ist verheerender als selbst die Kriege.

So ist der Fanatismus zwar beklagenswerther in seinen unmittelbaren Wirkungen, als das ist, was man heut zu Tage philosophischen Geist nennt, er ist es aber weniger in seinen Folgen überhaupt. Uebrigens ist nichts leichter, als schöne Grundsätze in Büchern auszukramen. Allein es handelt sich darum, zu erfahren, ob dieselben auch in der Doctrin wurzeln, ob sie nothwendig aus ihr hervorgehen. Das aber ist es, womit man bis jetzt noch wenig auf's Reine ist. Man müßte folglich erst wissen, ob die Philosophie, so bald sie in ihrem Glanze erscheint und als herrschende betrachtet werden muß, auch die Ruhmsucht, den Eigennutz, den Ehrgeiz und alle die kleinlichen Leidenschaften der Menschen zu beherrschen vermag und ob sie die Humanität, welche sie mit der Feder in der Hand so vortrefflich zeichnet, auch im Leben anwendet.

Mit Grundsätzen kann die Philosophie nicht das geringste Gute bewirken, was die Religion nicht weit vollkommner zu bewirken im Stande wäre, und doch bewirkt die Religion noch manches Gute, das die Philosophie nicht zu wirken versteht.

In Praxi gestalten sich die Sachen anders; aber man muß auch noch untersuchen. Kein Mensch folgt seiner Religion in allen Stücken, wenn er

wirst weder dich, noch Andere täuschen. Setzen deine ausgebildeten Anlagen dich einst in den Stand, durch das Wort auf Menschen zu

auch eine bekennt; das ist gegründet. Der größte Theil Menschen besitzt wenig Religion und befolgt auch die wenige, die er hat, nicht in allen Stücken. Das ist auch wahr. Indessen haben doch Einige Religion, und richten sich mindestens zum Theil nach ihr. Und es ist außer Zweifel, daß die Beweggründe der Religion sie oft am Bösesthun hindern, sie zu Tugenden und lobenswerthen Thaten bestimmen, die ohne diese Beweggründe unterblieben sein würden.

Gesetzt, ein Mönch läugnet ein anvertrautes Gut ab. Was folgt hieraus weiter, als daß derjenige, der es ihm anvertraut hat, ein Thor war? Hätte Pascal ein Gleiches gethan, so würde dies ebenfalls nur beweisen, daß Pascal ein Heuchler wäre, und nichts weiter. Aber ein Mönch!...... Nun? Sind denn Leute, die mit der Religion Handel treiben, auch diejenigen, die Religion haben? Alle Verbrechen, welche von Geistlichen so gut, wie von Andern begangen werden, beweisen nicht, daß die Religion etwas Unnützes sei, sondern nur, daß sehr wenig Leute Religion haben.

Unsre heutigen Regierungen verdanken ohne Zweifel dem Christenthume ihr höchst begründetes Ansehn und die weniger häufige Anzahl von Revolutionen. Sie selbst sind dadurch minder blutdürstig geworden. Dies beweist die That, wenn man sie mit den Regierungen der Vorzeit zusammenhält. Die Religion, besser erkannt, ließ ab vom Fanatismus und verlieh den christlichen Sitten mehr Milde. Diese Veränderung ist nicht das Werk der Wissenschaften; denn da, wo sie glänzten, wurde die Humanität durchaus nicht höher gehalten. Die Grausamkeiten der Athenienser, der Egyptier, der römischen Kaiser, der Chinesen sind Zeugen davon. Aber wie viele Werke der Barmherzigkeit hat nicht das Evangelium hervorgebracht! Wie viele Wiedererstattungen, wie viele Vergütungen bewirkt nicht die Beichte bei den Katholiken? Wie viele Aussöhnungen und Almosen bewirkt nicht unter uns das Herannahen der Communionszeit? Wie zügelte nicht bei den Hebräern das Jubeljahr das Besitzergreifen Habgieriger? Wie vielem Elende steuerte es nicht? Eine gesetzliche Brüderschaft vereinigte die ganze Nation. Man sah keinen Bettler unter ihnen; man erblickt auch keinen unter den Türken, wo der frommen Stiftungen un=

wirken: so sprich stets nur nach deiner innern Ueberzeugung, ohne dich von ihrem Beifall bestimmen zu lassen. Der Mißbrauch des

---

zählige sind. Sie sind aus religiösen Grundsätzen gastfrei, selbst gegen die Feinde ihres Glaubens.

„Die Mahomedaner lehren, wie Chardin meldet, daß nach dem jüngsten Gerichte, welches der allgemeinen Auferstehung folgt, alle Leiber über eine Brücke, Pul-Serrho genannt, gehen müßten, die über das ewige Feuer geschlagen ist und welche Brücke man, wie sie sagen, die dritte und letzte Prüfung, das wirkliche jüngste Gericht nennen kann; denn hier erfolgt die Sonderung der Guten von den Bösen rc."

„Die Perser — fährt Chardin fort — glauben fest an diese Brücke und wenn Einer ein Unrecht dulden muß, wofür er auf keine Weise und zu keiner Zeit Genugthuung erhält, so ist sein letzter Trost die Bemerkung: Nun wohl! Bei dem lebendigen Gott, du wirst mich am jüngsten Tage zwiefach entschädigen; du wirst nicht über die Pul-Serrho kommen, bis daß du mir Genugthuung gegeben hast: ich werde mich an den Saum deines Kleides heften und mich dir in den Weg legen. Ich habe viele und sehr angesehene Leute aus allen Ständen gekannt, die, aus Furcht, man möchte sie durch den Zuruf eines solchen: Halt! bei dem Uebergange über diese fürchterliche Brücke fesseln, ihre Ankläger beschworen, ihnen zu verzeihen. Es ist mir dies selbst mehr als hundertmal begegnet. Leute von Stand, die mich durch ihr Ungestüm manchmal zu unwillkürlichen Schritten verleitet hatten, kamen nach Verlauf einiger Zeit, wenn sie glaubten, der Unwille sei vorüber, und sagten: Ich bitte dich, halal becon aut chrisra (d. h. gib mir die Uebergangs-Erlaubniß oder Gerechtigkeit). Einige gaben sogar Geschenke und leisteten mir Dienste, damit ich ihnen verzeihen und erklären sollte, daß ich's von Herzen thäte. Die Ursache davon ist nur der Glaube, daß man die Höllenbrücke nicht überschreiten könne, bis man demjenigen, welchen man gedrückt hat, auch den letzten Heller bezahlt habe." Bd. 7. p. 50.

Darf ich wohl annehmen, daß die Vorstellung von dieser Brücke, welche so viele Ungerechtigkeiten ausgleicht, nicht auch dergleichen vorbeugen sollte? Man nehme den Persern diesen Glauben, man überzeuge sie, daß es keine Pul-Serrho, oder etwas Aehnliches, gebe, wo nach dem Tode die

Wissens gebärt Ungläubigkeit. Jeder Gelehrte verachtet das Dafürhalten der Menge; jeder will seine eigne Meinung zu Markte bringen. Die Anmaßung der Philosophie führt zur Freigeisterei, wie der blinde Glaube zum Fanatismus. Vermeide die beiden Extreme, bleibe du der Wahrheit oder dem, was sich dir in der Einfalt deines Herzens als solche bewährt, unerschütterlich treu, ohne dich jemals, sei es aus Eitelkeit oder aus Schwachheit, davon abbringen zu lassen. Stehe nicht an, im Kreise von Philosophen Gott zu bekennen, scheue dich nicht, unter Unduldsamen Menschlichkeit zu predigen. Du stehst vielleicht allein auf dieser Seite; aber du wirst in dir selbst einen Beifall finden, der dich den Beifall der Menschen entbehren läßt. Man liebe dich, oder feinde dich an, man lese deine Schriften, oder mißachte sie, es ist gleichgültig. Rede die Wahrheit und thue das Gute. Darauf kommt es an, daß der Mensch seine Pflichten auf Erden erfülle, und wer bei seinem Wirken sich selbst vergißt, der arbeitet für sie. Mein Sohn, der Eigennutz führt uns auf Abwege; nur die Hoffnung des Gerechten täuscht nimmer.

Ich habe dies Bekenntniß nicht hieher gesetzt, damit es als Richtschnur diene, wie man über Religionssachen denken solle, sondern als ein Beispiel, wie man mit seinem Zöglinge über die Sache sprechen könne, wenn man sich nicht von der Methode entfernen will, die ich aufgestellt habe. So lange man der menschlichen Autorität

---

Unterdrückten an ihren Tyrannen gerächt würden: und klar ist es, daß letztere dadurch sehr sicher gemacht und der Sorge enthoben erscheinen würden, den Unglücklichen Genugthuung zu geben! Unbestritten wäre eine solche Doctrin schädlich, würde also auch nicht wahr heißen können.

Philosoph, deine Sitten-Gesetze sind sehr trefflich, aber sei so gütig und zeige mir ihre Beglaubigung. Höre nur einen Augenblick auf, um die Sache herumzugehen und sage mir kurz und bündig: Was setzest du an die Stelle der Pul-Serrho?

nichts einräumt, so lange man den im Vaterlande geltenden Vorurtheilen nicht huldigt: können uns auch die bloßen Einsichten der Vernunft rücksichtlich der Einrichtung der Natur nicht weiter bringen als bis zur natürlichen Religion; und auf diese beschränke ich mich bei meinem Emil. Soll er noch eine andere Religion haben, so bin ich nicht mehr berechtigt, sein Führer zu sein; er muß sie allein wählen.

Wir arbeiten in Einstimmung mit der Natur und während sie den physischen Menschen bildet, versuchen wir den moralischen zu bilden. Im weitern Verfolg jedoch bleiben wir nicht mehr beisammen. Der Körper ist bereits stark und kräftig, die Seele aber ist noch matt und schwach; und was auch menschliche Kunst thun möge, das Temperament eilt der Vernunft täglich voraus. Bisher haben wir uns alle Mühe gegeben, das eine zurückzuhalten, diese zu erwecken, damit der Mensch immer nur, so viel sich dies thun läßt, eins sei. Indem wir sein Wesen entwickelten, haben wir seiner keimenden Sinnlichkeit eine andere Richtung gegeben, wir haben sie durch das Anbauen der Vernunft geregelt. Geistige Dinge mäßigten den Eindruck sinnlicher Objecte. Wir gingen mit ihm bis zu der Quelle der Dinge zurück und entzogen ihn dadurch der Herrschaft der Sinne. Es war etwas ganz Einfaches, von der Erforschung der Natur sich bis zur Aufsuchung ihres Schöpfers zu erheben.

Sind wir nun bis dahin gekommen, wie viele neue Vortheile haben wir da nicht über unsern Zögling errungen! Wie viele neue Mittel stehen uns nun nicht zu Gebote, um uns an sein Herz wenden zu können! Nun erst findet er wahrhaftes Interesse daran, gut zu sein, das Gute fern von den Blicken der Menschen und ohne durch die Gesetze dazu genöthigt zu werden, zu vollbringen, gerecht zu sein rücksichtlich des Verhältnisses zur Gottheit und der Gottheit zu ihm, seine Pflichten zu erfüllen, sogar auf Unkosten seines Lebens, in seinem Herzen die Tugend zu bewahren, nicht bloß aus Liebe zur

Ordnung, der jeder stets die Selbstliebe vorzieht, sondern auch aus Liebe zu seinem Schöpfer, eine Liebe, die sich mit der Selbstliebe vereinigen läßt; um endlich der dauerhaften Glückseligkeit zu genießen, welche ihm die Ruhe eines guten Gewissens, und das Anschaun des höchsten Wesens in einem andern Leben verheißt, wenn er das gegenwärtige gut angewendet hat. Verlaßt diese Hoffnung und ich erblicke nichts als Ungerechtigkeit, Heuchelei und Lüge unter den Menschen; denn der Privat-Vortheil, der bei dem Zusammentreffen mit andern natürlich den Vorzug vor allen andern Dingen behält, gibt jedem an die Hand, das Laster mit der Maske der Tugend zu schmücken. Alle Menschen sollen mein Bestes auf Unkosten des ihrigen fördern; alles soll sich auf mich allein beziehen; mag, wenn es einmal sein muß, die ganze Menschheit in Kummer und Elend vergehen, wenn mir dadurch nur einen Augenblick Schmerz und Hunger erspart wird. Das ist die innerste Ueberzeugung des Ungläubigen, sobald er seine Schlüsse zu machen beginnt. Ja, so lange ich lebe, werde ich es behaupten: Wer in seinem Herzen spricht, es gibt keinen Gott, und mit dem Munde das Gegentheil bekennt, der ist ein Lügner oder ein Wahnsinniger.

Lieber Leser, ich spreche wohl umsonst. Ich merke recht gut, daß wir beide, du und ich, meinen Emil nie unter denselben Gesichtspunkten erblicken. Du wirst ihn dir immer wie eure jungen Leute denken, beständig unbesonnen, muthwillig, flatterhaft, von einer Schmauserei zur andern, von einem Vergnügen zum andern eilend, ohne je an Etwas festhalten zu können. Du wirst lachen, wenn ich aus einem feurigen, lebendigen, wilden, brausenden Jünglinge in dem Siedepunkt des Lebens einen Beschaulichen, einen Philosophen, einen wirklichen Theologen machen will. Du wirst sagen: Immer hängt doch der Träumer seinen Hirngespinnsten nach. Während er uns einen Zögling nach seiner Weise vorführen will, bildet

er nicht bloß einen, sondern erschafft er ihn und zieht ihn sogar aus seinem Gehirn hervor. Immer meint er, der Natur zu folgen, und entfernt sich doch jeden Augenblick von ihr. Vergleiche ich dagegen meinen Zögling mit den eurigen, so finde ich kaum etwas, was er nur mit ihnen gemein haben könnte. Ganz verschieden aufgezogen, wäre es fast ein Wunder, wenn er in irgend einer Hinsicht ihnen gliche. Weil er seine Kindheit in vollkommner Freiheit verlebt hat, die andern geraubt wird, so beginnt er auch schon in der Jugend, Regeln von selbst anzunehmen, die man andern Kindern aufgedrungen hat. Diese Regeln sind jenen eine Geißel, sie erinnern sich ihrer mit Schauder, sie erblicken darin nichts als eine lange Tyrannei der Lehrer, sie glauben, man ziehe die Kinderschuhe nur aus, indem man dieses Joch abwirft [31]), sie entschädigen sich alsdann für den langen Zwang, in welchem sie gehalten worden sind, gleich wie ein Gefangener, der von Ketten befreit worden ist, sich ausdehnt und seine Glieder hin und her wendet und dreht.

Emil dagegen sucht eine Ehre darin, sich zum Manne zu machen und sich dem Joche der aufkeimenden Vernunft zu unterwerfen. Sein Körper ist bereits ausgebildet, er hat darum auch solche Bewegungen nicht mehr nöthig und fängt nun an von selbst zurückzutreten, während sein Geist, nur zur Hälfte entwickelt, sich emporzuschwingen strebt. So wird das Alter der Vernunft für die einen das Alter der Ungebundenheit, für den andern das Alter des Nachdenkens.

---

31) Kein Mensch blickt mit so vieler Nichtachtung auf die Kindheit zurück, als eben die, welche aus ihr heraustreten, sowie es kein Land gibt, wo die Rangordnung mit mehr Affectation beobachtet würde, als da, wo die Ungleichheit nur gering ist und wo Jeder fürchtet, er möchte mit einem seiner Untergebenen verwechselt werden.

Wollt ihr aber wissen, ob Emil oder jene sich mehr in einem natürlichen Zustande befinden, so merkt auf die Verschiedenheiten bei denen, die sich mehr oder minder von der Natur entfernt haben: beobachtet die jungen Bauernbursche und gebt Acht, ob sie auch so ungebunden sind, wie eure Jünglinge. „In ihrer Kindheit — sagt Hr. le Beau — sieht man die Wilden in beständiger Thätigkeit, immer beschäftigt mit verschiedenen den Körper übenden Spielen; aber kaum haben sie das Jünglingsalter erreicht, so werden sie gesetzt, sinnig; nur Wagstücke und Glücksspiele können sie dann noch interessiren 32).“ Emil ist in der ganzen Freiheit junger Bauern und junger Wilden erzogen worden, und muß daher, wenn er größer wird, gerade wie sie, sich umändern und selbst anhalten. Nur der einzige Unterschied wird Statt finden, daß er, statt seine Thätigkeit bloß auf Spielen und auf den Erhaltungstrieb zu richten, unter seinen Arbeiten und bei seinen Spielen nachdenken lernt. Kommt er darum nun wirklich am Ziele an, so findet er sich auch zu alle dem, worauf ich ihn hinleitete, geneigt. Die Gegenstände, die ich ihm der Betrachtung willen vorführte, beschäftigen seine Wißbegierde, denn sie sind schön an sich selbst, ganz neu für ihn, nun begreiflich für ihn. Eure Zöglinge im Gegentheil sind gelangweilt worden, sie erscheinen ermattet von euren faden Vorlesungen, von eurer langweiligen Moral, von eurem ewigen Examiniren, wie sollten sie nun nicht aller Benutzung der Geisteskräfte, die ihr ihnen so zum Ekel gemacht habt, aller der lästigen Gebote, womit ihr sie unaufhörlich beschwert habt, selbst dem Nachdenken über dem Urheber ihres Wesens, den man ihnen als Feind ihrer Freuden dargestellt hat, sich entziehen mögen? Sie haben gegen alles das nur Widerwillen, Ekel gefaßt; der

---

32) Aventures du Sieur C. le Beau, Avocat en Parlement. T. II. p. 70.

Zwang hat sie bisher von diesen Aeußerungen zurückgehalten; allein welches Mittel bleibt nun übrig, sie dahin zu bringen, daß sie sich diesem Zwange freiwillig fügen, sobald sie anfangen sich selbst zu bestimmen? Was ihnen gefallen soll, muß neu sein, muß nichts mehr von dem sein, womit man die Kinder unterhält. Mit meinem Zöglinge ist es eben so. So wie er Mann wird, rede ich mit ihm, wie mit einem Manne und sage ihm nur Dinge, die ihm neu sind. Und grade, weil sie Andern langweilig erscheinen, muß sie mein Emil nach seinem Geschmacke finden.

Da seht nun, wie ich ihm doppelt Zeit gewinnen lasse, indem ich zum Nutzen der Vernunft das Fortschreiten der Natur zügele. Habe ich aber auch dieses Fortschreiten wirklich gehemmt? Nein, ich habe bloß die Phantasie gehindert, dasselbe zu übereilen. Ich habe durch Lehren anderer Art die frühzeitigen Lehren, die der Jüngling anders woher bekommt, im Schach gehalten. Ihn, der durch den Strom unsres Unterrichts fortgerissen wird, anderer Seits durch andere Unterrichtsmittel fesseln, heißt nicht, ihn von seinem Platze verrücken, es heißt vielmehr, ihn darauf festhalten.

Endlich aber kommt der rechte Zeitpunkt der Natur; er muß nothwendig eintreten. Der Mensch soll, ehe er stirbt, sich selbst wieder fortpflanzen, damit sein Geschlecht sich erhalte, die Einrichtung der Welt fortbestehe. Werdet ihr daher an den Kennzeichen, die ich bereits angegeben habe, die Annäherung des kritischen Zeitpunktes gewahr, so gebt augenblicklich den Ton auf, in welchem ihr bisher mit ihm spracht. Er ist nun bloß euer Schüler noch, keineswegs aber euer Zögling. Er ist euer Freund, ist ein Mann, behandelt ihn darum als solchen.

Wie? ich soll meine Autorität zu einer Zeit aufgeben, wo sie mir am nöthigsten ist? Ich soll den Herangewachsenen in dem Augenblicke sich selbst überlassen, wo er sich am wenigsten zu leiten

weiß, wo er die größten Ausschweifungen begehen kann? Ich soll meinen Rechten entsagen, wann ihm daran liegen muß, daß ich sie geltend mache? Deinen Rechten!? Wer will denn, daß du ihnen entsagen sollst? Jetzt erst beginnen deine Rechte auf ihn. Bisher hast du von ihm alles nur entweder durch Ueberlegenheit oder durch List erhalten. Ansehen, Pflichtgebot waren ihm unbekannte Größen; er mußte gezwungen oder betrogen werden, wenn er dir gehorchen sollte. Berücksichtige nun aber, mit wie viel neuen Fesseln du sein Herz umgarnt hast. Vernunft, Freundschaft, Dankbarkeit, tausend Gefühle sprechen in einem Tone zu ihm, den er unmöglich mißverstehen kann. Kein Laster hat ihn noch taub gemacht gegen diese Stimme. Bis jetzt empfindet er nur noch die Regungen der Natur. Die erste von allen diesen Regungen, die Liebe zu sich selbst, bringt ihn in deine Hände; auch die Gewohnheit fesselt ihn an dich. Entrisse auch eine heftige Gemüthsbewegung ihn dir auf Augenblicke, so wird doch die Reue ihn unverzüglich zurückführen; das Gefühl, das ihn an dich kettet, ist das einzig bleibende; alle andern sind vorübergehend und verschlingen sich wechselseitig. Lasse du nur ihn nicht verderben, er wird jederzeit folgsam sein; nur, wenn er schon verdorbenen Herzens ist, fängt er an, sich aufzulehnen.

Ich gebe gern zu, daß er, wenn ihr seinen aufwachsenden Begierden geradezu die Spitze bieten, wenn ihr thörichter Weise seine jungen Bedürfnisse, die sich bei ihm fühlbar machen, als Verbrechen behandeln wolltet, freilich nicht lange mehr auf euch hören würde; aber sobald ihr meine Methode verlaßt, stehe ich für nichts. Bedenkt daher stets, daß ihr nur die Diener der Natur seid, und ihr werdet ihr nie feindlich gegenüber treten.

Allein auf welche Seite soll man sich hier schlagen? Es ist hier nur eins von zweien zu erwarten: entweder seine Neigungen begünstigen, oder sie bekämpfen; entweder sein Tyrann oder sein Lie-

bediener zu werden. Beides hat so gefährliche Folgen, daß man rücksichtlich der Wahl nicht vorsichtig genug sein kann.

Das vorzüglichste Mittel, das sich bei dieser Schwierigkeit darbietet, ist eine baldige Verheirathung. Es ist dies unbestritten das sicherste und natürlichste Mittel. Ich zweifle indessen, daß es das beste und nützlichste sei. Meine Gründe hiervon werde ich später angeben. Jedoch gebe ich zu, daß man junge Leute im Alter der Mannbarkeit verheirathen müsse. Nur tritt die Zeit der Mannbarkeit zu früh für sie ein; wir haben den Eintritt dieses Alters gezeitig, wir müssen es darum bis zur völligen Reife hinauszuschieben versuchen.

Hätte man auf nichts weiter zu achten, als auf die Neigungen, hätte man nur den Inclinationen nachzugeben, so wäre die Sache bald abgethan. Allein es sind so viele Widersprüche zwischen den Rechten der Natur und der bürgerlichen Gesetzgebung, daß man sich unaufhörlich wenden und drehen muß, wenn man beides ausgleichen will. Es erfordert außerordentliche Kunst, den Gesellschafts-Menschen nicht ein ganz erkünsteltes Wesen werden zu lassen.

Nach den oben angegebenen Gründen glaube ich, man könne durch die angeführten Mittel und durch ähnliche der Art die Unbekanntschaft mit den Begierden und die Reinheit der Sinne wenigstens bis in das zwanzigste Jahr ausdehnen. Dies ist so ausgemacht, daß bei den Deutschen ein Jüngling, der seine Unschuld vor diesem Lebensjahre verlor, auch ehrlos wurde; und die Geschichtsschreiber schreiben mit Recht der Enthaltsamkeit dieses Volkes in der Jugend die körperliche Rüstigkeit und die Menge der Kinder zu.

Man kann diesen Zeitpunkt sogar noch weiter hinausschieben, und noch vor wenigen Jahrhunderten war dies selbst in Frankreich nichts Ungewöhnliches. Unter andern bekannten Beispielen schwur der Vater des Montagne, ein eben so gewissenhafter und wahrheitsliebender, als kräftiger und gesunder Mann, daß er sich im

drei und dreißigsten Jahre als reiner Junggeselle verheirathet hätte, nachdem er lange Zeit den Krieg in Italien mitgemacht hatte, und man kann aus den Schriften seines Sohnes erfahren, daß der Vater noch in seinen sechziger Jahren die ganze Kraft und Munterkeit sich bewahrt hatte. Gewiß, die gegentheilige Meinung ist mehr in unsern Sitten und Vorurtheilen, als im Allgemeinen in der Kenntniß der menschlichen Natur begründet.

Ich kann daher die Beispiele, von unsrer Jugend hergenommen, ganz bei Seite lassen. Sie beweisen nichts gegen Einen, der anders erzogen worden ist, als sie. Erwäge ich, daß die Natur sich nicht so fest an einen bestimmten Termin binde, daß derselbe nicht auch gezeitigt oder hinausgeschoben werden könnte; so glaube ich auch, ohne deshalb die Gesetze der Natur zu verlassen, annehmen zu dürfen, Emil sei bisher durch meine Sorgfalt in seiner ursprünglichen Unschuld erhalten worden und ich sehe daher auch das Ende dieser glücklichen Epoche herannahen. Täglich wachsen die Gefahren, die ihn umgeben, er wird mir entschlüpfen, was ich auch beginnen möge. Bei erster Gelegenheit (und diese Gelegenheit wird gar bald gegeben sein) wird er dem blinden Triebe seiner Sinne folgen; tausend ist gegen eins zu wetten, daß er erliegt. Ich habe zu viel über die Sitten der Menschen nachgedacht, als daß ich nicht den unüberwindlichen Einfluß kennen sollte, welchen dieser erste Augenblick auf das ganze Leben ausübt. Verstelle ich mich, thue ich, als ob ich es nicht sähe, so macht er sich meine Schwäche zu Nutze; er glaubt, mich hintergehen zu können, er mißachtet mich, und ich werde der Mitschuldige seines Verderbens. Versuche ich es, ihn zurückzuhalten, so ist dies nun schon zu spät; er hört nicht mehr auf mich; ich werde ihm beschwerlich, verhaßt, unerträglich. Es wird nicht lange dauern, so macht er sich von mir los. Ich kann daher nur eine einzige vernünftige Wahl treffen, nämlich, ihn selbst

für seine Handlungen verantwortlich zu machen, ihn wenigstens vor einer Ueberrumpelung des Irrthums sicher zu stellen, ihm die Gefahren aufzudecken, welche ihn umgeben. Bisher half mir seine Unbekanntschaft damit, ihn dafür zu bewahren, jetzt aber muß er durch seine Einsichten von Thorheiten zurückgehalten werden.

Dieser neue Unterricht ist von Wichtigkeit, und es ist darum nöthig, etwas weiter auszuholen. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo ich ihm, so zu sagen, meine Rechnung ablege; wo ich ihm zeige, wie wir beide unsre Zeit angewendet haben; wo ich ihm erkläre, wer er ist, und wer ich bin, was ich gethan habe und was er gethan hat; was wir einander gegenseitig schuldig sind; wo ich ihm alle die moralischen Verhältnisse auseinander setze, alle die Verbindlichkeiten, die er eingegangen ist, alle die Verbindlichkeiten, in welche man mit ihm getreten ist, den Punkt, bis zu welchem er durch die Fortschritte seines Geistes gekommen ist, den Weg, den er noch zurückzulegen hat, die Schwierigkeiten, die er auf demselben antreffen wird, die Mittel, diese Schwierigkeiten zu besiegen, in wie weit ich noch im Stande sei, ihm beizustehen, in wiefern er sich fortan nur allein helfen kann, kurz, den kritischen Punkt, auf welchem er sich nun befindet, die neuen Gefahren, die ihn umgeben und alle die gewichtigen Gründe, die ihn vermögen müssen, über sich selbst zu wachen, bevor er seinen erwachenden Begierden Gehör geben darf.

Bedenkt ja, daß man, um einen Erwachsenen zu leiten, gerade das Gegentheil von alle dem thun muß, was man angewendet hat, um ein Kind zu erziehen. Besinnt euch durchaus keinen Augenblick, ob ihr ihn in die gefährlichen Geheimnisse einweihen sollt, die ihr so lange Zeit mit großer Sorgfalt ihm verheimlicht habt. Da es am Ende doch dahin kommen muß, daß er sie kennen lernt, so kommt viel darauf an, daß er darüber nicht durch Andere, nicht durch sich selbst, sondern lediglich durch euch diese Kenntniß erhalte.

Da er ja nun dagegen anzukämpfen hat, so muß er auch, um nicht überrumpelt werden zu können, seinen Feind kennen.

Nie sind junge Leute, die man in diesen Dingen erfahren findet, ohne daß man wüßte, wie sie dazu gekommen sind, ungestraft zu dieser Kenntniß gekommen. Da ein solcher unsaubrer Unterricht keine ehrbare Absicht haben kann, so befleckt er mindestens die Phantasie derer, die ihn erhalten, und weiht sie in die Laster derer ein, die ihn ertheilen. Das ist noch nicht genug! Die Dienerschaft versucht dadurch, sich in das Herz des Kindes einzuschmeicheln, sein Vertrauen zu gewinnen, ihm seinen Erzieher als einen traurigen und mißgünstigen Mann darzustellen, und es ist ein Lieblingsthema ihrer vertraulichen Gespräche, den Erzieher zu verleumden. Ist es aber mit dem Zöglinge erst so weit gekommen, so kann der Lehrer nur immer sein Bündel schnüren, etwas Gutes kann er nicht mehr wirken.

Wie kommt es aber, daß Kinder gern solche vertraute Bekanntschaften machen? Stets ist daran die Tyrannei ihrer Erzieher Schuld. Was hätten sie für Grund, heimlich zu thun, wenn sie nicht zu Heimlichkeiten genöthigt würden? Warum sollten sie sich über ihre Erzieher beklagen, wenn kein Grund zu diesen Klagen vorhanden wäre? Natürlich sind alsdann diese Leute ihre ersten Vertrauten. Man sieht es aus der Angelegentlichkeit, womit sie zu ihnen laufen, um ihnen zu sagen, was sie denken, daß sie der Meinung sind, ihr Gedanke sei nur zur Hälfte verwirklicht, sobald sie ihn jenen nicht mitgetheilt hätten. Verlaßt euch also darauf, daß ein Kind, welches von eurer Seite keine Strafpredigt, keinen Verweis zu fürchten hat, euch jederzeit alles sagen wird, und daß man nie wagen werde, ihm etwas zu vertrauen, was es euch verschweigen soll, wenn man nicht vollkommen überzeugt ist, daß es gegen euch schweigt.

Am meisten überzeugt mich von der Güte meiner Methode der Umstand, daß ich, auch bei der genauesten Wachsamkeit auf die Ergebnisse derselben, in dem Leben meines Zöglings auch nicht eine einzige Lage antreffe, die mir nicht von ihm ein angenehmes Bild gäbe. Selbst in dem Augenblicke, wo die Hitze des Temperaments ihn hinreißt, und wo er, empört gegen die Hand, die ihn im Zaume hält, sich sträubt und mir durchgehen möchte, finde ich in seinen Gemüthsbewegungen, in seinen Aufwallungen noch die ursprüngliche Einfachheit; sein Herz, noch rein wie sein Körper, kennt weder die Verstellung, noch das Laster; nie haben Verweise, nie hat irgend eine Geringschätzung ihn abgestumpft; nie hat eine feige Furcht ihn gelehrt, sich zu verstellen. Er hat die ganze Offenheit der Unschuld noch, er ist unbedenklich naiv; er weiß noch nicht, wozu der Betrug nützt. Es geht in seiner Seele keine einzige Bewegung vor, welche sein Mund oder sein Auge nicht ausspräche; und oft sind die Gefühle, die er hat, mir klarer, als ihm selbst.

So lange er fortfährt, mir sein Herz so frei zu öffnen und mir mit Vergnügen zu sagen, was er denkt, habe ich nichts zu fürchten; wird er aber schüchterner, zurückhaltender, nehme ich bei den Unterhaltungen mit ihm das erste Schamgefühl wahr: alsdann ist der Instinkt bereits entwickelt und der Begriff des Bösen beginnt, sich demselben beizugesellen. Nun ist kein Augenblick mehr zu verlieren und beeile ich mich nicht, ihn zu unterrichten, so wird er gar bald auch ohne mich von allem unterrichtet sein.

Mancher Leser, selbst wenn er auf meine Ideen eingeht, wird denken, es handle sich hier nur um eine Unterredung, die sich ganz zufällig macht, und damit sei Alles abgethan. O! das ist nicht die Art und Weise, das menschliche Herz zu lenken! Hat man vorher den Moment zur Unterredung nicht gehörig eingeleitet, so wirkt das Reden so viel wie gar nichts. Bevor man das

Feld besäen will, muß es bestellt sein. Der Samen der Tugend geht schwer auf; es gehört eine lange Bestellzeit dazu, um ihn Wurzel schlagen zu lassen. Eine von den Ursachen, die das Vorpredigen ganz erfolglos machen, ist die, daß man sie, ganz ohne Unterschied und Wahl, aller Welt und also Niemandem anpaßt. Wie kann man meinen, eine und dieselbe Rede solle alle Zuhörer berühren, die ganz verschieden gestimmt, an Geist, Gemüth, Alter, Geschlecht, Stand und Ansichten so ganz sich unähnlich sind? Es sind vielleicht nicht zwei darunter, auf die das Gesprochene sich anwenden ließe, und alle unsre Gemüthsbewegungen haben so wenig Beständigkeit, daß es im Leben eines jeden Menschen vielleicht nicht zwei Augenblicke gibt, wo dieselbe Rede auf ihn denselben Eindruck macht. Beurtheilt nun selbst, ob alsdann, wenn die aufgeregten Sinne mit dem Verstande durchgehen und den Willen bewältigen, die rechte Zeit ist, die ernsten Lehren der Weisheit zu vernehmen. Sprecht daher nie mit jungen Leuten im Tone der kalten Vernunft, selbst nicht in dem Alter der Vernunft, außer wenn ihr sie zuvor befähigt habt, Vernunft zu hören. Die Schuld, wenn der größte Theil der Gespräche verloren geht, liegt weit mehr an den Lehrern, als an den Schülern. Der Pedant und der vernünftige Lehrer lassen sich in ihren Reden kaum unterscheiden; allein ersterer läßt sich bei jeder Gelegenheit hören, der andere aber spricht nur, wenn er versichert ist, daß es Erfolg habe.

Gleich einem Nachtwandler, der im Schlafe umherirrt, und träumend am Rande eines Abgrundes hinwankt, in den er stürzen würde, wollte man ihn plötzlich aus dem Schlafe wecken: so entgeht mein Emil in dem Schlafe seiner Unwissenheit allen Gefahren, die er nicht wahrnimmt. Mache ich ihn aber auf der Stelle munter, so ist er verloren. Wir wollen ihn darum zuvörderst von

dem jähen Abhange wegzubringen suchen, und dann wollen wir ihn erwecken, um ihm denselben von Weitem zu zeigen.

Bücher lesen, Einsamkeit, Müßiggang, weichliche und sitzende Lebensart, Umgang mit Weibern und jungen Leuten, das sind die gefahrvollen Fußsteige, die in seinem jetzigen Alter vor ihm liegen und die ihn beständig an dem Abhange der Gefahr halten. Ich gebe durch andere sinnliche Gegenstände seinen Sinnen eine andere Richtung. Ich führe seine Lebensgeister in ein anderes Strombett, und leite sie dadurch von dem Laufe ab, den sie nehmen wollten. Das heißt: Ich übe seinen Körper in beschwerlichen Arbeiten und zügle dadurch die Thätigkeit der Einbildungskraft, die ihn fortreißt. Wenn die Arme viel arbeiten, so ruht die Einbildungskraft; wenn der Körper ermüdet ist, entzündet sich das Herz nicht. Das sicherste und leichteste Vorbauungsmittel ist, ihn örtlichen Gefahren zu entreißen. Ich nehme ihn zuerst aus der Stadt hinweg, weg von den Gegenständen, die im Stande sind, ihn in Versuchung zu führen. Das reicht aber noch nicht hin; denn wo ist die Wüste, wo die Wildniß, in welcher er ein Asyl finden könnte gegen die ihn verfolgende Einbildungskraft? Es ist nicht genug, ihn von den gefährlichen Gegenständen zu entfernen, man muß auch die Erinnerung an dieselben abschneiden, muß die Kunst verstehen, ihn von Allem loszumachen, und ziehe ich ihn daher nicht von sich selbst ab, so wäre es eben so gut, wenn ich ihn da ließe, wo er war.

Emil kann ein Handwerk, dies Handwerk aber soll hier unsre Zuflucht nicht sein. Er liebt und versteht den Ackerbau, allein der Ackerbau ist uns nicht genug. Beschäftigungen, die er schon kennt, werden zur Gewohnheit, nimmt er sie vor, so ist dies so gut, als wenn er nichts thäte. Er denkt dabei eher an alles Andere, sein Kopf und seine Arme sind nach verschiedenen Seiten

hin thätig. Er bedarf einer neuen Beschäftigung, die ihn durch ihre Neuheit anzieht, die ihn in Athem erhält, die ihm gefällt, ihn in Anspruch nimmt, ihm zu thun gibt; eine Beschäftigung, die er mit Leidenschaft ergreift, für welche er ganz und gar lebt. Die einzige Beschäftigung, die mir alle diese Bedingungen zu erfüllen scheint, ist die Jagd. Ist die Jagd je ein unschuldiges Vergnügen, ziemt sie je dem Menschen, so ist es jetzt, wo ich Zuflucht zu ihr nehme. Emil besitzt alles, was dabei verlangt wird; er ist kräftig, gewandt, ausdauernd, unermüdet. Er wird bestimmt Geschmack an dieser Beschäftigung finden. Er wird sich mit dem Eifer, der seinem Alter eigen ist, darauf legen; wird, wenigstens auf einige Zeit, die gefährlichen Neigungen verlieren, die bei Verweichlichung entstehen. Die Jagd härtet Seele und Körper ab; sie gewöhnt an Blut, an Grausamkeit. Man hat die Diana zu einer Feindin der Liebe gemacht, diese Allegorie ist sehr treffend. Das Schmachten der Liebe entsteht nur bei süßer Ruhe; anstrengende Thätigkeit erstickt die zarten Empfindungen. In Wäldern und Feldern erscheinen der Liebende und der Jäger auf so verschiedene Weise bewegt, daß sie von ein und denselben Gegenständen sich ganz verschiedene Bilder machen. Die kühlen Schatten, die lieblichen Gebüsche, süße Zufluchtsörter für den erstern, sind für den andern nur Hirschwechsel, Forsten, Wildstände; wo der eine nur Schalmeien, Nachtigallen und das Rauschen in den Zweigen vernimmt, da bildet sich der andere Hörnerklang und das Gebell der Jagdhunde ein. Der eine träumt von Dryaden und Nymphen, der andere von Jägern, Koppelhunden und Pferden. Macht ihr mit beiden einen Spaziergang durch das Feld, so werdet ihr schon aus der Verschiedenheit der Sprache hören, daß die Erde für beide nicht einerlei Gestalt gewonnen hat, und

daß der Gang ihrer Gedanken ebenso verschieden ist, wie die Wahl ihrer Vergnügungen.

Ich weiß allerdings, daß dieser verschiedene Geschmack sich später vereinigt und daß man endlich Zeit zu Allem findet. Allein die Leidenschaften in der Jugend wissen nichts von einer solchen Eintheilung. Gebt der Jugend eine Beschäftigung, die sie lieb gewinnt, so wird alles Andere bald vergessen sein. Die Mannigfaltigkeit in den Wünschen entspringt aus der Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, und die Vergnügungen, die man zuerst kennen lernt, bleiben lange Zeit auch die einzigen, denen man nachhängt. Ich wünsche nicht, daß Emil seine ganze Jugend mit dem Erlegen des Wildes hinbringen soll, ich mag nicht einmal diese wilde Leidenschaft im Allgemeinen vertheidigen; aber es genügt mir, wenn sie dazu dient, eine andere, gefährlichere Leidenschaft so lange aufzuhalten, bis ich ruhig angehört werde, wenn ich von ihr spreche, und Zeit erhalte, sie hinzumalen, ohne sie dadurch zu erwecken.

Es gibt Epochen im Menschenleben, die einen immerwährenden Eindruck zu hinterlassen fähig sind. Eine solche Epoche ist für Emil die Zeit des Unterrichts, von dem ich eben rede. Sie soll Einfluß haben auf sein ganzes übriges Leben. Versuchen wir darum, sie in sein Gedächtniß zu graben, daß sie darin unvertilgbar bleibe. Es ist ein Fehler unsers Zeitalters, sich der nackten Vernunft zu bedienen, als ob die Menschen reine Geister wären. Setzt man die Sprache durch Symbole und Zeichen hintan, die doch auf die Phantasie wirkt, so beraubt man sich der eindringlichsten aller Verständigungsmittel. Der Eindruck, welchen das Wort macht, ist immer nur schwach, und man spricht zu dem Herzen durch die Augen weit nachdrücklicher, als durch die Ohren. Während wir auf eine Ueberzeugung durch die Vernunft

alles geben, haben wir alle unsre Gebote in Worte gebracht, haben dem Thun nichts vorbehalten. Aber die bloße Vernunft ist nicht thatkräftig genug, sie hält wohl zuweilen von Etwas ab, befeuert aber selten und hat nie etwas Großes hervorgebracht. Immer und ewig nur zu bekritteln, ist eine Sucht kleiner Geister. Große Seelen führen eine ganz andere Sprache; nur durch sie überzeugt man und reizt zu Thaten.

Ich habe beobachtet, daß in neuerer Zeit die Menschen einander entweder durch Gewalt oder durch Interesse beherrschen, während die Alten bei Weitem mehr durch Ueberzeugung, durch Gemüthserschütterung wirkten, weil sie die auf das Sinnliche wirkende Sprache nicht vernachlässigten. Alle Verträge gingen unter Feierlichkeiten vor, um sie desto unverletzlicher zu machen. Ehe die Gewalt eingeführt ward, vertraten die Götter bei den Menschen die Obrigkeiten. Vor ihnen schlossen auch Privaten ihre Verträge, ihre Verbindungen, gelobten ihre Versprechungen an. Die Oberfläche der Erde war das Buch, in dem die Urkunden davon aufbewahrt wurden. Felsen, Bäume, Steinhaufen, durch solche Handlungen geweiht, und den Naturmenschen ehrwürdig gemacht, waren die Blätter dieses Buches, und lagen beständig aufgedeckt vor Aller Blicken. Der Brunnen des Eidschwurs, der Brunnen des Lebendigen und Sehenden, die alte Eiche zu Mamreh, der Steinhaufen des Bundes, das waren die rohen, aber ehrwürdigen Denkmale für die Heiligkeit der Verträge. Keiner hätte gewagt, mit frevelnder Hand diese Denkmale anzutasten und die Treue unter den Menschen war gesicherter unter dem Schutze dieser stummen Zeugen, als sie es heut' zu Tage durch alle eitle Strenge des Gesetzes ist.

In Bezug auf Regierung imponirte der majestätische Glanz der königlichen Macht den Unterthanen. Die Zeichen der Würde,

Thron, Scepter, Purpurmantel, Krone, Stirnbinde waren ihnen Heiligthümer. Diese ehrwürdigen Zeichen machten ihnen den Mann ehrwürdig, der damit geschmückt war; ohne Soldaten, ohne Drohworte gehorchte man ihm, sobald er sprach. Jetzt, wo man etwas darin sucht, diese Zeichen 33) abzuschaffen, was gewinnt man bei dieser Geringschätzung? Daß die königliche Majestät in allen Herzen erlischt, daß die Könige sich durch den Arm ihrer Soldaten Gehorsam verschaffen können, daß die Ehrfurcht der Unterthanen nur in der Furcht vor der Strafe besteht. Die Könige brauchen sich zwar nicht mehr mit ihrem Diademe zu belästigen und die Großen nicht mit den Zeichen ihrer Würde; allein sie bedürfen dagegen hunderttausend Arme, die immer in Bereitschaft stehen, ihren Befehlen Gehorsam zu erzwingen. Mag ihnen dies auch annehmlicher vorkommen, so kann man doch gar leicht bemerken, daß dieser Tausch auf die Länge nicht zu ihrem Vortheile sein werde.

Es ist erstaunlich, wie viel die Alten mit der Beredsamkeit ausrichteten! Diese Beredsamkeit aber bestand nicht etwa nur

---

33) Der Clerus der römischen Kirche hat sie sehr klüglich beibehalten und nach seinem Beispiele auch einige Republiken, unter andern Venedig. Daher genießt auch die venetianische Regierung, trotz des Verfalls des Staates, aber noch immer in dem Glanze ihrer ehemaligen Majestät, die volle Zuneigung, die volle Ehrerbietung des Volkes, und, den Papst mit seiner Tiare ausgenommen, gibt es vielleicht keinen König, keinen Herrscher, keinen Menschen auf der Welt, der soviel Ehrfurcht genösse als der Doge von Venedig, ein Fürst ohne Macht, ohne Gewicht, aber geheiligt durch seinen Prunk und unter seinem Herzogshute mit einem Frauenkopfputz geschmückt. Die Ceremonie mit dem Bucentaurus, die den Thoren so lächerlich vorkommt, würde doch die gesammte Bevölkerung Venedigs vermögen, ihr Blut für Aufrechthaltung ihrer tyrannischen Regierung zu vergießen.

in schönen, wohlgesetzten Worten, ja es war die Wirkung am größten, wenn der Redner wenig Worte machte. Das, was am eindringlichsten wirkte, sprach man nicht in Worten, sondern durch Zeichen aus, man redete nicht, sondern führte plastisch vor. Ein Gegenstand, der vor die Augen hingestellt wird, wirkt auf die Einbildungskraft, erweckt die Neugier, spannt die Aufmerksamkeit des Geistes auf das, was man vorbringen will und gar oft macht dieser Gegenstand allein alle Worte überflüssig. Trasibulus und Tarquinius hauen Mohnköpfe ab, Alexander drückt sein Petschaft auf den Mund seines Günstlings, Diogenes macht einige Schritte vor den Augen des Zeno, haben diese Männer dadurch nicht mehr ausgedrückt als durch die längsten Reden? Welcher Wortschwall hätte diese Ideen so gut wiederzugeben vermocht? Darius, der mit seiner Armee in Scythien eingefallen ist, empfängt von dem Könige der Scythen einen Vogel, einen Frosch, eine Maus und fünf Pfeile. Der Gesandte übergibt sein Geschenk und entfernt sich, ohne ein Wort gesprochen zu haben. In unsern Tagen wäre dieser Mann für einen Narren gehalten worden. Aber diese furchtbare Sprache wurde verstanden, und Darius eilte, so sehr er nur konnte, um sein Land wieder zu erreichen. Setzt einen Brief an die Stelle dieser Symbole; je drohender er lauten wird, desto weniger wird er abschrecken. Er wäre eine Großsprecherei gewesen, zu der Darius gelacht haben würde.

Welche Aufmerksamkeit widmeten die Römer dieser Symbolik! Die Kleidung war verschieden nach Alter, nach Stand; die Toga, das Sagum, die Prätexta, die Bullá, das Locticlavium, die Sellá, die Lictores, die Fasces, die Beile, die Kronen von Golde, Gräsern und Blättern, die Ovationen, die Triumphzüge, alles war bei ihnen Pracht, Schaugebung, Ceremonie, und

alles machte Eindruck auf die Herzen der Bürger. Es war dem Senate durchaus nicht gleichgültig, ob sich das Volk auf diesem oder auf jenem Platze versammelte; ob es das Capitolium im Auge hatte oder nicht; ob es mit dem Rücken nach dem Senate sich zukehrte, oder nicht; ob es vorzugsweise sich mehr an diesem oder an einem andren Tage berieth. Der Angeklagte erschien in einer besondern Kleidung, ebenso die, welche sich um ein Amt bewarben; die Krieger rühmten ihre Thaten nicht mit Worten, sie zeigten ihre Wunden. Bei Gelegenheit von Cäsars Tode denke ich mir einen von unsern Rednern damit umgehen, das Volk in Bewegung zu setzen. Er erschöpft sich in allen Gemeinplätzen seiner Kunst, um von Cäsars Wunden, Blute und Leichname eine recht ergreifende Schilderung zu liefern. Antonius, wiewohl er sehr beredt war, sagt von alle dem nichts. Er läßt den Körper offen davon tragen. Welch' eine Rhetorik!

Jedoch ich entferne mich durch diesen Abschweif unvermerkt zu weit von meinem Gegenstande, sowie dies häufig Mode ist; und meine Abschweife kommen zu oft, als daß sie erschöpfend und erträglich sein könnten. Ich lenke also ein.

Sprecht nie im Tone kalter Vernunft mit der Jugend. Umkleidet die Vernunft mit einem Körper, wenn ihr sie der Jugend kenntlich machen wollt. Laßt die Sprache des Geistes ihren Weg durch das Herz nehmen, damit sie verständlich werde. Ich wiederhole es, trockne Beweisgründe können wohl unsre Meinung bestimmen, nicht aber unsre Handlungen; sie lassen uns glauben, nicht aber handeln; man demonstrirt, wie man denken soll, nicht aber wie man handeln muß. Gilt das in Bezug auf alle Menschen, so ganz vorzüglich in Rücksicht auf junge Leute, die noch von ihrer Sinnlichkeit umstrickt sind und mit ihren Gedanken nicht über die Einbildungskraft hinausreichen.

Ich werde mich daher, auch nach den Vorbereitungen, die ich erwähnte, wohl in Acht nehmen, direct auf Emils Zimmer zu gehen, um ihn plumper Weise einen langen Sermon über den Gegenstand, worüber ich ihn belehren will, zu halten. Ich werde zuvörderst seine Einbildungskraft rege machen; werde Zeit, Ort und Umstände, wie sie für den Eindruck, den ich auf ihn machen will, am günstigsten sind, abwägen; ich werde gleichsam die ganze Natur zum Zeugen unsrer Unterhaltung aufrufen; ich werde das höchste Wesen, dessen Werk die Natur ist, zum Zeugen von der Wahrheit meiner Worte anrufen; ich werde es zum Richter setzen zwischen Emil und mir; ich werde den Ort, auf welchem wir uns befinden, die Felsen, die Bäume, die Berge, die uns umgeben, zu Denkmalen des Bundes zwischen ihm und mir machen; in meine Blicke, meinen Ton, meine Geberden werde ich den Enthusiasmus, das Feuer legen, das ihn beleben soll. Dann werde ich zu ihm sprechen, und er wird mich hören; ich werde gerührt werden, und er wird in Bewegung gerathen. Wenn er mich dann von der Heiligkeit meiner Verpflichtungen ganz erfüllt sieht, werde ich ihm die seinigen desto ehrwürdiger machen können; ich werde die Kraft der Vernunftschlüsse durch Bilder und Symbole beleben, werde mich nicht lang und breit bei trocknen Grundsätzen aufhalten, sondern vielmehr Ueberfluß an überströmendem Gefühle äußern; mein Verstand wird kurz und bündig erscheinen, aber mein Herz wird nicht zu enden wissen. Habe ich ihm nun alles vorgeführt, was ich für ihn gethan habe, so werde ich es ihm darstellen, als habe ich es für mich selbst gethan; er wird in meiner zärtlichen Liebe den Grund aller meiner Sorgfalt erblicken. Aber was für Erstaunen, welche Bewegung werde ich bei ihm verursachen, wenn meine Sprache auf einmal sich ändert! Anstatt ihm die Seele mehr einzuengen, dadurch,

daß ich immer nur in seinem Interesse spräche, werde ich fortan bloß in dem meinigen sprechen, ihn dadurch aber nur noch stärker rühren. Ich werde in seinem jungen Herzen alle die Empfindungen der Freundschaft, des Edelmuthes, der Dankbarkeit anfachen. Ich habe den Keim dazu schon gelegt, und süß ist es, denselben zu pflegen. Ich werde ihn an mein Herz pressen und Thränen der Rührung über ihn weinen; ich werde ihm sagen: du bist mein Reichthum, mein Kind, mein Werk, dein Glück ist auch das meinige, vereitelst du meine Hoffnungen, so raubst du mir zwanzig Jahre von meinem Leben, und wirst das Unglück meines Alters. Das ist die Art, wie man sich bei jungen Leuten Gehör verschafft, und wie man das Gedächtniß an Worte, welche man an sie richtete, tief in ihr Herz gräbt.

Bis hierher hatte ich Beispiele von der Art und Weise zu geben versucht, wie ein Erzieher seinen Schüler in schwierigen Fällen Unterricht ertheilen soll. Ich bin darauf bedacht gewesen, auch für den gegenwärtigen Fall eins zu geben. Allein nach mancherlei Versuchen gebe ich diesen Gedanken auf, da ich mich überzeugt habe, daß die französische Sprache viel zu spröde thut, als daß sie in schriftlicher Darstellung sich mit der Natürlichkeit, welche bei dem ersten Unterrichte über gewisse Dinge vorherrschen muß, vertrüge.

Die französische Sprache, behauptet man, ist unter allen Sprachen die keuscheste. Ich, meines Theils, halte sie für die allerunzüchtigste. Denn es will mich bedünken, daß die Keuschheit einer Sprache nicht darin bestehe, mit Sorgfalt anstößige Wendungen zu vermeiden, sondern vielmehr keine dergleichen zu haben. In der That, wenn man dergleichen vermeiden will, muß man doch davon denken; und da gibt es denn keine Sprache, wo es so schwer wäre, im eigentlichen Sinne des Wortes reden

zu können, als die französische. Dem Leser wird es immer leichter werden, einen unzüchtigen Sinn aufzufinden, als es dem Schriftsteller wird, ihn zu vermeiden, er nimmt daher an Allem Anstoß und Aergerniß. Wie sollte nicht ein Wort, das durch unreine Ohren geht, etwas von dieser Unreinheit annehmen? Ein Volk von guten Sitten dagegen hat für alle Dinge den wahren Namen und derselbe ist nie unanständig, weil er immer nur mit Anstand gebraucht wird. Es ist nicht möglich, sich eine ehrbarere Sprache zu denken, als die Sprache der Bibel ist, grade deswegen weil hier alles mit Unbefangenheit beim rechten Namen genannt wird. Will man alle diese Dinge unsittsam machen, so darf man sie nur ins Französische übersetzen. Was ich zu Emil sage, wird für sein Ohr alles ehrbar und keusch sein; um dasselbe aber hier im Buche eben so keusch zu finden, würde ein eben so reines Herz, als das seinige ist, vorausgesetzt.

Ich glaube sogar, daß Betrachtungen über die wahre Sittsamkeit im Gespräche und über die falsche Sprödethuerei des Lasters eine nützliche Stelle bei den moralischen Unterhaltungen bekommen könnten, auf welche dieser Gegenstand uns führt. Denn sobald er die Sprache der Ehrbarkeit lernt, muß er auch die Sprache des äußern Anstandes kennen, er muß genau wissen, warum zwischen beiden ein so großer Unterschied ist. Dem sei aber, wie ihm wolle, ich behaupte, daß man, statt vor der Zeit die Ohren der Jugend mit eiteln Lehren zu behelligen, worüber sie sich in dem Alter, wo sie wirklich am Platze wären, nur lustig macht, den Augenblick wahrnehmen und vorbereiten müsse, wo man verstanden werden kann. Alsdann möge man der Jugend die Gesetze der Natur in ihrer ganzen Wahrheit auseinander setzen; möge ihr die Unverletzlichkeit dieser Gesetze an den physischen und moralischen Uebeln derjenigen zeigen, die sich an ihnen

versündigten; man möge bei dem Gespräche über das wunderbare Geheimniß der Zeugung und bei Erwähnung des Reizes, den der Urheber der Natur mit diesem Acte verbunden hat, noch die Idee von der ausschließlichen Zuneigung fügen, welche denselben zu etwas so Süßem macht, eben so die Idee von den Pflichten der Treue, und der den Act verhüllenden Schamhaftigkeit, Dinge, die seinen Reiz verdoppeln, weil sie seinen Zweck erfüllen. Man möge ihm die Ehe schildern, nicht bloß als die süßeste aller Verbindungen, sondern auch als den unverletzlichsten und heiligsten aller Verträge; man sage ihm nachdrücklich alle die Gründe, die ein so heiliges Band allen Menschen ehrwürdig machen, und denjenigen mit Haß und Fluch belegen, welcher es wagt, ihre Reinheit zu beflecken. Man gebe ihm ein auffallendes und treues Bild von den Gräueln der Ausschweifung, von ihrer viehischen Abstumpfung, von der unmerklichen Abstufung, durch die die erste Abweichung zu allen andern führt, und die endlich den, welcher sich ihr hingibt, ins Verderben stürzt. Man soll, ist meine Meinung, ihn vollkommen überzeugen, wie von dem Wohlgefallen an Keuschheit die Gesundheit, die Kraft, der Muth, die Tugenden, sogar die Liebe und alle wahren Güter des Menschen herstammen; und so, behaupte ich, wird man ihm diese Keuschheit wünschenswerth und theuer machen, man wird seinen Geist empfänglich finden für die Mittel, die man ihm bietet, die Keuschheit zu bewahren. Denn so lange man sie sich bewahrt, ehrt man sie auch. Man achtet sie nur dann nicht mehr, wenn man sie verloren hat.

Es ist nicht wahr, daß die Neigung zum Bösen unbezähmbar sei, und daß man nicht Meister über sie werden könne, bevor man nicht die Gewohnheit angenommen habe, ihr zu unterliegen. Aurelius Victor erzählt, es habe Leute von einer solchen brünsti-

gen Leidenschaft gegeben, daß sie ihr Leben einer Nacht bei der Kleopatra freudig zum Opfer gebracht haben würden und ein solches Opfer ist im Rausche der Leidenschaft nicht unmöglich. Allein wir wollen annehmen, daß der brünstigste Mensch, der seine Sinne durchaus nicht beherrscht, die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung sähe, daß er versichert wäre, er würde eine Viertelstunde darauf unter diesen Todeswerkzeugen sterben: es würde nicht allein dieser Mensch von demselben Augenblicke an Herr seiner Versuchungen werden, sondern es würde ihm nicht einmal viel kosten, ihnen zu widerstehen. Es würde ihn das abschreckende Bild, womit die Versuchungen begleitet wären, gar bald von denselben zurückbringen, und immer wieder zurückgewiesen, würden sie endlich es müde werden, wieder zu kommen. Die Lauheit unsers Willens allein bedingt unsre Schwachheit und man hat immer Kraft genug, das zu thun, was man nachdrücklich will. Volenti nihil difficile.*) O! wenn wir das Laster in demselben Grade verabscheuten, wie wir das Leben lieben, so würden wir uns von einem lockenden Verbrechen eben so entfernt halten, wie von einem tödtlichen Gifte in leckerhafter Speise.

Wie mag man also nicht einsehen, daß alle Lehren, die man einem jungen Menschen über diesen Punkt ertheilt, ohne Erfolg sind, weil sie für seine Jahre keinen zwingenden Grund erhalten und daß alles darauf ankommt, jedem Alter die Gründe in der Form beizubringen, zu welcher es Neigung verspürt. Redet nachdrücklich mit ihm, wenn es sein muß; was ihr ihm aber sagt, muß immer etwas Anziehendes haben, das ihn zwingt, auf euch zu hören. Bekämpft seine Neigungen nicht mit Kälte, erstickt

*) Wer da will, kann auch.

nicht seine Phantasie, leitet sie vielmehr, auf daß nicht zu befürchten steht, sie möchte Mißgeburten hervorbringen. Redet mit ihm von Liebe, von Frauen, von Vergnügen; bewirkt, daß er in der Unterhaltung mit euch einen Reiz findet, der seinem jugendlichen Herzen schmeichelt. Wendet alles an, sein Vertrauter zu werden. Nur unter diesem Titel werdet ihr seiner wirklich Meister werden. Dann habt ihr nicht mehr zu fürchten, daß eure Unterredungen ihm langweilig werden dürften, er wird euch mehr, als es euch lieb ist, zum Sprechen veranlassen.

Ich bezweifle keinen Augenblick, daß Emil, — wenn ich, diesen Grundsätzen zufolge, alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, mit ihm so zu sprechen gewußt habe, wie es die Umstände und sein Vorschreiten an Jahren erheischen, — von selbst auf den Punkt kommen wird, auf welchen ich ihn haben will, daß er sich mit Leidenschaft meiner Obhut anvertrauen wird. Er wird mit dem seinem Alter eignen Ungestüm und erschüttert von den Gefahren, von denen er sich umgeben sieht, zu mir sagen: „O mein Freund, mein Schutzgeist, mein Lehrer! behalten Sie das Ansehn über mich bei, dessen Sie in dem Augenblicke, wo ich seiner am meisten bedarf, sich entäußern wollen. Bisher hatte meine Schwäche Ihnen dasselbe über mich verstattet, von nun an soll es mein Wille thun, und es wird dies Ansehen mir dadurch nur um so heiliger sein. Vertheidigen Sie mich gegen alle Feinde, die mich umlagern, vorzüglich aber gegen die, welche in mir selbst wohnen und mich verrathen. Wachen Sie selbst über Ihr Werk, damit es Ihrer nie unwürdig werde. Ich will Ihren Geboten gehorchen, mein Leben lang will ich es, dies ist mein ernster Wille. Sollte ich je ungehorsam gegen Sie werden, so wird dies gegen meinen Willen geschehen. Machen Sie mich dadurch frei, daß Sie mich gegen meine Leidenschaften, die mich

bewältigen, in Schutz nehmen. Verhindern Sie mich, Ihr Sklav zu werden, zwingen Sie mich, Herr über mich selbst zu sein, dadurch, daß ich nicht meiner Sinnlichkeit, sondern meiner Vernunft gehorche."

Habt ihr nun euren Zögling auf diesen Punkt gebracht (und es ist eure Schuld, wenn er nicht dahin gelangt), so hütet euch, ihn gar zu schnell beim Worte zu halten, denn ihr müßt befürchten, daß, wenn ihm eure Regierung einmal gar zu rauh vorkäme, er das Recht zu haben glaubte, sich ihrer zu entledigen, indem er euch Schuld gäbe, ihr hättet ihn damit überrascht. In einem solchen Augenblicke würde Zurückhaltung und Ernst am Platze sein; und dieser Ton würde ihm um so mehr imponiren, weil es das erste Mal wäre, daß er denselben von euch vernähme.

Ihr würdet ihm dann sagen: Junger Mann, du nimmst es sehr leicht mit den schweren Verpflichtungen. Es wird zu der Berechtigung, sie über sich zu nehmen, Kenntniß derselben vorausgesetzt. Du kennst die Wuth noch nicht, mit der die Sinnlichkeit Leute deines Gleichen unter der Maske des Vergnügens in den Abgrund des Lasters stürzt. Du hast kein verworfenes Herz, das weiß ich wohl, du wirst deinem Versprechen nie untreu werden; aber wie oft vielleicht wird es dich nicht gereuen, dies Versprechen gegeben zu haben. Wie oft wirst du nicht den Mann verwünschen, der dich liebt, sobald er sich nur gezwungen sieht, dein Herz zu verwunden, um dich den Uebeln zu entreißen, von denen du bedroht wirst! Gleichwie Ulysses, bezaubert von dem Gesange der Syrenen, seinen Begleitern zuschrie, sie möchten ihn losbinden, so wirst du, verführt durch die Lockungen des Vergnügens, auch die Bande lösen wollen, die dir unbequem sind. Du wirst mich mit deinen Klagen bestürmen, wirst mir meine

Tyrannei vorwerfen, eben wann ich am zärtlichsten mit dir beschäftigt bin. Während ich nur auf dein Glück denke, werde ich mir deinen Haß zuziehen. O, mein Emil! Nie werde ich das Herzeleid ertragen können, von dir gehaßt zu werden; selbst dein Glück ist mir zu theuer für diesen Preis. Guter Jüngling, siehst du denn nicht ein, daß, wenn du dich verbindlich machst, mir zu gehorchen, du auch mich verpflichtest, dich zu leiten, mich selbst zu vergessen, damit ich mich dir widmen kann, weder auf deine Klagen, noch auf dein Murren zu hören, unaufhörlich nicht bloß deine, sondern auch meine Wünsche zu bekämpfen? Du legst mir ein Joch auf, das härter ist als das deinige. Ehe wir uns beide damit beladen, wollen wir unsre Kräfte prüfen. Nimm dir Bedenkzeit, vergönne mir auch welche, um gehörig zu überlegen, und bedenke, daß der Bedächtigste im Versprechen stets auch der Treuste im Halten ist.

Bedenkt aber auch ihr, lieben Leser, daß, je schwieriger man sich bei Uebernahme einer Verbindlichkeit zeigt, man sich desto leichter der Ausführung versichert. Es kommt viel darauf an, daß der junge Mensch einsehe, er verspreche viel, noch mehr aber der Führer. Wenn aber der Augenblick gekommen ist und er, so zu sagen, den Contract unterzeichnet hat, dann ändert die Sprache und bringt so viel Milde in euer Regiment, als ihr zuvor Strenge angekündigt habt. Sprecht zu ihm: Mein junger Freund, es fehlt dir zwar noch an Erfahrung, ich habe es aber dahin gebracht, daß dich die Vernunft nie verläßt. Du bist im Stande, überall die Beweggründe meiner Leitung zu durchschauen; du hast dazu weiter nichts nöthig, als nur auf dich Acht zu haben, daß du immer bei kaltem Blute bleibst. Zuvörderst also gehorche mir ein für alle Mal, dann kannst du von mir Rechenschaft über meine Vorschriften verlangen. Ich werde stets bereit sein, dir

Rede zu stehen, sobald du nur im Stande bist, mich zu fassen, auch werde ich nie scheuen, dich zum Richter zwischen uns beiden zu machen. Du versprichst mir, Lehre anzunehmen, ich verspreche dir, diese Gelehrigkeit nur dazu zu benutzen, dich zum glücklichsten Menschen zu machen. Verbürgt ist mein Versprechen durch das Schicksal, das du bis hierher erfahren hast. Findest du Einen deines Alters, der ein angenehmeres Leben geführt hat als du, nun, so verspreche ich gar nichts mehr.

Nachdem ich mein Ansehn begründet habe, wird meine erste Sorge darauf gerichtet sein, die Nothwendigkeit, von demselben Gebrauch zu machen, nie eintreten zu lassen. Ich werde alles anwenden, mich mehr und mehr in Vertrauen bei ihm zu setzen, damit ich der Vertraute seines Herzens und der Beurtheiler seiner Vergnügungen werden könne. Statt die Neigungen seines Alters bekämpfen zu wollen, werde ich sie vielmehr zu Rathe ziehen, um ihrer Herr zu werden. Ich werde in seine Ansichten eingehen, um sie zu lenken; ich werde ihm nicht, auf Unkosten eines gegenwärtigen Glücks, ein entfernteres suchen. Ich mag nicht, daß er nur einmal, sondern, wo möglich, stets glücklich sei.

Die, welche Willens sind, die Jugend klüglich zu leiten, um sie vor den Fallstricken der Sinnlichkeit zu bewahren, flößen ihr Entsetzen vor der Liebe ein, und möchten ihr es gern als ein Verbrechen anrechnen, wenn sie in diesem Alter nur daran dächte; als ob die Liebe für alte Leute geschaffen wäre! Alle solche trügerische Lehren aber straft das Herz Lügen und sie haften nicht. Der Jüngling, von einem ganz sichern Instinkte geleitet, lacht ins Geheim über diese trostlosen Grundsätze, stellt sich, als glaube er sie und lauert doch nur auf den günstigen Augenblick, wo er sie zu nichte machen kann. Alles dies ist gegen die Natur. Wenn ich den entgegengesetzten Weg einschlage, werde ich ganz gewiß

auch an's Ziel kommen. Ich fürchte es nicht, dieses süße Gefühl, das in ihm flammt, zu hegen; ich werde es ihm sogar als das höchste Glück des Lebens ausmalen, weil es dies in der That ist; und sobald ich es ihm einmal ausmale, will ich auch, daß er sich demselben hingebe. Während ich ihn nun fühlen lasse, welchen Reiz der Einklang der Herzen der sinnlichen Neigung beifügt, mache ich ihm die Ausschweifung zum Ekel und bringe ihn zur Vernunft, indem ich ihn verliebt mache.

Man muß sehr beschränkt sein, wenn man in den aufkeimenden Neigungen eines Jünglings nichts weiter sieht, als das bloße Hinderniß, den Lehren der Vernunft zu gehorchen! Ich erblicke darin gerade das wahre Mittel, ihn für diese Vorschriften recht gelehrig zu machen. Nur durch Leidenschaften besiegt man die Leidenschaften. Durch ihre eigne Regierung muß man ihre Tyrannei bekämpfen, und immer nur aus der Natur selbst muß man die Mittel nehmen, dieselbe zu regeln.

Emil ist nicht geschaffen, sein Leben lang allein dazustehen; er ist ein Glied der Gesellschaft, und soll die Pflichten gegen dieselbe erfüllen. Bestimmt, mit Menschen zu leben, muß er sie kennen. Er kennt den Menschen im Allgemeinen; er muß nun auch die Persönlichkeiten kennen lernen. Er weiß, was man in der Welt macht, er muß nun auch erfahren, wie man in ihr lebt. Es ist Zeit, ihm das Aeußere dieser großen Schaubühne zu zeigen, von welcher er bereits die verborgenen Triebfedern kennt. Er wird nicht mehr die verblüffte Bewunderung eines jungen Unbesonnenen, sondern die Urtheilskraft eines rechten und guten Verstandes mitbringen. Seine Leidenschaften werden ihn zwar noch mißbrauchen können; allein wen mißbrauchten sie auch nicht, der sich ihnen hingibt? Wenigstens aber wird er durch Anderer Leidenschaften nicht betrogen werden. Erblickt er sie, so wird er sie

mit den Augen eines Weisen ansehen, und wird von ihrem Beispiele nicht angesteckt, von ihren Vorurtheilen nicht verleitet werden.

So wie es ein Lebensalter gibt, das zum Erlernen der Wissenschaften geeignet ist, so gibt es auch einen solchen Abschnitt im Leben für Erwerbung der Weltkenntniß. Wer diese Kenntniß zu jung sich erwirbt, folgt ihr sein ganzes Leben hindurch ohne Wahl, ohne Nachdenken und, obgleich mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, dennoch, ohne recht zu wissen, was er thue. Wer aber diese Kenntniß ordentlich erlernt, wer die Gründe von allem einsieht, der folgt ihr mit Bewußtsein und folglich auch mit mehr Verstand und Geschmack. Gebt mir ein Kind von zwölf Jahren, das noch gar nichts von alle dem weiß, ich will es euch im funfzehnten Jahre eben so kenntnißreich zurückgeben, wie ein Kind, das ihr schon von dem frühesten Alter an unterrichtet habt, und zwar mit dem Unterschiede, daß das Wissen des eurigen nur Sache des Gedächtnisses sein, das Wissen des meinigen aber in seinem Verstande begründet liegen wird. Eben so ist es, wenn ihr einen Jüngling von zwanzig Jahren in die Welt einführt. Richtig geleitet, wird er in einem Jahre liebenswürdiger sein und mehr Lebensart mit Verstand sich angeeignet haben, als derjenige, welcher von seiner Kindheit an darin dressirt worden ist. Denn der erstere ist fähig, die Gründe für die der eingeführten Sitte nach festgestellte Behandlung der Menschen in Rücksicht auf Alter, Stand und Geschlecht einzusehen, er kann diese Behandlung also auf Principien zurückführen, und diese nun auf vorher unberechnete Fälle anwenden; anstatt daß der andere bloße Routine hat, die ihm als Norm dient und wo er in Verlegenheit kommt, wenn davon abgewichen wird.

Die jungen, vornehmen Französinnen werden bis zu ihrer

Verheirathung alle in Klöstern erzogen. Bemerkt man aber, daß es ihnen schwer fiele, sich den Weltton anzueignen, der ihnen doch so neu ist? und beschuldigt man wohl die Pariser Frauen, daß sie sich ungeschickt und linkisch benähmen, daß sie den Weltton nicht verständen, weil sie nicht von ihrer Kindheit an darin sich bewegt haben? Ein solches Vorurtheil kommt von den Weltleuten selbst, weil sie nichts Wichtigeres kennen, als diese kleine Wissenschaft und sich daher fälschlich einbilden, man könne sich nicht zeitlich genug angelegen sein lassen, diese Kenntniß zu erwerben.

Es ist allerdings wahr, daß man auch nicht zu lange damit anstehen darf. Wer seine ganze Jugend fern von der großen Welt zugebracht hat, behält sein ganzes Leben etwas Verlegenes, Beengendes, weiß in nichts die rechte Zeit zu finden, hat plumpe, unbeholfene Manieren, die zur Gewohnheit geworden, nicht abzulegen sind, so daß er, durch die Anstrengung, sich davon loszumachen, nur von Neuem sich lächerlich macht. Jede Gattung des Unterrichts hat ihre bestimmte Zeit, die man kennen, hat ihre Gefahren, denen man auszuweichen wissen muß. Vorzüglich concentriren sich letztere bei diesem Unterrichte; allein ich setze auch meinen Zögling denselben nicht ohne Vorsicht und Schutz aus.

Wenn meine Methode in Bezug auf einen und denselben Gegenstand allen Rücksichten genügt, wenn sie einer Unbequemlichkeit vorbeugt, indem sie einer andern ausweicht, so halte ich sie für gut und bin auf dem rechten Wege. Ebendasselbe glaube ich nun bei dem Auswege zu entdecken, den sie mir hier bietet. Bin ich streng und trocken gegen meinen Schüler: so werde ich sein Vertrauen verlieren und er wird sich bald vor mir zurückziehen. Will ich zuvorkommend, willfährig sein, oder die Augen zudrücken: so hilft es ihm ja nichts, daß er unter meiner Obhut ist! Ich bestärke ihn alsdann nur in seiner Unordnung, ich beruhige sein Gewissen auf Unkosten

des meinigen. Führe ich ihn in die Welt, bloß in der Absicht, ihn zu unterrichten: so wird er sich mehr unterrichten, als ich haben will. Halte ich ihn zu lange davon zurück, was wird er alsdann von mir gelernt haben? Alles vielleicht, nur aber das Nöthigste nicht für Mensch und Bürger, die Kunst nämlich, mit seines Gleichen leben zu wissen. Setze ich seinen Bemühungen ein gar zu weit aussehendes Ziel, so existirt dies für ihn gar nicht, denn er hält sich nur an das Gegenwärtige. Genügt es mir, ihm bloß Zeitvertreib zu verschaffen, was erzeige ich ihm dadurch Gutes? Er wird sich verweichlichen, aber nicht unterrichten.

Nichts darum von Allem diesen. Mein Auskunftsmittel allein vermog alles. Dein Herz, sage ich zu meinem jungen Manne, bedarf einer Gefährtin; wir wollen eine suchen, die für dich paßt. Wir werden sie vielleicht nicht so schnell finden; denn das wirkliche Verdienst ist immer etwas Seltenes. Wir wollen uns jedoch weder übereilen, noch abschrecken lassen. Unbestritten gibt es Eine, und wir werden sie am Ende finden, oder wenigstens eine andere, die ihr sehr nahe kommt. Mit einem für ihn so schmeichelhaften Anschlage führe ich ihn in die Welt ein. Was brauche ich noch mehr darüber zu sagen? Seht ihr nicht ein, daß ich damit schon Alles gethan habe?

Meint ihr nicht, daß ich, wenn ich ihm das Bild der für ihn bestimmten Geliebten entwerfe, seiner Aufmerksamkeit versichert sein darf, daß ich ihm die Eigenschaften lieb und angenehm zu machen wissen werde, die er lieben soll, daß ich alle seine Gefühle auf das zu richten verstehen werde, was er suchen oder meiden soll? Ich müßte der ungeschickteste aller Männer sein, wenn ich ihn nicht schon vorher einnehmen wollte, ehe er noch weiß, für wen. Es kommt hier nicht darauf an, ob der Gegenstand, den ich ihm hier schildere, ein bloßes Phantasiegebilde ist oder nicht, es reicht hin, ihm eine

Abneigung von denen beizubringen, die ihn reizen könnten; es ist genug, wenn er bei allen Vergleichungen findet, daß das Geschöpf seiner Einbildungskraft den wirklichen Personen, die Eindruck auf ihn machen, vorzuziehen sei. Und was ist denn wahre Liebe eigentlich anders, als bloßes Hirngespinnst, Lüge, Täuschung? Man liebt weit mehr das Bild, das man sich entwirft, wie den Gegenstand, auf welchen man den Entwurf anwendet. Sähe man das, was man liebt, genau so, wie es ist, so würde es auf der ganzen Erde keine Liebe mehr geben. Hört die Liebe auf, so bleibt doch die Person, die man liebte, ganz noch dieselbe, die sie vorher war, allein man erblickt sie nicht mehr als dieselbe. Der Schleier der Bezauberung fällt und die Liebe verschwindet. Schaffe ich darum selbst das Phantasiebild, so bin ich Herr der Vergleichungen und verhindere gar leicht die Täuschung von Seiten wirklicher Gegenstände.

Indessen will ich durchaus nicht, daß man den Jüngling betrüge, daß man ihm ein Muster von Vollkommenheiten hinstelle, das keineswegs existiren kann. Ich werde aber solche Fehler für seine Geliebte heraussuchen, die ihm nicht zuwider sind, die ihm sogar gefallen, die zur Verbesserung der seinigen beitragen. Eben so wenig will ich, daß man ihn mit der Behauptung belüge, der ihm geschilderte Gegenstand sei wirklich vorhanden; nein! sondern wenn er sich in dem Bilde gefällt, so wird er auch selbst gar bald die Sehnsucht empfinden, daß es ein Original haben möge. Von dieser Sehnsucht bis zur Voraussetzung ist der Uebergang leicht. Es ist das Werk einiger geschickter Beschreibungen, diesem Wesen der Einbildungskraft durch ein Paar auffallendere Züge einen größern Character der Wahrscheinlichkeit zu geben. Ich würde sogar noch weiter gehen, und einen Namen nennen. Ich würde mit einem Lächeln sagen: „Wir wollen deine zukünftige Braut Sophie nennen. Sophie ist ein Name von guter Vorbedeutung. Wenn die künftig

Erwählte diesen Namen nicht führt, so wird sie doch wenigstens würdig sein, ihn zu führen; wir können sie also im Voraus damit beehren." Nach solchen Einzelheiten werden seine Muthmaßungen, sobald man weder „Ja" noch „Nein" sagt, sondern geschickt auszuweichen versteht, zur Gewißheit werden. Er wird glauben, man mache ihm nur ein Geheimniß aus der für ihn bestimmten Gattin, und er werde sie mit der Zeit schon erblicken. Ist es mit ihm aber einmal dahin gekommen, und sind die Züge, die man ihm hinstellen muß, gut gewählt, so ist alles Uebrige leicht. Ohne Gefahr kann man ihn nun der Welt übergeben. Nehmt ihn nur gegen seine Sinnlichkeit in Schutz, sein Herz ist in Sicherheit.

Er verwirkliche sich nun aber das Musterbild, wogegen ich ihm Liebe eingeimpft habe, oder verwirkliche es sich nicht: so wird doch dies Bild, wenn es gut getroffen ist, ihn eben so sehr zu allen dem hinziehen, was demselben ähnlich ist, und ihn eben so sehr von allen dem zurückbringen, was ihm unähnlich ist, als wenn dasselbe ein wirklich existirender Gegenstand wäre. Welch einen großen Vortheil aber habe ich dadurch erlangt, sein Herz vor Gefahren zu bewahren, denen seine Person ausgesetzt werden wird; seine Sinnlichkeit durch seine Einbildungskraft nieder zu halten; vor Allem aber, ihn jenen Bildnerinnen zu entreißen, die sich ihren Unterricht so theuer bezahlen lassen, während sie den äußern Anstand eines jungen Menschen nur mit Verlust aller Ehrbarkeit fördern! Sophie ist so sittsam! Mit welchem Auge wird er also jenes Entgegenkommen betrachten? Sophie ist so einfach! Wie sollte er jene Ziererei lieben? Es ist ein gar zu großer Abstand zwischen seinen Begriffen und diesen seinen Erfahrungen, als daß ihm aus letzteren Gefahr ersprießen könnte.

Alle diejenigen, die über Kindererziehung sprechen, folgen einerlei Vorurtheilen und einerlei Grundsätzen, weil alle schief beobachten

und noch schiefer darauf fortbauen. Die Verirrungen der Jugend rühren nicht von dem Temperamente, nicht von der Sinnlichkeit her, sondern entspringen aus der vorgefaßten Meinung. Wäre hier die Rede von Knaben, die auf Gymnasien, von Mädchen, die in Klöstern erzogen werden, so würde ich zeigen, daß meine Behauptung auch rücksichtlich ihrer begründet wäre; denn der erste Unterricht, den sowohl diese, als jene empfangen, der, welcher allein Frucht bringt, ist der Unterricht des Lasters; also nicht die Natur, sondern das Beispiel verderbt sie. Wir wollen aber die Zöglinge der Gymnasien und der Klöster bei ihren übeln Sitten lassen, für sie wird es kein Heilmittel geben. Ich schränke mich also nur auf die häusliche Erziehung ein. Nehmt einen Jüngling an, der in dem väterlichen Hause in der Provinz vernünftig erzogen worden ist, und beobachtet ihn in dem Augenblicke, wo er in Paris anlangt, oder wo er in die Welt tritt. Ihr werdet finden, daß er über das, was wohlanständig ist, richtige Begriffe hat, daß sein Wille noch eben so unverdorben ist, wie seine Vernunft. Er wird das Laster verachten, wird vor Ausschweifungen einen Abscheu haben. Bei dem bloßen Nennen einer Anrüchigen werdet ihr in seinen Augen das Aergerniß lesen, das die Unschuld daran nimmt. Ich behaupte, daß sich nicht ein Einziger von dergleichen Jünglingen finden dürfte, der sich entschließen könnte, allein in die traurigen Wohnungen dieser unglücklichen Geschöpfe einzutreten, selbst wenn er die Benutzung davon kennen sollte und das Bedürfniß dazu fühlte.

Nun betrachtet aber denselben jungen Mann sechs Monate später, und ihr werdet ihn nicht wieder erkennen. Seine freien Scherze, seine Grundsätze der großen Welt, sein freches Wesen würden machen, daß ihr ihn für einen ganz andern hieltet, wenn nicht sein Spott über seine vorige Einfalt, seine Scham, sobald man ihn daran erinnert, zeigten, daß er derselbe Mensch wäre und daß er dar=

über erröthet. Ach! wie hat er sich in dieser kurzen Zeit ausgebildet! Woher diese große und schnelle Veränderung? Von der Zunahme seines Temperaments? Hätte sein Temperament in dem väterlichen Hause nicht eben diese Fortschritte gemacht? Sicher würde es wenigstens nicht diesen Ton, nicht diese Grundsätze sich zu eigen gemacht haben! Oder von den ersten sinnlichen Genüssen? Gerade das Gegentheil. Wenn man anfängt, sich denselben zu überlassen, ist man schüchtern, unruhig, man scheut das Licht und das Aufsehen. Die ersten Lüste stillt man im Geheimen; die Scham würzt und bedeckt sie. Die erste Geliebte macht nicht frech, sondern schüchtern. Ganz verloren in einem für ihn so neuen Zustande, zieht sich der Jüngling in sich selbst zurück, um ihn zu genießen und zittert stets, ihn zu verlieren. Wenn er viel Wesens macht, so ist er weder wollüstig, noch zärtlich; so lange er damit prahlt, hat er nicht genossen.

Bloß die Veränderung in seinen Gedanken hat diese Verschiedenheiten hervorgerufen. Sein Herz ist noch das nämliche; aber seine Ansichten haben sich geändert. Seine Gefühle, die sich weit langsamer umwandeln lassen, werden aber doch am Ende auch berührt werden, und alsdann wird er ganz und gar verdorben erscheinen. Kaum ist er in die Welt getreten, so erhält er eine zweite, der ersten ganz entgegengesetzte Erziehung, durch diese lernt er verachten, was er hochschätzte, und hochschätzen, was er verachtete. Man lehrt ihn, die Vorschriften seiner Eltern und Lehrer als ein pedantisches Geschwätz, die Pflichten, die man ihm gepredigt hat, als eine kindische Moral ansehen, über welche man sich hinwegsetzen müsse, sobald man groß geworden ist. Er hält es für Ehrensache, ein anderes Betragen anzunehmen; er wird unternehmend, ohne innern Drang, ein Geck aus falscher Scham. Er spottet über gute Sitten, bevor er noch Geschmack an schlechten gefunden hat, er

prahlt mit Ausschweifungen, ehe er sie noch kennt. Nie werde ich das Geständniß eines jungen Officiers von der Schweizergarde vergessen, der sich über die wilden Vergnügungen seiner Cameraden sehr ennuyirte, dennoch aber sich nicht getraute, davon sich zurückzuziehen, aus Furcht, von ihnen ausgelacht zu werden. „Ich übe mich darin," sagte er, „ungeachtet meines Widerwillens, wie im Tabaksschnupfen; der Geschmack kommt mit der Gewohnheit; man kann doch nicht ewig ein Kind bleiben."

Folglich ist ein Jüngling, der in die Welt tritt, minder vor der Sinnlichkeit, als vor Eitelkeit zu bewahren. Er gibt den Neigungen Anderer weit eher nach als seinen eigenen, und die Eigenliebe macht mehr Wüstlinge als die Liebe.

Unter dieser Voraussetzung frage ich nun, ob auf der ganzen Erde wohl einer besser gegen alles das, was Sitte, Gefühl und Grundsätze erschüttern kann, bewaffnet ist, als mein Zögling? ob irgend einer dem Strome kräftigern Widerstand zu leisten im Stande sein wird? Wo wäre die Verführung, gegen die er nicht vertheidigt ist? Zieht sein Verlangen ihn nach dem zweiten Geschlechte, so findet er dort nicht, was er sucht, und sein Herz, das schon vorher eingenommen ist, hält ihn zurück. Beunruhigt und drängt ihn seine Sinnlichkeit, wo dürfte er sie befriedigen können? Abscheu vor dem Ehebruche und der Unzucht wird ihn eben sowohl von öffentlichen Mädchen, als von verheiratheten Frauen entfernt halten, und mit einem von diesen beiden Verhältnissen fängt die Liederlichkeit der Jugend stets an. Ein Mädchen, das gern heirathen will, kann gefallsüchtig sein; allein frech ist sie niemals; es wird sich einem jungen Manne, der es vielleicht heirathen dürfte, wenn es ihm verständig erschiene, nie aufdringen, und übrigens wird es ja doch unter Jemandes Aufsicht stehen. Emil seiner Seits ist sich auch nicht ganz selbst überlassen; beide werden mindestens die Furcht und die

Schande zu unabweislichen Wächtern ihrer ersten Begierden haben; sie werden nicht sofort zu den äußersten Vertraulichkeiten übergehen, werden keine Zeit dazu haben, nach und nach ohne Behinderung dazu zu gelangen. Sollte er sich anders dabei benehmen, so müßte er schon bei seinen Cameraden in die Schule gegangen sein, müßte von ihnen schon gelernt haben, über seine Zurückhaltung zu spotten, müßte durch ihr Beispiel frech geworden sein. Allein welcher Mensch auf Erden ist minder ein Nachahmer als Emil? Wer läßt sich weniger durch einen spottenden Ton verleiten als er, der keine Vorurtheile kennt, der auf Anderer Vorurtheile nie etwas gibt. Ich habe zwanzig Jahre darauf hingearbeitet, ihn wider die Spötter zu waffnen, sie müßten gewiß lange sich anstrengen, ehe sie ihn zu ihrem Narren machten; denn lächerlich ist in seinen Augen nur die Logik der Thoren, und nichts macht so unempfindlich gegen Spöttereien, als das Bewußtsein, erhaben über der Alltäglichkeit zu stehen. Bei ihm müssen an die Stelle der Spöttereien Vernunftgründe gesetzt werden, und so lange er dabei bleibt, habe ich keine Sorge, daß ihn mir junge Thoren verführen werden. Ich habe das Gewissen und die Wahrheit auf meiner Seite. Und kann auch das Vorurtheil nicht ganz ausbleiben, so gilt eine zwanzigjährige Zuneigung doch auch etwas. Man wird ihn niemals glauben machen, daß ich ihn mit nichtigen Lehren gelangweilt habe, und in einem aufrichtigen und gefühlvollen Herzen wird die Stimme eines treuen und redlichen Freundes das Geschrei von zwanzig Verführern wohl zum Schweigen zu bringen wissen. Da es nunmehr nur darauf ankommt, ihm zu beweisen, daß er von ihnen betrogen werde, und daß sie, unter dem Vorwande, ihn als Mann zu behandeln, ihn in der That nur als Kind behandeln: so werde ich mich immer nur sehr einfach benehmen, meine Gründe aber werden Ernst und Klarheit haben, damit er fühle, daß er von mir wirklich als Mann behandelt wird.

Ich werde ihm sagen: „Du bist überzeugt, daß nur dein Interesse, das auch das meinige ist, mich zu reden bestimmt; ich kann hierbei kein anderes Interesse haben. Warum aber wollen dich diese jungen Leute so gern überreden? Weil sie dich verführen wollen. Sie haben keine Liebe zu dir, sie nehmen kein Interesse an dir, ihr ganzer Beweggrund ist ein geheimer Aerger, weil sie sehen, daß du besser bist als sie. Sie wollen dich auf ihren niedrigen Standpunkt herabziehen, und sie werfen dir nur darum vor, du ließest dich leiten, damit sie dich selbst unter ihre Leitung bekämen. Kannst du wohl glauben, bei dieser Veränderung zu gewinnen? Sind ihre Einsichten so groß als die meinigen, ist ihre einen Tag alte Zuneigung zu dir stärker als die meinige? Sollte man ihrer Spötterei Gewicht beilegen können, so müßte man auf ihr Ansehen etwas geben können; aber welche Erfahrungen haben sie denn, daß man ihre Grundsätze über die unsrigen zu stellen hätte? Sie haben jederzeit nur nachgeäfft, was andere Flattergeister thaten, und wollen nun ihrer Seits wieder nachgeahmt sein. Sie meinen sich über die Vorurtheile ihrer Väter zu erheben, und unterwerfen sich denen ihrer Cameraden. Ich kann nicht begreifen, was sie dabei gewinnen, wohl aber sehe ich ein, daß sie zwei große Vortheile sicher verlieren, nämlich die älterliche Liebe, deren Rathschläge so zärtlich und aufrichtig sind, und dann die Erfahrung, die uns das, wovon wir Kenntniß haben, einer Beurtheilung unterwerfen läßt; denn die Väter sind auch Kinder gewesen, aber die Kinder noch keine Väter.

„Und glaubst du wohl, daß sie mit ihren thörichten Maximen wenigstens aufrichtig sind? Auch das nicht einmal, mein guter Emil. Sie betrügen sich, um dich betrügen zu können, sie sind noch gar nicht mit sich selbst einig. Ihr Herz straft sie unaufhörlich Lügen, und oft widerspricht ihnen sogar ihr Mund. Der eine von ihnen macht alles, was ehrbar ist, lächerlich, und würde doch rasend wer-

den, wenn seine Frau dächte, wie er. Ein anderer dehnt die Gleichgültigkeit gegen die guten Sitten bis über die der Frau aus, die er noch nicht besitzt oder, in höchster Schamlosigkeit, sogar bis über die der Frau, die er schon besitzt. Forsche aber einmal weiter, sprich mit ihm von seiner Mutter, und siehe, ob er es wohl gern dulden möchte, für ein im Ehebruche erzeugtes Kind, für den Sohn eines liederlichen Weibes zu gelten, seinen Familiennamen als widerrechtlich anerkannt und sich als den Räuber des Erbtheils rechtmäßiger Erben, kurz sich als Bastard behandelt zu sehen. Welcher von ihnen würde zugeben, daß man seine Tochter in dieselbe Unehre bringt, der er die Tochter eines andern aussetzt? Jeder von ihnen würde dir sogar nach dem Leben trachten, wenn du in der That gegen ihn alle die Grundsätze anwenden wolltest, die er dir aufdringen möchte. Auf diese Art verrathen sie endlich ihre Inconsequenz und man erkennt, daß keiner von ihnen es so meint, wie er spricht. — Hier hast du Gründe, lieber Emil, lege nun auch die ihrigen, wenn sie welche haben, in die Wagschale, und vergleiche. Wollte ich mich, wie sie, des Verächtlichmachens und Spottens bedienen, so würdest du bemerken, daß sie eben so viel und noch mehr Anlaß zum Lachen gäben als ich. Allein, ich fürchte mich nicht vor einer ernsthaften Prüfung. Der Triumph der Spötter ist von kurzer Dauer. Die Wahrheit besteht, das sinnlose Lachen jener Leute verhallt."

Ihr könnt euch nicht denken, daß Emil im zwanzigsten Jahre so folgsam sein sollte? Wie verschieden wir doch denken! Ich begreife nicht, wie er es im zehnten Jahre sein konnte; denn wo hätte ich ihn in jenem Alter fassen sollen? Funfzehn Jahre lang habe ich große Sorgfalt anwenden müssen, um mich eines solchen Fleckchens zu versichern. Damals erzog ich ihn noch nicht, ich bereitete ihn bloß für Erziehung vor. Jetzt ist er nun soweit gekommen, daß er folgen kann. Er hört auf die Stimme der Freundschaft und weiß

der Vernunft zu gehorchen. Ich lasse ihm allerdings den Schein der Unabhängigkeit; dennoch aber ist er mir nie mehr unterthan gewesen als jetzt, denn er ist es, weil er es will. So lange ich mich nicht zum Herrn seines Willens machen konnte, habe ich mich seiner Person versichert; ich verließ ihn auf keinem Schritte. Jetzt überlasse ich ihn zuweilen sich selbst, weil ich ihn doch stets beherrsche. Gehe ich weg, so umarme ich ihn und sage mit einer gewissen Zuversicht: „Emil, ich vertraue dich meinem Freunde an, ich übergebe dich seinem redlichen Herzen, er wird mir für dich bürgen."

Es ist nicht das Werk eines Augenblickes, gesunde Gemüthsneigungen zu verderben, die noch nie eine Störung erlitten haben, und Grundsätze zu vertilgen, die unmittelbar aus den ursprünglichen Einsichten der Vernunft hergeleitet sind. Träte in meiner Abwesenheit auch wirklich eine Veränderung ein, so würde sie doch nie anhaltend sein; auch kann sie mir nie verborgen bleiben, so daß ich die Gefahr nicht wahrzunehmen vermöchte, ehe das Uebel eintritt und ich nicht Zeit haben sollte, Gegenmittel anzuwenden. So wie man nicht auf einmal ausarten kann, lernt man auch nicht mit einem Male sich verstellen; und gibt es je einen Menschen, der zu dieser Kunst ungeschickt ist, so ist es Emil, der in seinem ganzen Leben keine Gelegenheit hatte, sie anzuwenden.

Durch diese und ähnliche Arten von Sorgfalt halte ich ihn so gut geschützt gegen fremde Einwirkungen und gemeine Grundsätze, daß ich ihn lieber in der schlechtesten Gesellschaft von Paris wissen möchte, als einsam auf seinem Zimmer, oder in einem Park, ganz der Unruhe überlassen, die seinem Alter eigen ist. Was man auch thun möge, von allen Feinden, die einen jungen Menschen angreifen können, ist der gefährlichste und der einzige, den man nicht entfernen kann, er selbst. Dieser Feind wird indessen nur durch unsre Schuld gefährlich, denn wie ich schon tausendmal gesagt habe, nur

die Phantasie bringt die Sinne in Aufruhr. Der eigentliche Gegenstand der Sinnlichkeit ist nicht das physische Bedürfniß; es ist nicht wahr, daß dies ein wirkliches Bedürfniß sei. Hätte nie ein wollüstiger Gegenstand unser Auge berührt, wäre nie eine unehrbare Vorstellung in unsern Geist eingedrungen, so würde sich vielleicht dieses vorgebliche Bedürfniß nie bei uns gemeldet haben und wir würden ohne Versuchung, ohne Anstrengung und ohne Verdienst keusch geblieben sein. Man glaubt nicht, welche geheime Gährung gewisse Stellungen und Anblicke in dem Blute der Jugend erregen, ohne daß sie sich selbst den Grund dieser ersten Unruhe anzugeben vermöchte, die aber schwer wieder zu dämpfen ist und immer wieder neu aufgährt. Ich, für meinen Theil, werde durch Nachdenken über diese wichtige Krisis und ihre näheren oder entfernteren Ursachen immer mehr überzeugt, daß einer, der in einer Wüste erzogen worden wäre, ohne Bücher, Unterricht und Weiber zu kennen, dort als unbefleckter Junggeselle sterben würde, und wenn er auch das höchste Alter erreichte.

Indessen ist hier von einem Wilden der Art nicht die Rede. Wenn man einen Menschen unter seines Gleichen und für die menschliche Gesellschaft erzieht, so ist es nicht möglich, selbst nicht einmal zweckmäßig, ihn für immer in dieser heilsamen Unwissenheit zu erhalten. Bei jeder Wissenschaft aber ist nichts so schlimm, als die Halbwisserei. Das Andenken an Gegenstände, die uns berührt, die Ideen, die wir uns erworben haben, begleiten uns in die Einsamkeit, bevölkern dieselbe, wider unsern Willen, mit Phantasien, die weit verführerischer sind, als die Gegenstände selbst und machen die Einsamkeit für den, welcher jene Bilder mit dahin nimmt, eben so traurig, als sie für den nützlich wird, der sich in ihr stets allein hält.

Wacht daher mit Sorgfalt über den Jüngling; vor allem andern wird er sich verwahren können, nur nicht vor sich selbst. Laßt

ihn weder bei Tage, noch bei Nacht allein; schlaft wenigstens in demselben Zimmer mit ihm. Er gehe nicht eher zu Bett, als bis der Schlaf ihn bewältigt, und stehe sogleich auf, wenn er erwacht. Mißtrauet dem Instinkte, sobald ihr euch nicht mehr darauf beschränkt; er ist gut, so lange er allein wirkt, wird aber verdächtig, sobald er sich mit den Einrichtungen der Menschen vergesellschaftet. Er darf nicht vertilgt, muß aber geregelt werden. Freilich ist dies vielleicht schwieriger als das gänzliche Ausrotten. Es wäre sehr gefährlich, wenn er euren Zögling auf den Gedanken brächte, der Sinnlichkeit eine andere Wendung zu geben und den Mangel an Gelegenheiten, ihr genug zu thun, anderweit zu ersetzen. Lernt er diesen gefährlichen Ausweg einmal kennen, so ist er verloren. Von Stund an werden Körper und Herz bei ihm entnervt sein, er wird die traurigen Folgen dieser Gewohnheit mit bis ins Grab nehmen, es ist die allerkläglichste, in die ein Jüngling verfallen kann. Es wäre ohne Zweifel besser . . . . . . Wenn die Wuth eines feurigen Temperaments unbezähmbar wird, so beklage ich dich, mein theurer Emil; aber ich werde alsdann auch keinen Augenblick schwanken, werde nicht zugeben, daß der Endzweck der Natur vergeudet werde. Soll einmal ein Tyrann dich beherrschen, so überliefere ich dich lieber dem, von welchem ich dich befreien kann. Was auch geschehen möge, viel leichter werde ich dich doch von den Weibern wieder losmachen können, als von dir selbst.

Bis in das zwanzigste Jahr wächst der Leib noch, er bedarf dazu seiner ganzen Substanzen. Die Enthaltsamkeit ist bis dahin noch in naturgemäßer Ordnung; man verstößt gegen sie nur auf Unkosten der ganzen Constitution. Nach dem zwanzigsten Jahre ist die Enthaltsamkeit eine moralische Pflicht; sie trägt bei, uns selbst beherrschen zu lernen, Meister unsrer Neigungen zu bleiben. Die moralischen Pflichten aber haben ihre Modificationen, ihre Ausnah-

men, ihre Regeln. Macht die menschliche Schwachheit eine Alternative unvermeidlich, so muß von zwei Uebeln das kleinste gewählt werden. Jederzeit ist es besser, einen Fehler zu begehen, als in ein Laster zu verfallen.

Erinnert euch jedoch, daß ich hier nicht mehr von meinem Zöglinge spreche, sondern von dem eurigen. Ihr habt seine Leidenschaften gähren lassen, und nun bewältigen sie euch. Gebt also ganz offen nach und verhehlt ihm den davon getragenen Sieg nicht. Versteht ihr es, ihm denselben in seinem rechten Lichte zu zeigen, so wird er sich dessen weit eher schämen, als stolz darauf sein und ihr behaltet euch das Recht vor, ihn während seiner Verirrung zu führen, damit er wenigstens nicht gerade in den Abgrund stürze. Es liegt alles daran, daß der Schüler nichts thue, was der Lehrer nicht wisse und nicht wolle, selbst wenn dies etwas Schlechtes ist; und es ist hundert Mal besser, daß der Erzieher einen Fehler billige und sich betrüge, als daß er von seinem Zöglinge betrogen wird und daß der Fehler vorfällt, ohne daß der Lehrer davon etwas weiß. Wer da meint, er müsse bei irgend einer Gelegenheit einmal die Augen zudrücken, sieht sich bald genöthigt, sie für immer zuzudrücken. Der erste Mißbrauch, den man duldet, zieht einen zweiten nach sich, und diese Kette endet nur mit dem Umsturze aller Ordnung und der Verachtung aller Gesetze.

Ein anderer Fehler, den ich auch schon gerügt habe, den aber kleine Geister nie ablegen werden, besteht darin, daß man sich stets mit einer schulmeisterischen Würde umkleidet und bei seinem Schüler als ein vollkommener Mann passiren will. Diese Methode ist ganz widersinnig. Ob denn solche Leute nicht einsehen, daß sie ihr Ansehen dadurch gerade zerstören, wodurch sie es begründen wollen? daß man sich vielmehr zu denen herablassen muß, an die man sich wendet, wenn sie auf das, was man sagt, hören sollen? daß man

als Mensch erscheinen muß, wenn man zu dem menschlichen Herzen reden will? Solche vollkommne Leute rühren nie, überzeugen nie; sie verfallen stets dem Urtheile, daß es ihnen sehr leicht würde, Leidenschaften zu besiegen, da sie kein Gefühl hätten. Laßt dem Zöglinge eure Schwächen sehen, wenn ihr die seinigen heilen wollt; er bemerke an euch denselben Kampf, den er zu kämpfen hat, er lerne an eurem Beispiele über sich siegen, spreche nicht mit andern: Diese alten Männer ärgern sich, daß sie nicht mehr jung sind und wollen junge Leute wie Grauköpfe behandeln, und weil bei ihnen das Feuer erloschen ist, machen sie das unsrige uns zum Verbrechen.

Montagne erzählt, er habe eines Tages den Herrn von Langey gefragt, wie oft er sich, während seiner Gesandtschaften in Deutschland, dienstschuldigst für seinen Herrn und König betrunken habe. Und ich möchte gar zu gern den Hofmeister manches jungen Menschen fragen, wie oft er wohl dienstschuldigst seines Zöglings willen in ein berüchtigtes Haus gegangen sei. Wie oft? Ich irre mich. Wenn nicht sofort der erste Besuch dem Wüstlinge die Lust benimmt, wieder dahin zu gehen, wenn er nicht Reue und Scham von dort mitbringt, wenn er nicht an eurer Brust Ströme von Thränen vergießt, dann gebt ihn augenblicklich auf. Er ist ein Ungeheuer oder ihr seid blödsinnig. Ihr werdet ihm nie mehr etwas nützen. Doch lassen wir diese eben so traurigen als gefährlichen und verzweifelten Mittel, sie stehen zu unsrer Erziehweise in gar keinem Verhältnisse.

Allerdings erfordert es vieler Vorsicht bei einem jungen, wohlgezogenen Menschen, bevor man ihn den ärgerlichen Sitten unsrer Zeit aussetzen darf! Diese Vorsichtsmaßregeln sind beschwerlich, aber auch unerläßlich. Nachlässigkeit hierin verdirbt die ganze Jugend. Durch Unordnung in den frühern Lebensjahren entarten die Menschen, und es kommt mit ihnen dahin, wo es jetzt steht. Nieder=

trächtig und matt, selbst in ihren Lastern, erscheinen sie als wahre Zwerg=Seelen, weil ihre abgenutzten Körper schon bei guter Zeit ruinirt worden sind. Kaum bleibt ihnen noch so viel Leben, sich bewegen zu können. Ihre subtilen Gedanken bezeichnen Geister ohne Stoff, sie können nichts Großes und Edles empfinden, sie haben weder Einfachheit noch Kraft. Verworfen in jeder Hinsicht und niederträchtig schlecht, sind sie weiter nichts als Gecken, Betrüger, falsche Menschen. Sie haben selbst nicht einmal Herz genug, ausgezeichnete Bösewichter zu werden. Solche verächtliche Menschen bringt der Rausch in der Jugend hervor. Fände sich ein einziger darunter, der mäßig und nüchtern zu sein verstände, der, umgeben von ihnen, sein Herz, sein Blut, seine Sitten vor dieser Ansteckung zu bewahren wüßte: so würde er in seinem dreißigsten Jahre all' dieses Geschmeiß unter die Füße treten und mit weniger Mühe sich zum Herrn über dasselbe machen, als es ihn gekostet hätte, Herr über sich selbst zu bleiben.

Wenn nur Abkunft oder Glück einiges für Emil gethan hätten, so würde er dieser Mann werden, sobald er es sonst werden wollte. Er würde dergleichen Leute aber zu sehr verachten, als daß er sie würdigen sollte, sie zu seinen Sclaven zu machen. Wir wollen ihn nun jetzt mitten unter sie in die Welt treten sehen, nicht, um in ihr sich hervorzuthun, sondern um sie kennen zu lernen und um eine Gefährtin zu finden, die seiner würdig ist.

In welchem Range er auch geboren sein, in welcher Gesellschaft er zuerst auftreten möge, sein erster Auftritt wird einfach und prunklos sein. Gott verhüte, daß er so unglücklich sei und hier glänze. Die Eigenschaften, die gleich in die Augen stechen, hat er nicht, will sie auch nicht haben. Er gibt viel zu wenig auf das Urtheil der Leute, als daß er einen Werth auf ihre Vorurtheile legen sollte, auch verlangt er gar nicht, daß man ihn beachten solle, bevor man

ihn kennt. Seine Art und Weise sich darzustellen, ist weder blöde noch geckenhaft, sie ist natürlich und wahr. Er kennt weder Zwang, noch Verstellung und ist mitten in einer Gesellschaft ganz derselbe, der er in der Einsamkeit und ohne Zeugen ist. Wird er deswegen grob, wegwerfend, ohne Aufmerksamkeit gegen Andere erscheinen? Ganz das Gegentheil. Wenn er in seiner Einsamkeit den Menschen schon einen Werth beilegt, wie sollte er dies nicht vielmehr dann thun, wenn er mit ihnen lebt? Er zieht sie freilich in seiner Behandlung sich nicht vor, weil er sie auch in seinem Innern sich nicht vorzieht, er beweist ihnen aber auch eben so wenig eine Gleichgültigkeit, die ihm ganz und gar fremd ist. Wenn er die Formeln der Höflichkeit nicht kennt, so ersetzt dieselben die Dienstbeflissenheit seiner Humanität. Er sieht nicht gern Jemandem etwas fehlen; er wird seinen Sessel einem Andern nicht aus Ziererei anbieten, sondern ihm denselben gern vermöge seiner Güte abtreten, sobald er den Mann unberücksichtigt findet und glaubt, daß dieser sich dieses Uebersehens willen kränke; denn es wird meinem jungen Manne weniger kosten, freiwillig zu stehen, als zuzusehen, daß ein Anderer es gezwungen thue.

Obwohl Emil im Allgemeinen die Menschen nicht hochachtet, so wird er ihnen doch auch keine Verachtung bezeugen, weil er sie nämlich bedauert und ihretwillen weichmüthig wird. Da er ihnen für wahre Güter keinen Geschmack beibringen kann, so läßt er ihnen die Güter ihrer Einbildung, womit sie sich zufrieden stellen, weil er fürchtet, er möchte sie noch unglücklicher machen, als sie schon sind, wenn er sie ihnen in ihrer Nichtigkeit darstellte. Er ist also kein Streitkopf, kein Rechthaber; er ist eben so wenig Augendiener und Schmeichler. Er sagt seine Meinung, ohne die eines Andern anzugreifen, weil er die Freiheit über Alles liebt und ihm die Freimüthigkeit als eins der herrlichsten Rechte gilt.

Er spricht wenig, weil er nicht darnach trachtet, Andere für sich zu interessiren. Aus eben dem Grunde spricht er nur nützliche Dinge, was sollte ihn auch anderes zum Sprechen nöthigen? Emil hat zu viel Kenntnisse, um je ein Schwätzer zu werden. Das gewaltige Plaudern geht entweder nothwendiger Weise aus dem Anspruche auf Geist hervor, wovon ich sogleich reden muß, oder aus dem Werthe, den man auf Kleinigkeiten legt, und wovon man thörichter Weise glaubt, daß Andere eben so viel Wesens daraus machen dürften, als wir. Wer die Dinge so gut kennt, daß er jedem seinen wahren Werth zu geben vermag, der spricht nie zuviel; denn er weiß auch die Aufmerksamkeit zu schätzen, die man ihm schenkt, und das Interesse, das man an seinem Gespräche zu nehmen vermag. Im Allgemeinen reden diejenigen viel, die wenig wissen, und Leute, die viel wissen, reden wenig. Ganz natürlich, daß ein hohler Kopf Alles, was er weiß, wichtig findet und darum aller Welt es mittheilt. Aber ein unterrichteter Mann öffnet den Speicher seines Wissens nicht so leicht. Er würde gar viel reden müssen, und sieht ein, daß ihm dann immer noch mehr zu sagen übrig bliebe. Er schweigt also still.

Weit entfernt, sich über Anderer Manieren aufzuhalten, bequemt sich Emil vielmehr freiwillig in dieselben. Nicht so wohl, um glauben zu machen, er scheine von dem Brauche unterrichtet, oder um den Character eines geschliffenen Mannes zu affectiren, sondern vielmehr aus Besorgniß, man möge ihn sonst bemerken und um Aufsehen zu vermeiden. Nur dann findet er sich ganz in seinem Elemente, wenn man ihn gar nicht beachtet.

Er kennt zwar bei seinem Eintritte in die Welt die Manieren derselben durchaus nicht; ist jedoch aber deswillen nicht blöde und furchtsam. Wenn er sich zurückzieht, so geschieht dies nicht aus Verlegenheit, sondern weil man sich ins Verborgene zurückziehen

muß, wenn man genau beobachten will; wie man übrigens von ihm denkt, kümmert ihn wenig und zum Gelächter zu dienen, flößt ihm nicht die geringste Besorgniß ein. Wirkung davon ist, daß er stets ruhig bleibt und kaltes Blut behält, sich durch falsche Scham nie stören läßt. Man mag auf ihn Acht haben oder nicht, er macht das, was er thut, immer so gut, als er kann, und da er immer bei sich selbst ist, die andern folglich gut zu beobachten vermag, so macht er sich ihre Gebräuche mit einer Leichtigkeit zu eigen, welche die Sklaven des Herkommens nicht haben können. Man kann sagen, er eignet sich die Weltmanieren gerade deswillen so leicht an, weil er so wenig darauf gibt.

Irrt euch indessen nicht rücksichtlich seiner gemessenen Haltung und vergleicht dieselbe nicht mit der eurer angenehmen Jünglinge. Er ist fest, aber nicht von sich eingenommen; seine Manieren sind frei, aber nicht wegwerfend. Nur Sklaven äußern ein übermüthiges Benehmen, die Unabhängigkeit hat nie etwas Affectirtes an sich. Nie habe ich bemerkt, daß ein Mann von stolzer Seele diesen Character auch im Aeußern zur Schau trüge. Eine solche Affectation eignet sich besser für gemeine und eitle Seelen, die durch nichts weiter imponiren können. Ich habe irgendwo gelesen, daß ein Fremder einst in den Salon des berühmten Marcel getreten sei und letzterer ihn gefragt habe, wer er wäre. „Ich bin ein Engländer,“ antwortete der Fremde. „Sie ein Engländer?“ — versetzte der Tanzmeister — „Sie wären von jener Insel, wo die Bürger Theil an der Staatsverwaltung haben, und einen Theil der souverainen Gewalt ausmachen?34) Nein, mein Herr, dieses niedergeschlagene Gesicht,

34) Als ob es Bürger gäbe, die keine Glieder des Staatsbürgerverbandes wären, und welche als solche nicht Theil hätten an der souverainen Gewalt. Aber die Franzosen haben für rathsam gefunden, den ehr=

dieser schüchterne Blick, dieses unsichre Auftreten belehren mich, daß sie nur der betitelte Sklave eines kleinen Fürsten sind!"

Ich weiß nicht, ob dies Urtheil eine große Kenntniß von dem wahren Verhältnisse verrathe, in welchem der innere Character eines Menschen zu seinem Aeußern steht. Ich meines Theils, der ich nicht die Ehre habe, ein Tanzmeister zu sein, würde gerade das Gegentheil gedacht haben. Ich würde gesagt haben: „Dieser Engländer ist kein Hofmann; denn ich habe nie gehört, daß Höflinge ein niedergeschlagenes Gesicht und eine unsichre Haltung hätten. Ein Mann, der verlegen bei einem Tanzmeister erscheint, dürfte wohl „im Hause der Gemeinen" sich ganz anders benehmen. Sicherlich muß dieser Herr Marcel seine Landsleute für lauter alte Römer halten!"

Liebt man, so will man auch wieder geliebt sein. Emil liebt die Menschen, er will Ihnen also auch gefallen. Noch andere Ursachen bewirken den Wunsch, auch den Frauenspersonen zu gefallen; seine Jahre, seine Sitten, sein Plan, alles trägt bei, diesen Wunsch in ihm zu nähren. Ich sage: seine Sitten, denn diese thun hierbei sehr viel; Männer von Sitten sind die wahren Verehrer der Frauen. Sie führen nicht, wie die andern, ein, wie soll ich's nennen, spöttelndes Galanterie-Geschwätz, sondern äußern eine viel aufrichtigere, zärtlichere Aufmerksamkeit, die vom Herzen geht. Ich würde einen Mann von guten Sitten und Selbstbeherrschung, der unter hundert

---

würdigen Namen Bürger sich anzueignen, obgleich er ehedem nur den Gliedern der gallischen Städte zugehörte. Sie haben dadurch den Begriff entstellt, so daß man gar nichts mehr darunter begreift. Jemand, der viel Albernes gegen meine neue Heloise geschrieben hat, hat seinem Namen den Titel: Bürger von Paimbeuf beigesetzt und gemeint, sich einen außerordentlichen Witz mit mir gemacht zu haben. (Rousseau unterzeichnete sich immer als Bürger von Genf. Anm. d. Uebers.).

Wüstlingen in der Gesellschaft eines jungen Mädchen sich befindet, herausfinden. Urtheilt nun selbst, wie Emil mit seinem ganz ungewöhnlichen Temperamente und allen den Gründen, sich seiner zu bemeistern, sich darstellen muß. Ich glaube, daß er bei Frauenzimmern zuweilen schüchtern und verlegen sein wird; allein sicherlich wird ihnen diese Verlegenheit nicht mißfallen, und selbst die weniger schelmischen werden noch oft geschickt genug sein, ihre Lust daran zu haben und sie vermehren. Uebrigens wird seine Verlegenheit sich merklich nach den Umständen richten. Er wird zurückhaltender und ehrfurchtsvoller sein gegen Verheirathete, lebhafter und zärtlicher gegen Heirathsfähige. Den Gegenstand seiner Sehnsucht verliert er nicht aus den Augen und da, wo er am meisten an denselben erinnert wird, beweist er auch die größte Aufmerksamkeit.

Niemand wird aufmerksamer sein auf Alles, was durch die Einrichtungen der Natur und sogar durch die vernünftigen Institutionen der Gesellschaft besteht, als er; aber immer wird er den erstern den Vorzug vor letzteren geben; er wird Jemandem, der älter ist, mehr Respect bezeugen, als z. B. einem Raths-Beamten, der mit ihm in gleichem Alter ist. Da er nun gewöhnlich einer der jüngsten in der Gesellschaft, in welcher er sich befindet, sein wird, so wird er stets auch der bescheidenste sein, nicht aus Eitelkeit, demüthig zu erscheinen, sondern aus einem natürlichen auf Vernunft gegründeten Gefühle. Unbekannt ist ihm der impertinente Ton eines jungen Laffen, der, zur Unterhaltung der Gesellschaft, lauter spricht, als vernünftige Leute und der den Erfahrenen ins Wort fällt. Er, für seinen Theil, wird die Antwort nicht bestätigen, die ein alter Edelmann Ludwig XV. gab, als dieser ihn fragte, ob er seinem oder dem vergangenen Jahrhunderte den Vorzug gäbe: „Sire, ich habe meine Jugend in Ehrfurcht vor dem Alter zugebracht, nun muß ich mein Alter in Ehrfurcht vor Kindern zubringen.“

Emil hat eine zarte und empfindsame Seele, schätzt jedoch nichts nach der gewöhnlichen Taxe des Herkommens, obgleich er Andern gern gefällig ist, und wird sich darum wenig kümmern, ob er von ihnen besonders beachtet werde. Hieraus folgt, daß er mehr ergeben als höflich erscheinen wird, daß er nie ein gewisses hochfahrendes Air äußern wird, daß er mehr von einer Herzlichkeit als von tausend Lobsprüchen gerührt erscheinen wird. Aus eben dem Grunde wird er weder seine Manieren, noch sein Aeußeres vernachlässigen; er könnte vielleicht sogar auf seinen Anzug studiren, nicht, um als ein Mensch von Geschmack zu erscheinen, sondern um seine Gestalt angenehmer zu machen. Zu vergoldeter Verbrämung wird er seine Zuflucht nie nehmen, nie wird ein Zeichen von Reichthum seine Kleidung beflecken.

Man begreift, daß dies Alles von Seiten meiner kein Auskramen von Geboten fordert, sondern daß es einzig das Werk seiner frühern Erziehung ist. Man macht uns aus der Art, sich in der Welt zu bewegen, ein gewaltiges Mysterium, als wenn in dem Alter, wo man diesen Weltton annimmt, dies nicht etwas ganz natürliches wäre, als wenn man die ersten Vorschriften dazu wo anders als in einem ehrbaren Herzen zu suchen hätte! Die wahre Höflichkeit besteht darin, Wohlwollen gegen die Menschen zu beweisen, es zeigt sich aber dasselbe ganz ungesucht, sobald man nur welches hat. Nur für Leute, die es nicht haben, hat man sich genöthigt gesehen, die Kunst, Wohlwollen zu beweisen, in Regeln zu bringen.

„Die unglücklichste Wirkung der gewöhnlichen Höflichkeit ist, daß sie die Kunst lehrt, ohne wirkliche Tugend tugendhaft zu scheinen. Man impfe uns durch die Erziehung Humanität und Wohlthätigkeitssinn ein, und wir werden die Höflichkeit zugleich mit erwerben, oder vielmehr, ihrer gar nicht bedürfen."

„Besitzen wir auch nicht die Höflichkeit, die sich in einer gewis-

sen Grazie äußert, so besitzen wir doch die, welche den rechtschaffenen Mann und Bürger ankündigt; wir werden nicht nöthig haben, zur Falschheit unsre Zuflucht zu nehmen."

„Statt erfinderisch in der Kunst zu gefallen zu sein, wird das Gutsein schon ausreichen; statt falsch zu erscheinen, um den Schwächen Anderer zu schmeicheln, wird es hinreichen, nachsichtig zu sein."

„Diejenigen, gegen die man auf diese Weise sich beträgt, werden dadurch weder stolz gemacht, noch verdorben werden; sie werden dadurch vielmehr zur Dankbarkeit vermocht und gebessert werden."[35])

Mir scheint, wenn irgend eine Erziehung die Art von Höflichkeit hervorbringen muß, welche Herr Duclos hier verlangt, so ist es die, deren Grundzüge ich hier angegeben habe.

Indessen räume ich gern ein, daß, bei so abweichenden Grundsätzen, Emil nicht sein werde, wie Jedermann ist und Gott bewahre ihn dafür, je so zu werden. In allem aber, worin er von Andern verschieden ist, erscheint er weder unangenehm noch lächerlich. Das Abweichende wird zwar bemerkt werden, aber nicht lästig sein. Emil wird, wenn man will, als ein liebenswürdiger Fremder erscheinen. Anfänglich wird man ihm seine Sonderbarkeiten verzeihen und sagen: Er wird sich schon noch bilden. Im Verlaufe der Zeit wird man sich an seine Manieren gewöhnt haben und wenn man sieht, daß er sich nicht ändert, wird man ihm dennoch nachsehen und sagen: Er ist nun einmal so.

Er wird nicht als ein liebenswürdiger Mensch gefeiert werden, man wird ihn aber lieben, ohne zu wissen, warum. Niemand wird Aufhebens machen von seinem Geiste, und doch wird man ihn gern

35) **Considérations sur les moeurs de ce siècle, par M. Duclos, pag. 65.** (Betrachtungen über die Sitten unsers Jahrhunderts, v. Duclos.)

zum Schiedsrichter unter Leuten von Geist nehmen. Sein Geist wird klar sein und in gewissen Schranken sich bewegen, sein Verstand wird unbestochen, sein Urtheil gesund erscheinen. Da er nie nach neuen Ideen hascht, so wird er auch nie witzig sein können. Ich habe ihn bemerken lassen, daß alle heilsame, den Menschen wahrhaft nützliche Begriffe gleich von allem Anfange her bekannt gewesen sind, daß sie zu allen Zeiten ausschließlich das wahre Band der Gesellschaft geknüpft haben, daß für übersprudelnde Geister nichts übrig bleibt, als sich durch das Auffinden verderblicher und für das Menschengeschlecht kläglicher Ideen bemerkbar zu machen. Diese Manier, Bewunderung an sich zu reißen, berührt ihn also gar nicht. Er weiß, wo er das Glück seines Lebens zu suchen hat, wodurch er zum Glücke Anderer beitragen kann. Die Sphäre seiner Kenntnisse erstreckt sich bloß über das Brauchbare. Sein Weg ist schmal, doch genau bezeichnet. Da er nie versucht wird, ihn zu verlassen, verliert er sich unter denen, die ihm nachfolgen, er will sich weder verirren, noch hervorthun. Emil ist ein Mensch von gesundem Verstande, und will nichts anderes sein. Immerhin mag man ihn durch diesen Titel beschimpfen wollen, er wird sich durch denselben immer geehrt fühlen.

Zwar wird der Wunsch, zu gefallen, ihn nicht ganz gleichgültig gegen das Urtheil Anderer erscheinen lassen, er wird aber aus diesem Urtheil nur das annehmen, was sich unmittelbar auf seine Person bezieht, ohne sich viel um willkürliche Urtheile zu kümmern, die nur die Mode oder Vorurtheile als Richtschnur anerkennen. Er wird den Stolz besitzen, daß er Alles, was er thut, gut zu machen meint, sogar besser, als ein Anderer. Im Laufen wird er der Flüchtigste, im Ringen der Kräftigste, bei der Arbeit der Bewandertste, beim Spielen der Gewandteste sein wollen; gewiß aber keine Auszeichnung beanspruchen, die nicht klar am Tage liegt, keine, die erst durch das Urtheil Anderer bestätigt werden müßte; z. B. mehr

Geist zu haben, als ein Anderer, gewählter zu sprechen, verständiger zu sein 2c. Noch weniger aber wird er Auszeichnungen beanspruchen, die mit der Persönlichkeit gar nichts zu thun haben, z. B. von vornehmen Herkommen zu sein, für reicher zu gelten, mehr in Ansehn zu stehen, mehr berücksichtigt zu werden, durch größern Aufwand zu imponiren.

Er liebt die Menschen, weil sie seines Gleichen sind, und wird vorzüglich diejenigen lieben, die ihm am ähnlichsten erscheinen, denn er wird fühlen, daß er ein guter Mensch ist. Da er aus der Uebereinstimmung des Geschmacks am Sittlichen und allem, was mit einem sittlichen Charakter zusammenhängt, auf die obige Aehnlichkeit seine Schlüsse zieht, so wird es ihm sehr wohlthun, wenn man mit ihm übereinstimmt. Er wird nicht gerade zu sich sagen, ich freue mich, daß man mir beistimmt, wohl aber, ich freue mich, daß man das billigt, was ich Gutes gewirkt habe; ich freue mich, daß die Leute, die mich ehren, auch sich Ehre erwerben; so lange sie so gesund urtheilen, ist es süß, von ihnen geachtet zu werden.

Da er seinem Menschen-Studium jetzt die im Welt-Leben ausgesprochenen Sitten derselben unterlegt, wie er früher ihrer in der Geschichte gegebenen Leidenschaften sich dazu bediente, so wird er oft in den Fall kommen, darüber nachzudenken, was dem menschlichen Herzen schmeichelt oder was ihm zuwider ist. Hier erscheint er nun also als Philosoph über die Principien des Geschmacks und das ist das Studium, das seinen Jahren angemessen ist.

Je weiter man dringt, um zu ergründen, was der Geschmack ist, desto mehr verirrt man sich. Der Geschmack ist nichts Anderes, als das Vermögen, über das zu urtheilen, was der Menge gefällt oder mißfällt. Man gehe von dieser Definition ab, und man wird bald nicht mehr wissen, was Geschmack ist. Es folgt hieraus nicht, daß es mehr Leute von Geschmack als ohne Geschmack gäbe; denn

obgleich die Mehrzahl von Menschen über irgend einen Gegenstand richtig urtheilt, so gibt es doch wenig Leute, die über Alles so urtheilten, wie jene Mehrzahl, und mag auch in der allgemeinsten Einstimmung über den Geschmack der gute Geschmack zu finden sein, so haben doch nur wenig Menschen Geschmack, eben so wie es wenig schöne Personen gibt, obgleich in der Zusammenstellung der gewöhnlichsten Gesichtszüge die Schönheit besteht.

Man bemerke aber wohl, daß es sich hier nicht um das handelt, was man liebt, weil es uns nützlich ist, oder was man verabscheut, weil es uns nachtheilig ist. Der Geschmack äußert sich nur bei gleichgültigen Dingen, oder höchstens solchen, die zum Vergnügen dienen, nie aber bei unsern Bedürfnissen. Um über Bedürfnisse zu entscheiden, ist der Geschmack entbehrlich. Hier reicht das Verlangen darnach aus. Eben dies macht die reinen Urtheile des Geschmacks, nach meiner Meinung so schwer, so willkürlich. Denn außer dem Instinkte, der ihn bedingt, gewahrt man keinen weitern Entscheidungsgrund. Noch muß man aber die Gesetze des Geschmacks in moralischen Dingen von denen in physischen Dingen auseinander halten. In letzteren erscheinen die Grundsätze des Geschmacks durchaus als etwas Unerklärliches; denn wer will z. B. uns sagen, warum dieser Gesang schön, ein anderer nicht schön ist? Wer kann uns die Grundsätze angeben über die Auswahl in Farben? Wer kann uns angeben, warum das Oval bei Anlegung eines Rasenplatzes besser gefällt, als das Cirkelrunde, während das Runde bei Anlegung eines Wasserbecken dem Oval vorgezogen wird? Auch ist es wichtig, zu bemerken, daß alles, was mit Nachahmung zusammenhängt, in den Bereich des Moralischen gehört. [36]) So kann man

---

[36]) Dies ist in einem Versuche über den Ursprung der Sprachen dargethan worden, der sich in meinen gesammelten Schriften finden wird.

manches Schöne erklären, was etwas Physisches zu sein scheint, es aber in der That nicht ist. Ich setze noch hinzu, daß der Geschmack auch seine örtlichen Regeln habe, die ihn in tausend Fällen vom Clima, den Sitten, der Regierungsform und andern Einrichtungen abhängig machen; daß er auch durch Alter, Geschlecht, Charakter bedingt werde. In diesem Sinne spricht man dann, es lasse sich über den Geschmack nicht streiten.

Der Geschmack ist eine Naturgabe an alle Menschen. Nicht alle aber haben ihn im gleichen Maße, er entwickelt sich nicht bei allen in gleichem Grade und bei allen ist er, verschiedener Ursachen willen, der Veränderung unterworfen. Das Maß des Geschmacks, dessen man fähig ist, hängt von der Empfindsamkeit ab, die einem zu Theil geworden ist; sein Anbau und seine Form hängt von den Gesellschaften ab, in denen man gelebt hat. Erstlich muß man vielfach in Gesellschaften leben, um vielfache Vergleiche anstellen zu können. Zweitens müssen es Gesellschaften des Zeitvertreibs und der Muße sein, denn in denen, wo von Geschäften die Rede ist, beabsichtigt man nicht das Vergnügen, sondern den Nutzen. Drittens müssen es Gesellschaften sein, worin die Ungleichheit nicht gar zu groß ist, worin die Tyrannei des Herkommens nicht herrscht, wo man mehr Vergnügen als Eitelkeit vorfindet. Denn im entgegengesetzten Falle unterdrückt die Mode den Geschmack und man sucht nicht mehr das, was gefällt, sondern das, was auffällt.

In diesem letztern Falle ist dann der gute Geschmack keineswegs mehr der Geschmack der Menge. Warum? Weil das Object sich verrückt hat. Die Menge hat hier kein eignes Urtheil mehr, sie bindet sich an die Urtheile derer, die sie für gebildeter hält als sich, sie schenkt nicht dem, was gut ist, ihren Beifall, sondern dem, was Andere gut heißen. Man bewirke daher stets, daß Jeder sein eigenthümlich unabhängiges Gefühl äußere und immer wird dasjenige,

was an sich das Annehmlichste ist, auch das sein, was die meisten Stimmen hat.

In ihren Werken bringen die Menschen das Schöne nur durch Nachahmung hervor. Die wahren Muster des Geschmacks sammt und sonders finden sich in der Natur. Jemehr wir uns von dieser Meisterin entfernen, desto verunstalteter werden unsre Gemälde. Alsdann sind nur die Gegenstände, zu denen wir Neigung fühlen, unsre Modelle, die Schönheiten der Phantasie aber unterliegen der Laune und der Autorität und sind nichts weiter als Dinge, die denen gefallen, von welchen wir uns bestimmen lassen.

Diese unsere Autoritäten aber sind die Künstler, die Großen, die Reichen; diese selbst aber werden durch ihr Interesse oder durch ihre Eitelkeit geleitet. Einige wollen ihren Reichthum zur Schau bringen, andere suchen Vortheil davon, beide aber nach Mitteln zu neuem Aufwande. Dadurch entwickelt der gewaltige Luxus seine Herrschaft und der Geschmack wendet sich auf das, was schwer zu erhalten und kostbar ist. Nun ahmt das vermeintlich Schöne nicht mehr die Natur nach, im Gegentheil nur das gilt für schön, was der Natur zuwiderläuft. So sind denn Luxus und schlechter Geschmack unzertrennlich von einander. Ueberall, wo der Geschmack viel Aufwand erfordert, ist er verfehlt. Dies werde ich sogleich auseinander setzen.

Der Geschmack, gut oder schlecht, nimmt vorzüglich im Verkehr der beiden Geschlechter mit einander eine bestimmte Form an. Seine Ausbildung ist eine nothwendige Wirkung des Zweckes dieser Gesellschaften. Bewirkt jedoch der leichte Erwerb des Genusses eine Verminderung unsers Verlangens darnach, so muß der Geschmack ausarten. Und dies ist, wie mir es scheint, ein anderer, sehr triftiger Grund, warum der gute Geschmack von guten Sitten unzertrennlich ist.

In physischen Dingen, und den Sachen, wo den Sinnen ein Urtheil zusteht, befragt den Geschmack der Frauen um Rath. In moralischen Dingen aber und in denen, wo es mehr auf den Verstand ankommt, haltet euch an den Geschmack der Männer. Sind die Frauen, was sie sein sollen, so werden sie sich auf Dinge beschränken, die in ihren Bereich gehören und allezeit richtig urtheilen. Seitdem sie sich aber zu Schiedsrichtern in der Literatur aufgeworfen, seitdem sie sich haben einfallen lassen, Bücher zu kritisiren und mit aller Gewalt selbst welche zu machen, seitdem verstehen sie sich auf gar nichts mehr. Schriftsteller, welche über ihre Werke gelehrte Frauen befragen, können stets versichert sein, daß sie schlecht berathen werden. Ein Stutzer, welcher sie hinsichtlich seines Anzugs zu Rathe zieht, wird immer lächerlich gekleidet erscheinen. Ich werde bald Gelegenheit haben, von den wirklichen Talenten dieses Geschlechtes zu sprechen, so wie auch von der Art und Weise, diese Talente zu bilden und von den Dingen, über welche ihr Urtheil gehört werden muß.

Dies sind die ersten Betrachtungen, die ich zum Grunde legen werde, wenn ich mit meinem Emil über eine Materie sprechen werde, die ihm unter den Umständen, in welchen er sich befindet und bei der Untersuchung, womit er sich beschäftigt, nichts weniger als gleichgültig ist. Und wie sollte dies auch Jemandem etwas Gleichgültiges sein? Die Kenntniß dessen, was Menschen angenehm oder unangenehm sein kann, ist nicht bloß nöthig für den, welcher der Menschen bedarf, sondern noch weit mehr für den, welcher ihnen nützlich werden will. Es kommt sogar viel darauf an, ihnen zu gefallen, wenn man ihnen dienen will. Die Kunst eines guten Styls ist gar nichts Zweckloses, wenn man durch sie der Wahrheit Gehör verschaffen will.

Wäre mir, um den Geschmack meines Schülers zu bilden, die

Wahl gelassen zwischen einem Lande, wo die Geschmackscultur erst noch sich zu bilden beginnt, und zwischen einem Lande, wo der Geschmack bereits entartet ist, so würde ich die entgegengesetzte Ordnung der Dinge befolgen, ich würde damit beginnen, in letzterem zu leben und alsdann in ersteres mit ihm ziehen. Der Grund dieser Entscheidung ist, weil der Geschmack durch eine übertriebene Rücksicht gegen Dinge, die der große Haufe gar nicht kennt, verderbt wird. Diese Rücksichtnahme bringt den Geist auf Grübeleien, denn je mehr man die Gegenstände verfeinert, um desto mehr vermehren sie sich. Diese Verfeinerung macht das Gefühl zarter, aber auch weniger einstimmig. Es bildet sich alsdann ein so vielfacher Geschmack als es Köpfe gibt. Unter den Streitigkeiten um den Vorzug des einen vor dem andern erweitern sich die Einsichten und die Philosophie, und somit lernt man denken. Feine Beobachtungen können nur von Leuten, die weit herumgekommen sind, gemacht werden, denn es müssen denselben schon viele andere Beobachtungen vorausgegangen sein und Leute, die nicht an große Gesellschaften sich gewöhnt haben, wenden alle ihre Aufmerksamkeit nur auf sehr auffallende Dinge. Es gibt vielleicht gegenwärtig keinen andern gebildeten Ort auf der Erde, wo man im Allgemeinen einen schlechtern Geschmack hätte, als zu Paris. Dennoch aber ist diese Hauptstadt eine Schule des guten Geschmacks, und es erscheinen wenig durch ganz Europa werthgehaltene Bücher, deren Verfasser sich nicht zu Paris gebildet hätten. Wer aber meint, es sei hinreichend, diese Bücher zu lesen, der täuscht sich, man lernt weit mehr in dem Umgange mit ihren Verfassern, als aus deren Schriften; und auch selbst diese Autoren sind nicht diejenigen, von denen man am meisten lernt. Es ist vielmehr der Geist der Gesellschaften, der den denkenden Kopf weckt, der den Gesichtskreis erweitert, so viel dies nur möglich ist. Habt ihr nur einen Funken

von dieser Anlage, so lebt ein Jahr lang in Paris. Ihr werdet in Kurzem alles sein, was ihr werden könnt, oder werdet es nie zu etwas bringen.

Man kann auch an Orten denken lernen, wo ein schlechter Geschmack herrscht, nur darf man nicht auf die Art denken, wie jene, die einen schlechten Geschmack haben, obwohl dies freilich schwer ist, zumal wenn man lange mit ihnen umgeht. Man muß an ihrem Streben nur die Urtheilskraft üben, sich aber hüten, sie zu gebrauchen wie sie. Ich werde mich sehr in Acht nehmen, Emils Urtheil so zu verfeinern, daß es aufhörte, das seinige zu sein; und hat er einen so feinen Takt, daß er die Verschiedenheit im Geschmacke der Menschen fühlt und vergleicht, so werde ich ihn auf einfachere Gegenstände zurückführen, um durch sie seinem Geschmacke Festigkeit zu geben.

Ich werde sogar noch weiter ausholen, um ihm einen reinen und gesunden Geschmack zu bewahren. Im Gewühle der Zerstreuungen werde ich mich nützlich mit ihm unterhalten; werde mich dabei immer an Gegenstände halten, die ihm Vergnügen machen, werde Sorge tragen, sie ihm eben so angenehm, wie lehrreich zu machen. Dies ist nun die Epoche des Lesens und vornehmlich von Unterhaltungsschriften. Dies ist die Zeit, ihm den Gliederbau der Rede begreiflich werden zu lassen, ihn für alle Schönheiten der Beredsamkeit und des Ausdrucks empfänglich zu machen. Sprachen zu lernen um ihrer selbst willen, mag wenig bedeuten, der Nutzen davon ist nicht so groß als man glaubt; allein das Studium von Sprachen selbst führt auf eine allgemeine Sprach-Kunsttheorie. Man muß das Lateinische lernen, um das Französische verstehen zu lernen; man muß die eine studiren und mit der andern vergleichen, um die Regeln der Redekunst sich anzueignen.

Im Uebrigen gibt es eine gewisse Einfachheit des Geschmacks,

die sich des Herzens bemächtigt und sich nur in den Schriften der Alten vorfindet. In Prosa und in Poesie, in jedem Zweige der Literatur wird Emil die Alten wieder erkennen, so wie er sie in der Geschichte erkannt hat, voller Gehalt, voller Nüchternheit im Urtheile. Unsre Schriftsteller im Gegentheil sagen wenig und sprechen viel. Dadurch, daß sie uns ewig ihr Urtheil als Gesetz dictiren, geben sie uns nicht das Mittel an die Hand, unser Urtheil zu bilden. Der Unterschied zwischen dem Geschmacke jener und unserem läßt sich auf allen Denkmalen, sogar auf den Grabmälern herausfühlen. Unsre sind ganz bedeckt mit Lobeserhebungen, auf denen der Alten liest man nur Thaten.

Sta, viator, Heroem calcas. *)

Hätte ich diese Grabschrift auf einem antiken Monumente gefunden, so würde ich augenblicklich errathen haben, daß sie neuern Ursprungs wäre; denn nichts ist unter uns so gewöhnlich als die Helden. Aber bei den Alten waren sie selten. Anstatt zu sagen, daß der Mann ein Held gewesen sei, hätten sie vielmehr angegeben, was er gethan hat, sich diesen Namen zu verdienen. Vergleiche mit der Grabschrift dieses Helden die des weibischen Sardanapalus:

Ich baute Tarsus und Anchialus in einem Tage,
und bin nun todt.

Sprecht, welche sagt mehr? Unser Lapiderstyl mit seinem Schwulste taugt nur, Zwerge aufzublasen. Die Alten zeichneten die Menschen nach dem Leben, und man sah, daß es Menschen waren. Xenophon will das Gedächtniß einiger Krieger, die beim Rückzuge der Zehntausend umgekommen waren, in Ehren bewahren und

---

*) Verweile, Wanderer, du stehst auf einem Helden.

sagt: „Sie sind untadelig gestorben als Krieger und als Freunde.“ Das ist alles. Allein denkt einmal weiter nach, wie voll das Herz des Verfassers beim Aufzeichnen dieses kurzen und einfachen Lobspruches sein mußte. Unglücklich der, der davon nicht hingerissen wird!

Bei den Thermopylen las man folgende Worte auf einem Marmor eingegraben:

Wandrer, verkündige es zu Sparta, daß wir hier gefallen wären, seinen heil'gen Gesetzen unverbrüchlich gehorsam.

Daß die Academie der Inschriften diese Grabschrift nicht verfertigt hat, merkt man recht gut.

Wenn mein Zögling, der so wenig auf Worte gibt, nicht alsbald seine Aufmerksamkeit auf diesen Unterschied richtet, und wenn dies nicht Einfluß auf die Wahl seiner Lectüre hat, habe ich mich sehr geirrt. Hingerissen von der nämlichen Beredsamkeit des Demosthenes, wird er sagen, das ist ein Redner, wenn er aber den Cicero liest, wird er bemerken: das ist ein Advokat.

Ueberhaupt wird Emil mehr Geschmack an den Schriften der Alten finden, wie an den unsrigen, schon weil sie früher da waren, also der Natur näher standen und ihr Ingenium ein ihnen eigenthümliches war. Was auch La Motte und der Abbé Terrasson sagen mögen, es gibt keinen wirklichen Fortschritt der Vernunft bei dem menschlichen Geschlechte; denn was auf der einen Seite gewonnen wird, geht auf der andern Seite wieder verloren. Alle Geister gehen ja stets von einem und demselben Punkte aus; die Zeit, die wir anwenden, um uns Kenntniß von dem zu verschaffen, was Andere gedacht haben, geht ja für das Selbstdenken verloren und je mehr man fremde Einsichten erwirbt, desto weniger kräftigt sich der eigne Geist. Unsre Geister sind, wie unsre Arme, gewöhnt, alles

durch Werkzeuge, nichts unmittelbar zu verrichten. Fontenelle sagte, daß der ganze Streit über die Alten und Neuern sich um den Punkt drehe, ob die Bäume vormals größer gewesen wären, als gegenwärtig. Die Frage, ob die Landcultur Veränderung erlitten habe, aufzuwerfen, würde nicht so impertinent geklungen haben.

Nachdem ich meinen Emil bis zur Quelle der ächten Literatur geleitet habe, zeige ich ihm auch die Ausflüsse derselben in den Behältern unserer neuern Abschreiber, in Tageblättern, Uebersetzungen, Wörterbüchern. Er wirft einen Blick auf alle diese Dinge, um ihnen auf immer den Rücken zu kehren. Zu seiner Belustigung lasse ich ihm das Geschwätz der Academien anhören; ich lasse ihn bemerken, daß jeder Einzelne der Männer, aus denen sie bestehen, an sich allein mehr werth ist, als in der Körperschaft. Hieraus wird er von selbst den Schluß auf die Nützlichkeit aller dieser schönen Institute ziehen.

Ich führe ihn ins Theater, nicht um die Sitten, sondern um den Geschmack zu studiren; denn hier vor allem zeigt sich der Geschmack jedem, der nachzudenken gelernt hat. Kehre dich nicht an die gegebenen Regeln und an die Moral, werde ich zu ihm sagen, hier ist nicht der Ort, davon etwas zu lernen. Das Theater ist keine Schule der Wahrheit, es ist gemacht, den Menschen zu schmeicheln, sie zu unterhalten. In keiner andern Schule lernt man so gut die Kunst, den Menschen zu gefallen und das menschliche Herz einzunehmen. Das Studium des Theaters führt zur Poesie; beide haben einerlei Object. Hat er nur den geringsten Geschmack an der Dichtkunst, so wird er mit Vergnügen die Sprachen der Poeten, Griechisch, Lateinisch, Italienisch erlernen. Diese Studien werden ihm eine zwanglose Unterhaltung gewähren und darum um so größere Resultate herausstellen. In einem Alter und unter Umständen, wo das Herz sich mit so viel Wärme für alles

Schöne und Rührende interessirt, werden diese Studien etwas Köstliches für ihn sein. Denkt euch einerseits meinen Emil und ihm gegenüber ein Pennal von einem Gymnasium, während beide das vierte Buch der Aeneide, oder den Tibull, oder das Gastmahl des Platon lesen. Welch' ein Unterschied! Wie wird das Herz des einen bewegt bei Stellen, die den andern gar nicht rühren! O, geliebter Jüngling, halte an, höre auf zu lesen, ich sehe dich bewegt. Ich wünsche zwar, die Sprache der Liebe möge dich entzücken, aber sie soll dich nicht verleiten. Sei ein gemüthvoller, aber ein weiser Mann. Bist du nur eins von beiden, so bist du nichts. Mag er übrigens in den todten Sprachen, in den schönen Wissenschaften, in der Poesie bewandert werden oder nicht, es kommt nicht viel darauf an. Er wird eben so viel werth sein, wenn er von allem dem nichts weiß. Um all' diesen Tand handelt es sich bei der Erziehung nicht.

Meine hauptsächliche Absicht, wenn ich ihn jede Art von Schönheit fühlen und lieben lehre, ist darauf gerichtet, seine Neigungen und seinen Geschmack daran fest zu knüpfen, zu verhindern, daß seine natürlichen Triebe sich verwerfen, oder er einst in seiner Wohlhabenheit die Mittel seines Glücks finde, da er sie doch vielmehr in sich selbst finden muß. Ich habe an einem andern Orte bemerkt, der Geschmack sei die Kunst, sich auf Kleinigkeiten zu verstehen, und dies ist sehr wahr. Da aber die Annehmlichkeiten des Lebens von einem ganzen Gewebe solcher Kleinigkeiten abhängen, so ist eine solche Sorgfalt nichts weniger als unbedeutend. Durch diese Kleinigkeiten lernen wir das Leben mit Gütern bereichern, die für uns passen, und zwar in aller Wahrheit, die sie für uns haben können. Ich meine aber hier nicht moralische Güter, die von einer guten Disposition der Seele abhängen, sondern bloß das, was die

Sinnlichkeit, die reine Lust angeht, Meinung und Vorurtheil bei Seite gelassen.

Man erlaube mir, um meine Idee besser entwickeln zu können, daß ich den Emil einen Augenblick beiseit lassen darf, weil sein reines, unverdorbenes Herz Niemand als Regel dienen kann, und dafür im Gegentheil in mir selbst ein schlagenderes Beispiel zu geben, das den Sitten des Lesers näher liegt.

Es gibt Stände, welche die Natur umzuändern und die Menschen, sei es nun zum Guten oder zum Bösen, umzuschmelzen scheinen. Ein Wortheld wird tapfer im Regimente Navarra. Aber nicht bloß im Soldatenstande nimmt man den Geist der ganzen Körperschaft an, auch sind die Einwirkungen davon nicht immer auf das Gute gerichtet. Hundertmal habe ich mit Schaudern daran gedacht, wie ich fast unvermeidlich als Tyrann, als Menschenquäler, als Bedrücker des Volkes, als Widersacher meines Fürsten, als Feind jeder Humanität, jeder Billigkeit, ja jeder Art von Tugend dastehen würde, wenn ich das Unglück hätte, heute diese oder jene Anstellung in einem gewissen Lande zu bekleiden.

Eben so würde ich, wenn ich reich wäre, Alles angewendet haben, was man anwenden muß, um auf diesen Punkt zu kommen; würde also rücksichtslos und niedrig erscheinen, gefühlvoll und zärtlich nur gegen mich selbst sein, unbarmherzig und hart aber gegen alle Welt, würde mit Verachtung auf das Elend des Lumpenpacks herabblicken; denn mit keinem andern Namen würde ich die Dürftigen belegen, um in Vergessenheit zu bringen, daß ich ehedem auch in diese Classe gehörte. Endlich würde ich mein Vermögen zu einem Vergnügungsmittel machen, und mich ausschließlich damit beschäftigen; würde also gerade wie andere Leute sein.

Nur darin dürfte ich mich von Andern sehr unterscheiden, daß ich nicht sowohl stolz und eitel, als sinnlich und wollüstig erschiene,

daß ich mich mehr der Ueppigkeit als der Prahlerei in die Arme würfe. Ich würde sogar eine Art Scham fühlen, meinen Reichthum zu sehr zur Schau zu tragen, immer würde ich den Neider zu sehen meinen, den mein Stolz beugte, wie er seinem Nachbar ins Ohr flüstert: Siehe den Tropf dort, der in ewiger Angst schwebt, als solcher erkannt zu werden.

Aus der unerschöpflichen Fülle von Gütern, womit die Erde bedeckt ist, würde ich mir aussuchen, was mir gefiele und was ich mir am ersten und besten zueignen könnte. Deswegen würde ich mich meines Reichthums zuvörderst bedienen, mir Muße und Freiheit zu erwerben, zu welchen Gütern ich mir noch Gesundheit anzuschaffen bestrebt sein würde, wenn diese feil wäre. Da diese aber nur um den Preis der Mäßigkeit zu haben ist, ohne Gesundheit aber keine wahre Freude des Lebens Statt hat, so würde ich aus Sinnlichkeit mäßig werden.

Der Natur würde ich so nahe als möglich bleiben, um den Sinnen zu schmeicheln, die sie mir verliehen hat, fest überzeugt, daß ich um so viel mehr wirklichen Genuß haben würde, als sie von ihren Genüssen mir bietet. Bei der Wahl von Dingen, die die Nachahmung hervorruft, würde nur sie mir als Muster gelten; rücksichtlich meiner Gelüste würde sie überall den Vorzug haben, in Angelegenheiten des Geschmacks wäre sie beständig meine Rathgeberin; unter den Speisen würde ich stets nach denen greifen, bei deren Bereitung sie selbst das Meiste beiträgt, und welche durch die wenigsten Hände gehen, ehe sie auf die Tafel kommen. Verfälschungen aus Betrügerei würde ich vorbauen, dem Vergnügen würde ich entgegen kommen. Meine närrische und grobsinnliche Eßlust würde keinen Gastwirth bereichern, er würde mir nicht für mein schweres Gold ein X für ein U vormachen dürfen. Meine Tafel würde nicht mit kostbarem Unflath, mit weither gekommenen

Aesern besetzt erscheinen. Ich selbst würde alle meine Mühe aufwenden, um meiner Sinnlichkeit genug zu thun, weil diese Mühe selbst ein Vergnügen, eine Zugabe dessen ist, dem man entgegensieht. Wollte ich ein Essen genießen, das sich am Ende der Welt findet, so würde ich, wie Apicius, lieber dorthin reisen und es versuchen, als mir es kommen lassen, denn auch die ausgesuchtesten Leckerbissen ermangeln immer einer Würze, die man nicht mit ihnen kommen lassen kann und die kein Koch zu geben im Stande ist, nämlich der Luft des Himmelsstriches, der sie erzeugt.

Aus gleichem Grunde würde ich es nicht machen, wie viele, die sich nur da gefallen, wo sie nicht sind, welche darum die Jahreszeiten in beständigen Widerspruch mit sich selbst bringen, so wie die Climate in Widerspruch mit den Jahreszeiten; die den Sommer im Winter suchen, den Winter im Sommer, die in Italien Kälte, im Norden Hitze verlangen, ohne zu bedenken, daß sie die Strenge der Jahreszeiten, welche sie zu fliehen meinen, an Orten treffen, an denen man noch nicht gelernt hat, sich dagegen zu sichern. Ich dagegen würde da bleiben, wo ich gegen den Einfluß der Witterung mich decken könnte. Ich würde jeder Jahreszeit alle ihre Annehmlichkeiten, jedem Clima seine eigenthümlichen Reize zu entlocken suchen. Ich würde eine große Mannigfaltigkeit von Vergnügungen und Gewohnheiten entwickeln, die einander gar nicht ähnlich, aber immer naturgemäß sein würden. Den Sommer brächte ich in Neapel, den Winter in Petersburg zu. Jetzt athmete ich, hingestreckt in einer kühlen Grotte zu Tarent, den milden Zephyr ein, dann fände ich mich außer Athem und erschöpft von dem Vergnügen des Balls in dem glänzend erleuchteten Eispalaste.

Bei Besetzung meiner Tafel, bei Ausschmückung meines Zimmers würde ich durch sehr einfache Verzierungen den Wechsel der Jahreszeiten nachahmen, würde jeder alle ihre Annehmlichkeiten entlocken,

ohne der folgenden eine einzige voraus zu entziehen. Es erfordert Mühe, zeigt aber nicht von Geschmack, wenn man die Ordnung der Natur verrückt und ihr unfreiwillige Gaben abdringt, die sie ungern und mit Unsegen spendet und welche weder die gehörige Güte, noch den gehörigen Geschmack haben, auch weder dem Magen Nahrungsstoff zuführen, noch den Gaumen kitzeln können. Nichts ist geschmackloser als die Erstlinge. Nur mit ungemeinem Kostenaufwande bringt es der pariser Reiche mittelst seiner Oefen und Treibhäuser dahin, daß er das ganze Jahr über schlechte Gemüse und schlechte Früchte auf seiner Tafel findet. Hätte ich Kirschen, wenn es gefriert, und saftige Melonen in Mitten des Winters, mit welchem Vergnügen sollte ich sie genießen, da mein Gaumen kein Bedürfniß nach Feuchtigkeit und Erfrischung fühlt? Würde mir in der Hitze der Hundstage die harte Kastanie wohl etwas sehr Willkommnes sein? Würde ich sie, aus den Kohlenbecken kommend, der Johannisbeere, den Erdbeeren und allen den kühlenden Früchten, die das Land mir ohne alle weitere Umstände bietet, vorziehen können? Im Monat Januar sein Kamin mit erzwungenen Blumen, mit bleichen, geruchlosen Blumen besetzen, heißt nicht sowohl den Winter schmücken, als vielmehr, den Frühling berauben; heißt, sich das Vergnügen entziehen, im Walde das erste Veilchen zu suchen, die erste Knospe auszuspähen, und freudetrunken auszurufen: Sterbliche, ihr seid nicht verlassen, die Natur lebt noch!

Um gut bedient zu werden, würde ich wenig Dienerschaft miethen. Ich habe das schon einmal erwähnt, halte aber für gut, es noch einmal zu erwähnen. Ein Bürger erhält mehr wesentliche Dienste von seinem einzigen Diener, als ein Herzog von den zehn Herren, die ihn umgeben. Hundertmal schon, wenn mein Trinkglas bei Tische neben mir steht, so daß ich trinken kann, wenn mir es beliebt, habe ich daran gedacht, daß ich, wenn ich einen großen

Schenktisch hätte, erst zwanzig Mal nach Trinken begehren müßte, bevor ich meinen Durst stillen könnte. Alles was man durch Andere verrichtet, wird schlecht gethan, man mag es angreifen wie man will. Nie würde ich zu Kaufleuten schicken, sondern selbst gehen. Ich würde selbst gehen, damit meine Leute nicht eher als ich mit den Kaufleuten einig würden, damit ich besser auswählen könnte, damit ich nicht zuviel bezahlen müßte. Ich würde selbst gehen, um mir ein Vergnügen aus dem Einkaufe zu machen, um ein wenig mich umzusehen, was außer mir vorgeht. Das ist nicht bloß eine Erholung, sondern oft auch lehrreich. Endlich würde ich gehen, um zu gehen, und das ist immer auch Etwas. Wer gar zu viel sitzt, bekommt Langeweile, wenn man viel geht, langweilt man sich wenig. Ein Portier und Lakey sind gar zu schlechte Dolmetscher, ich möchte darum diese Leute nicht stets zwischen mir und der übrigen Welt haben, auch möchte ich nicht immer im rollenden Wagen fahren, gleichsam als fürchtete ich, angeredet zu werden. Die Pferde eines Mannes, der sich seiner Beine bedient, sind immer angespannt; sind sie müde oder krank, so weiß er das selbst am besten, braucht aber nie zu fürchten, daß er werde das Logis hüten müssen, weil sein Kutscher Pferdekrankheit vorwendete, um sich einen guten Tag zu machen. Unterwegs bringen ihn nicht tausend Hindernisse zur Verzweiflung, nöthigen ihn nicht, in dem Augenblicke zu halten, wo er fliegen möchte. Kurz, da Niemand uns so gut bedient, als wir uns selbst, so sollte man, und wäre man mächtiger als Alexander, reicher als Crösus, von Andern doch nur die Dienste annehmen, die man sich nicht selbst erweisen kann.

Ich wünschte keinen Pallast zu bewohnen; denn ich würde ja doch in demselben nur ein Zimmer bewohnen können; jedes gemeinschaftliche Zimmer gehört Niemandem an, und das Zimmer eines jeden meiner Leute wäre mir so fremd als ein Zimmer meines Nach-

bars. Die Orientalen, obwohl sie sich auf Sinnengenuß gut verstehen, haben doch nur einfache Wohnungen und Geräthe. Sie betrachten das Leben als eine Reise, und ihr Haus als eine Herberge. Diese Ansicht behagt uns anderen Reichen nicht, wir richten uns ein, als wollten wir ewig hier leben. Mich aber würde eine ganz verschiedene Ansicht doch zu dem obigen Benehmen nöthigen. Richtete ich mich nämlich mit einem so großen Aufwande an einem Orte ein, so würde es mir vorkommen, als verbannte ich mich von allen übrigen, als machte ich mich, so zu sagen, zu einem Gefangenen meines Palastes. Die Welt ist doch ein ganz leidlicher Palast, gehört nicht alles darin dem Reichen, wenn er es nur genießen will? **Ubi bene, ibi patria;***) das ist sein Wahlspruch; seine Hausgötter thronen da, wo das Geld alles vermag; sein Vaterland ist überall, wo sein Geldkasten hingelangen kann, so wie Philipp jede Festung für sein hielt, in welche ein mit Gold beladener Maulesel hineinzukommen vermochte.**) Warum sich hinter Mauern und Thüren verriegeln, als ob man nie wieder daraus hervorkommen wollte? Verjagt mich eine Seuche, ein Krieg, ein Aufstand von dem einen Orte, so ziehe ich an einen andern und finde, daß mein Haus dort schon eher angekommen ist, als ich. Wozu mir die Mühe nehmen und ein Haus bauen, da man in der ganzen Welt Häuser für mich baut? Warum, wenn es so drängt zu leben, den Genuß erst ins Weite hinaus vorbereiten, wo ich ihn heute finden kann? Unmöglich kann man sich ein angenehmes Loos bereiten, wenn man unaufhörlich in Widerspruch mit sich selbst geräth. So tadelte Empedok-

---

*) Wo es mir wohlgeht, da ist mein Vaterland.

**) Ein Fremder, der prächtig gekleidet war, wurde zu Athen befragt, wo er her wäre. Er gab zur Antwort: Ich bin reich. — Mir scheint dies sehr treffend geantwortet.

les die Agrigentiner, weil sie die Vergnügen häuften, als ob sie nur einen Tag zu leben hätten, und bauten, als würden sie ewig leben.

Was nützt mir übrigens eine so weitläufige Wohnung, da ich sie mit so Wenigem bevölkern, überhaupt nicht ausfüllen kann? Mein Hausgeräth würde ja so einfach sein wie mein Geschmack; ich würde weder eine Gemäldesammlung, noch eine Bibliothek haben, besonders wenn ich Lectüre liebte und ein Kenner von Gemälden wäre. Denn alsdann würde ich wissen, daß solche Sammlungen nie vollständig sind und daß die vorhandenen Lücken mehr Verdruß machen als wenn ich gar nichts hätte. Hier entsteht das Elend aus dem Ueberflusse; es gibt keinen Sammler, der diese Erfahrung nicht gemacht hätte. Wenn man Kenntnisse von dergleichen Dingen besitzt, so muß man gar keine Sammlung anlegen. Wenn man sich einer Sammlung für das eigne Bedürfniß gehörig zu bedienen weiß, so hat man keine, um sie Andern zu zeigen.

Das Spiel ist keine Belustigung für reiche Leute, es ist bloß ein Zufluchtsmittel für Unbeschäftigte; und meine Vergnügungen würden mir viel zu viel zu schaffen machen, als daß sie mir viel Zeit ließen, dieselbe so schlecht auszufüllen. Ich spiele durchaus nicht, auch da ich in der Einsamkeit lebe und arm bin, höchstens einmal eine Partie Schach, und das ist schon viel. Wäre ich reich, so würde ich noch weniger spielen und nur um niedrige Sätze, um Niemand mißvergnügt zu sehen, oder selbst es zu werden. Da beim Reichthume der Gewinn als Motiv des Spiels wegfällt, so kann nur ein verkrüppelter Geist in Spielwuth verfallen. Der Gewinn, den der Reiche im Spiele machen kann, berührt ihn allezeit weniger, als der Verlust; da nun die Einrichtung bei Spielen, die keine Hazardspiele sind, die glücklichen Erfolge ins Weite hinauszieht und so gemacht erscheint, daß im Allgemeinen mehr Nieten als Treffer vorhanden sind, so kann man, bei gesunder Vernunft,

nicht eben für ein Vergnügen eingenommen sein, wo man allerhand zu riskiren hat. Wessen Eitelkeit es schmeichelt, als Günstling des Glücks zu erscheinen, der kann diese Begünstigung in weit anziehendern Lagen suchen; auch zeigen sich diese Begünstigungen weit weniger in kleinen, als in großen Spielen. Geschmack am Spiele, eine Frucht des Geizes und der Langenweile, ergreift nur in einem leeren Geiste und Herzen Platz; ich aber, glaube ich, würde Gefühl und Kenntnisse genug haben, um eines solchen Lückenbüßers entbehren zu können. Selten findet man, daß Denker viel Gefallen am Spielen hätten, denn es unterbricht die Gewohnheit des Denkens oder leitet nur auf unfruchtbare Ideenverbindungen. Das ist auch eine der Wohlthaten, vielleicht sogar die einzige, welche der Geschmack an den Wissenschaften erzeugt, daß er nämlich diese schmutzige Leidenschaft einiger Maßen erstickt. Man wird sich lieber mit den Beweisen von der Nützlichkeit des Spieles beschäftigen wollen, als mit dem Spielen selbst. Ich meines Theils würde unter Spielern diese Nützlichkeit bestreiten, und würde mehr Vergnügen am Witzmachen über die Verlierer finden, als daran, ihnen ihr Geld abzugewinnen.

In meinem häuslichen Leben sowohl wie im Verkehre mit der Außenwelt würde ich immer als ein und derselbe erscheinen. Mein Wunsch wäre, daß mein Vermögen überall Behaglichkeit verbreitete, und die Ungleichheit nicht fühlen ließe. Das Flitterwesen des Putzes ist in tausendfacher Hinsicht etwas Unbequemes. Um unter Andern jede nur mögliche Freiheit zu behaupten, würde ich so gekleidet zu sein wünschen, daß ich unter allen Classen der Gesellschaft am Platze zu sein schiene und man mich von keinem unterschiede; daß ich ohne zu affectiren, ohne meine Persönlichkeit zu ändern in der Schenke als gemeiner Mann so gut wie im Palais-Royal als Gentleman auftreten könnte. Dadurch würde ich, mehr Herr meines Beneh-

mens, die Vergnügungen aller Stände stets in meinen Bereich ziehen. Es gibt, wie man sagt, Frauenspersonen, die ihre Thür den gestickten Manschetten verschließen, und nur Leute mit Spitzenmanschetten aufnehmen. Ich würde meine Zeit also anders wo verleben; wäre indessen eine solche Dame jung und hübsch, so würde ich mir zuweilen wohl auch Spitzenmanschetten zulegen, um allenfalls eine Nacht bei ihr zuzubringen.

Ein einziges Band würde meine Gesellschaften knüpfen, nämlich gegenseitige Zuneigung, Einstimmung des Geschmacks, wechselseitige Verträglichkeit der Charactere. Ich würde mich an sie hingeben, nicht als ein Reicher, sondern als ein Mensch; nie würde ich verstatten, daß der Reiz der Gesellschaft durch Eigennutz vergiftet würde. Hätte mein Ueberfluß auch nur etwas von Menschlichkeit in mir gelassen, so würden meine Dienste und meine Wohlthaten sich weit erstrecken. Aber eine Gesellschaft müßte ich um mich haben, nicht einen Hofstaat, Freunde und nicht Schutzgenossen. Ich würde nicht als der Patron, sondern als der Wirth meiner Gäste erscheinen. Unabhängigkeit und Gleichheit würden meinen Verbindungen die ganze Reinheit, das ganze Wohlwollen lassen, und wo weder Schuldigkeit noch Interesse ins Spiel kommen, da darf wohl das Vergnügen und die Freundschaft allein die Gesetze dictiren.

Einen Freund und eine Geliebte kann man nicht erkaufen. Eine Frau kann man bekommen, wenn man Geld hat; allein dafür wird man auch nie von ihr geliebt werden. Die Liebe kann man nicht bloß nicht erkaufen, sondern das Geld tödtet sie vielmehr. Wer zahlt, und wäre er der liebenswürdigste aller Männer, wird schon deswillen, weil er zahlt, nicht lange geliebt werden. Bald wird er für einen Andern zahlen, oder vielmehr dieser Andere wird mit seinem Gelde bezahlt werden. Und unter diesem Doppel-Verhältniß, das Eigennutz und Wollust, ohne Liebe, ohne Ehre und ohne

wahren Genuß geknüpft haben, geht das habsüchtige, untreue und elende Weib, behandelt von dem, welchem sie gibt, wie sie den Thoren behandelt, der ihr gibt, mit keinem von beiden eine reelle Verbindung ein. Es würde etwas sehr Angenehmes sein, freigebig gegen den Gegenstand seiner Liebe zu erscheinen, wenn nur nicht gleich ein Kauf daraus würde. Ich kenne ein einziges Mittel, diese Neigung gegen die Geliebte zu befriedigen, ohne dadurch die Liebe zu vernichten; man müßte nämlich ihr alles übergeben, und sich von ihr ernähren lassen. Freilich aber muß noch die Frau gefunden werden, mit welcher sich so etwas wagen ließe.

Derjenige, der bemerkte: ich besitze die Lais, ohne daß sie mich besitzt, sprach etwas ganz ohne Verstand. Ein Besitz, der nicht gegenseitig ist, ist gar nichts. Höchstens besitzt man auf diese Weise das Geschlecht, aber nicht die Person. Aber wozu da noch große Umstände machen, wenn man nicht auch das Sittliche der Liebe mit im Auge hat? Nichts ist ja so leicht zu erlangen, als dies. Ein Maulthiertreiber steht darum dem Glücke in dieser Hinsicht weit näher als der Millionair.

O könnte man die Inconsequenzen des Lasters immer gehörig enthüllen, wie weit würde man oft den Lasterhaften von seiner Berechnung abgekommen finden, wenn er das erlangt hat, was er begehrte. Was ist die rohe Begierde, die Unschuld zu morden, sich in einer jungen Person ein Schlechtopfer auszulesen, die man hätte schützen sollen und die nach diesem ersten Schritte unvermeidlich in den Abgrund des Elends rennt, aus dem sie nur durch den Tod erlöst wird? Ein viehisches Wesen, Eitelkeit, Tollheit, Irrthum, nichts weiter. Das Vergnügen selbst ist nichts Natürliches, es ist eine Sache der Einbildung und zwar der verächtlichsten Einbildung, weil sie mit Selbstverachtung gepaart ist. Ein solcher erscheint sich als der gemeinste Mensch, scheut darum die Vergleichung mit an=

dern und will dennoch als der erste angesehen sein, um weniger gehässig zu erscheinen. Man beobachte, ob diejenigen, die nach solchen eingebildeten Leckerbissen recht lüstern sind, sich als liebenswürdige junge Leute darstellen, ob sie würdig sind, daß man Wohlgefallen an ihnen habe und ob sie mehr Entschuldigung verdienten, wenn sie bedächtiger, umständlicher wären? Mit nichten! Bei angenehmem Aeußern, Verdiensten und Gefühlen fürchtet man die Erfahrungen seiner Geliebten gar wenig; mit einem zuversichtlichen Vertrauen spricht man zu ihr: Du kennst das Vergnügen schon. Nun gut. Aber was mein Herz dir bietet, kennst du noch nicht.

Freilich ein alter, in Wollust abgenutzter Satyr, ohne Anmuth, ohne Rückhalt, ohne Achtung, ohne den geringsten Anstrich von Ehrbarkeit, der unfähig, unwürdig ist, einem Weibe zu gefallen, welches bereits liebenswürdige Leute kennt, ein solcher glaubt dies Alles bei der jugendlichen Unschuld dadurch ersetzen zu können, daß er die Unerfahrenheit durch Ueberraschung besiegt, und die Sinnlichkeit zuerst hervorruft. Der Spitzpunkt seiner Hoffnung ist, unter Begünstigung der Neuheit Eindruck zu machen. Unbestritten ist dies das geheime Motiv seiner Berechnung. Doch er betrügt sich. Der Abscheu, den er erregt, ist etwas eben so Natürliches, als das Verlangen, das er hervorzurufen Willens ist. Auch in seiner tollen Erwartung täuscht er sich. Eben dieselbe Natur trägt Sorge, sich ihre Rechte wieder zu sichern. Jedes Mädchen, das sich verkauft, hat sich schon ergeben gehabt, und da sie sich nach Wahl hingegeben hatte, so kann sie Vergleichungen anstellen, die er zu fürchten hat. Er erkauft sich also ein nur eingebildetes Vergnügen und wird nach wie vor verabscheut.

Was mich anlangt, so gibt es, und wenn mich auch der Reichthum noch so sehr umgestaltete, einen Punkt, wo ich ganz gewiß unveränderlich erscheinen würde. Bliebe mir auch weder Sitte, noch

Tugend: einiger Geschmack, einiger Verstand, einiger Zartsinn wenigstens würden mir bleiben und diese würden mir bürgen, daß ich mit meinem Vermögen nicht wie ein Narr hinter eingebildeten Dingen herliefe, daß ich mein Geld und mein Leben nicht erschöpfte, um mich von Kindern an der Nase herumführen und auslachen zu lassen. Wäre ich jung, so würde ich die Vergnügen der Jugend suchen, ich würde sie aber, da ich den Gipfel der Lust begehrte, nicht als reicher Mann suchen. Bliebe ich, wie ich bin, so wäre dies etwas Andres. Ich würde mich weislich auf Vergnügungen meines Alters einschränken, würde den Neigungen folgen, die ich befriedigen könnte, diejenigen aber unterdrücken, die mir Pein verursachen würden. Ich würde meinen grauen Bart nicht dem Hohngelächter junger Mädchen Preis geben; würde es nicht ertragen, mit anzusehen, daß meine ihnen eckelhaften Liebkosungen ihr Herz umwendeten, ihnen auf meine Unkosten Stoff zu lächerlichen Erzählungen gäben, nicht ertragen, wenn ich mir denken müßte, wie sie eine Beschreibung von der Liebestrunkenheit des alten Affen machten, um sich dadurch zu entschädigen, daß sie dieselben aushalten mußten. Hätten übel bezähmte Gewohnheiten alte Wünsche in Bedürfnisse verwandelt, so würde ich diese vielleicht befriedigen, jedoch mit Beschämung, mit Erröthen vor mir selbst. Ich würde die Leidenschaften von dem Bedürfnisse trennen, würde mich so gut als möglich versorgen, und mich daran halten. Ein Geschäft würde ich aus meiner Schwäche nicht machen, würde vor allem nur einen einzigen Zeugen derselben haben wollen. Das menschliche Leben zählt noch andere Vergnügungen, wenn diese auszusetzen beginnen. Wenn man denen, welche fliehen, noch vergeblich nachjagt, so beraubt man sich auch derer, welche noch bleiben. Verändert euren Geschmack mit den Jahren, nehmt die Jahre so wenig von ihrem rechten Platze, als die Jahreszeiten. Man muß zu allen Zeiten

derselbe bleiben, nicht gegen die Natur ankämpfen. Diese vergeblichen Bemühungen nutzen das Leben ab, und behindern uns, dasselbe zu gebrauchen.

Der gemeine Mann langweilt sich nie, sein Leben verfließt in Thätigkeit. Sind auch seine Vergnügungen nicht mannigfaltig, so sind sie dafür auch selten. Die Menge der Werkeltage bewirkt, daß er an seinen wenigen Festtagen viel Vergnügen genießt. Die Abwechselung zwischen langer Arbeit und kurzer Lust ist die Würze der Vergnügungen dieses Standes. Den Reichen ist die Langeweile eine große Geißel. Im Schooße so vieler mit großen Kosten herbeigeschaffter Vergnügungen, inmitten von Leuten, die herbeieilen, ihnen gefällig zu sein, werden sie aufgelöst, todt gemacht von der Langenweile. Sie bringen ihr ganzes Leben damil zu, vor ihr zu fliehen und von ihr neu gepackt zu werden; sie schleppen sie wie ein Bleigewicht mit sich herum. Vorzüglich wissen die Frauen nicht, wie sie sich beschäftigen, wie sie sich amüsiren sollen, und werden von ihr unter dem Namen „Vapeurs" verzehrt. Sie wird für sie ein fürchterliches Uebel, denn sie nimmt ihnen zuweilen den Verstand, sogar das Leben. Ich kann versichern, daß ich kein kläglicheres Schicksal kenne, als das einer jungen Pariserin; ausgenommen das Loos des niedlichen Busenfreundes, der sich an sie attachirt, der sich sogar in eine müßige Frauensperson umwandelt, der sich um das Doppelte von seinem Stande entfernt und dem die Eitelkeit, der begünstigte Mensch zu sein, die Länge der allertraurigsten Tage, die nur je eine menschliche Creatur ertragen hat, erträglich macht.

Wohlstand, Moden, Gewohnheiten, vom Luxus und vornehmer Lebensweise erzeugt, pressen das Leben in eine höchst eckelhafte Einförmigkeit zusammen. Das Vergnügen, was man in den Augen Anderer haben möchte, geht für die Welt verloren; es taugt

weder für Andere, noch für uns selbst.[37] Nichts fürchtet die vulgäre Meinung in aller Hinsicht so sehr als das Sichlächerlichmachen; und doch geht ihr das Lächerliche stets zur Seite, tyrannisirt und bestraft sie. Allemal wird man durch über einen bestimmten Leisten geschlagene Formen lächerlich; wer Veränderung in seine Lebensart und seine Vergnügungen zu bringen versteht, verwischt heute den Eindruck, den er gestern gemacht hat. Er ist gleichsam eine Null in dem Gedächtniß der Leute, aber er genießt; denn er ist jederzeit und in jeder Hinsicht ganz er selbst. Nur in einer Hinsicht würde ich eine feste Form zeigen. Ich würde mich nämlich in jeder Lage des Lebens nur mit derselben und mit nichts andrem beschäftigen, würde jeden Tag für sich nehmen, also gleichsam ganz unabhängig von gestern und von morgen. So wie ich ein gemeiner Mann erscheinen würde unter dem Volke, so würde ich mich auf dem Lande als Bauer geriren, und wenn ich vom Ackerbaue spräche, sollte sich der Bauer nicht über mich moquiren können. Ich würde mir keine Stadt auf dem Lande erbauen, mitten in der Provinz nicht Tuillerien vor meine Wohnung hinsetzen. Am Abhange eines angenehmen, reichbeschatteten Hügels würde ich ein kleines Landhaus haben, weiß angestrichen mit grünen Laden, und obgleich ein Strohdach in jeder Jahreszeit das Beste wäre, so würde ich doch, des Hervorhebens willen, Ziegel, keinen Falls aber den traurigen

---

37) Zwei Modedamen haben sich, um glauben zu machen, daß sie in Vergnügen schwömmen, zum Gesetz gemacht, nie vor Morgens fünf Uhr zu Bett zu gehen. Im strengsten Winter bringen ihre Leute die Nacht auf der Straße zu, um sie zu erwarten und wissen sich kaum vor dem Erfrieren zu schützen. Eines Abends, oder vielmehr eines Morgens, tritt man in das Zimmer dieser beiden Frauen, wo die in Freuden Schwimmenden die Stunden vorüberrauschen ließen, ohne dessen gewahr zu werden und findet sie ganz allein, eine jede im Lehnstuhle schlafend.

Schiefer wählen, weil Ziegel ein saubreres und freundlicheres Ansehen haben, als das Stroh, weil man in meinem Lande die Häuser nicht anders deckt, und mir dies daher zuweilen die glückliche Zeit der Jugend zurückrufen würde. Meinen Hof würde ein Viehhof bilden, meinen Marstall ein Kuhstall, damit ich Milch bekäme, die ich sehr liebe. Mein Garten wäre ein Gemüsegarten, mein Park ein schöner Obstgarten, dem ähnlich, von welchem bald gesprochen werden wird. Die Früchte sollten den Spazierengehenden zu Diensten stehen und von meinem Gärtner weder gezählt, noch gebrochen werden. Nie würde meine Prachtliebe, die nicht ohne Berechnung ist, den Blicken stolze Spaliere bieten, die man kaum zu berühren wagen darf. Diese kleine Freigebigkeit würde mich übrigens wenig kosten, da ich meinen Aufenthalt in irgend einer entlegenen Provinz nehmen würde, wo man wenig Geld und viel Lebensmittel findet und wo Ueberfluß und Armuth herrschen.

Hier nun würde ich eine weniger zahlreiche, als ausgesuchte Gesellschaft sammeln, Freunde, die das Vergnügen lieben und sich darauf verstehen; Frauen, die sich von ihren Stühlen zu erheben und ländliche Spiele mitzumachen wissen, die zuweilen, statt der Nadel und Karten, die Angelschnur, die Leimruthe, den Heurechen und den Winzerkorb in die Hand nehmen. Hier sollte die Stadt mit allem ihren Wesen vergessen sein und auf dem Dorfe bäuerisch gelebt werden. Wir würden uns die mannigfachsten Vergnügungen geboten sehen, die uns jeden Abend verlegen machen würden, welche Wahl wir für morgen treffen sollten. Bewegung und Thätigkeit würden uns einen neuen Magen und einen neuen Gaumen geben. Alle Mahlzeiten würden Schmausereien sein, bei denen der Ueberfluß mehr behagen würde als die Leckerbissen. Fröhlichkeit, Landarbeiten, lustige Spiele sind die besten Köche von der Welt. Die feinen Ragouts sind eine Lächerlichkeit für Leute, die vom frühen Morgen

an im Athem sind. Rücksichtlich der Tafelbeschickung eben so wenig erkünstelte Ordnung als Eleganz. Der Speisesaal könnte aller Wege sein, im Garten, in einem Kahne, unter einem Baume; manchmal weit weg, an einer rieselnden Quelle, auf dem grünen und frischen Grase, unter Erlen- und Hasel-Büschen. Ein langer Zug fröhlicher Gäste würde unter Gesang herzutragen, was zum Schmause gehört. Zu Tisch und Stühlen diente der Rasen; die Einfassung der Quelle wäre der Schenktisch, den Nachtisch lieferten die Bäume. Die Gerichte würden ohne Ordnung aufgesetzt werden, der Appetit hübe alle Umstände auf. Jeder würde sich ohne weiteres zuerst selbst bedenken, und es daher auch in der Ordnung finden, wenn alle andern sich ebenfalls zuvörderst selbst versorgten. Aus dieser herzlichen und anständigen Vertraulichkeit, die nie in Grobheit, Falschheit, Zwang ausartete, würde ein scherzhafter Streit entstehen, der hundertmal reizender wäre, und die Herzen mehr fesseln würde, als die feinste Politur. Keine lästigen Diener würden unsre Reden behorchen, bei sich unsre Bewegungen bekritteln, nicht die Bissen uns mit neidischem Auge in den Mund zählen, oder sich kitzeln, uns auf das Trinken warten zu lassen und murren, wenn wir zu lange bei Tische säßen. Wir würden selbst unsre Diener sein, um unsre eignen Herrn sein zu können, jeder würde von allen bedient werden; die Stunden würden verfliegen, ohne gezählt zu werden; die Mahlzeit wäre die Ruhezeit und würde dauern so lange die Hitze des Tages anhielte. Wandelte ein Bauer vorüber, der mit dem Geräthe auf der Schulter wieder an seine Arbeit ginge, so würde ich sein Herz durch einen Scherz, durch ein Glas Wein erfreuen. Er würde sein Elend freudiger tragen und ich hätte das Vergnügen, mein Herz in Bewegung zu fühlen und zu mir ins Geheim sagen zu können: Ich bin doch noch ein Mensch.

Versammelte irgend ein ländliches Fest die Bewohner des Ortes, so wäre ich mit meiner Gesellschaft einer der ersten dort. Feierte man in meiner Nachbarschaft eine Hochzeit, — gesegneter vom Himmel, als die Hochzeiten der Städte — so würde man mich gewiß dazu laden, weil man wüßte, daß ich gern fröhlich wäre. Ich würde für diese guten Leute einige Geschenke mitbringen, so einfach, wie sie selbst, und die zur Feier etwas beitragen könnten, und dafür würde ich Güter von unschätzbarem Werthe eintauschen, Güter, welche meines Gleichen so wenig kennen, die Offenherzigkeit nämlich und das wahre Vergnügen. Fröhlich würde ich an dem Ende ihrer langen Tafel speisen, würde im Chore den Refrein von einem veralteten Bauernliede mit anstimmen, würde in ihrer Scheuer den Tanz mitmachen und zwar gemüthvoller als auf dem Opernsaale.

Bis hierher ist alles ganz charmant, wird man mir einwerfen, allein die Jagd? Heißt das auf dem Lande leben, wenn man nicht auch jagt? Ich verstehe. Ich wollte nichts als eine Meierei besitzen, aber ich hatte Unrecht. Ich nehme an, daß ich reich bin, ich muß also Vergnügen haben, die kein Anderer haben darf, Vergnügungen, welche vernichten. Das ist freilich etwas ganz Anderes. Ich muß Ländereien, Waldungen, Gehäge, Grundzinsen, herrschaftliche Vorrechte haben, vor allen aber gehören mir Weihrauch und Kirchengebete.

Sehr wohl! Aber dieses Gut wird Nachbarn haben, die auf ihre Rechte eifersüchtig und beflissen sind, die Rechte Anderer an sich zu reißen. Unsre Hegereiter werden einander in die Haare gerathen, vielleicht auch die Herren selbst. Da haben wir denn Streitigkeiten, Klagen, Feindschaft, mindestens Processe. Das ist schon sehr wenig Angenehmes. Meine Lehnsleute werden nicht eben mit viel Vergnügen zusehen, wenn meine Hasen ihre Feldfrüchte verzehren und meine Eber ihre Bohnen durchwühlen. Keiner wird zwar wagen,

die Feinde, die seine Arbeit zu Grunde richten, zu erlegen, er wird sie aber wenigstens von seinem Felde vertreiben wollen. Nachdem er also den Tag mit der Bestellung seines Feldes zugebracht hat, muß er die Nacht mit der Bewachung desselben hinbringen. Man wird sich mit Hunden, Trommeln, Hörnern, Schellen versehen, all' dieser Lärm wird mich im Schlafe stören. Ich werde ganz unwillkürlich an das Elend dieser armen Menschen denken, werde nicht umhin können, mir Vorwürfe zu machen. Hätte ich die Ehre, ein Fürst zu sein, so würde mich dies freilich alles gar nicht berühren; aber ich, ich Neugebackener, ich Neuling im Reichthume, ich werde noch ein wenig Bürgerliches an mir haben.

Das ist aber noch nicht Alles. Der Ueberfluß an Wild wird die Schützen in Versuchung führen. Bald werde ich Wilddiebe zu bestrafen haben; nun brauche ich Gefängnisse, Kerkermeister, Häscher, Galeeren. Das erscheint mir als etwas Grausames. Die Weiber dieser Unglücklichen werden kommen, meine Thüren belagern, mich mit ihrem Geheul belästigen, ich werde sie also wohl wegjagen, mißhandeln lassen müssen. Die armen Leute, die sich an meinem Wilde nicht vergriffen haben, denen dasselbe aber ihre Ernte verderbt hat, werden auch kommen und Klage führen. Einige werden also durch die Strafe elend werden, weil sie Wild erlegt haben, andere werden zu Grunde gerichtet erscheinen, weil sie es nicht gethan haben. Welch' eine traurige Alternative! Wo ich hinblicke, sehe ich Elend, wo ich hinhorche, vernehme ich Wehklagen. Das muß doch, nach meinem Dafürhalten, sehr stören in dem Vergnügen, die Rebhühner völkerweise, und die Hasen fast unter den Füßen todtschießen zu können.

Wollt ihr Vergnügungen ohne Verdrießlichkeiten daneben haben, so vermeidet dabei die Ausschließlichkeit. Jemehr ihr sie zu etwas den Menschen Gemeinschaftliches werden laßt, desto reiner werdet ihr sie stets genießen. Ich werde daher nicht alles thun, was ich ange-

führt habe, sondern meinem Geschmacke folgend nur das wählen, was den wenigsten Aufwand verursacht. Ich werde meinen ländlichen Aufenthalt da wählen, wo Jedem erlaubt ist zu jagen, wo ich diesen Zeitvertreib ohne Ungelegenheiten haben kann. Das Wild wird zwar seltener sein, aber es wird auch mehr Geschicklichkeit dazu gehören es aufzusuchen und darum wird das Vergnügen des Auffindens um so größer sein. Ich werde mich an das Herzklopfen erinnern, das mein Vater beim Fange des ersten Rebhuhns empfand, der unaussprechlichen Freude, als er den Hasen traf, den er den ganzen Tag über gesucht hatte. Ja, ich behaupte, daß er, allein mit seinem Hunde, bepackt mit Flinte, Jagdtasche, Pulverhorn und seiner kleinen Beute, des Abends, wenn er ermüdet und von den Dornen zerfetzt, heimkehrte, zufriedener mit seinem Tagewerke war, als alle eure faulen Jäger, die, auf guten Pferden, von zwanzig fertig gemachten Flinten bedient, nichts weiter thun, als daß sie eine um die andere nehmen, losdrücken und kunstlos, ruhmlos, ja ohne ordentlich schießen zu können, das rings um sie gehäufte Wild erlegen. Das Vergnügen wird darum also nicht geringer, wohl aber werden die Unannehmlichkeiten davon entfernt, wenn man keine Wildbahn zu hegen, keinen Wildfrevel zu bestrafen, keinen Unglücklichen zu quälen hat. Dies sind doch Gründe genug, dies vorzuziehen. Wie dem allen aber auch sei, man martert doch die Menschen nicht ohne Unterlaß, was einem doch auch einmal lästig werden muß. Die ewigen Verwünschungen des Volkes müssen über kurz oder lang den Wildpretbraten doch verbittern.

Noch einmal sei es gesagt, die Ausschließlichkeit der Vergnügungen ist der Tod des Vergnügens. Die wahren Vergnügungen sind diejenigen, die man mit dem Volke theilt; die, welche man für sich haben will, sind keine mehr. Wenn die Mauern, die ich um meinen Park herum aufführe, ein trübes Kloster aus demselben ma-

chen, so habe ich mit großen Kosten weiter nichts bezweckt, als daß ich mir das Vergnügen raubte, eine öffentliche Promenade in demselben zu sehen und bin nun genöthigt, dasselbe im Weiten zu suchen. Der Eigenthumsteufel vergiftet alles, was er berührt. Der Reiche will überall Herr sein, und befindet sich nicht wohl, wo er das nicht ist. Er sieht sich also genöthigt, immer vor sich selbst zu fliehen. Ich, für meinen Theil, werde im Reichthum handeln wie bei meiner Armuth. Ich bin schon gegenwärtig reicher durch das Besitzthum Anderer, als ich je durch mein eigenes werden kann, und eigne mir aus meiner Nachbarschaft Alles an, was mir beliebt. Kein Mensch, der ein entschiednerer Eroberer wäre als ich. Sogar von den Fürsten reiße ich etwas an mich. Ohne Unterschied mache ich mir es bequem, wo nur etwas offen steht und mir es gefällt. Ich gebe ihm einen Namen, aus dem einen mache ich meinen Park, aus dem andern meine Terrasse und bin somit Herr davon. Alsdann gehe ich ungescheut dort spazieren, besuche den Platz öfter, um mein Besitzthum zu behaupten. Ich benutze den Grund und Boden, indem ich darauf herumgehe, so viel es mir beliebt, und man wird mich nie überzeugen, daß der Titularherr dieses Grundstücks mehr Nutzen aus den Producten desselben ziehe, als ich. Will man mich durch Graben, durch Hecken incommodiren; ich mache mir nichts daraus. Ich nehme meinen Park auf die Schultern und trage ihn anders wohin. Es wird in der Umgegend nicht an Platz dazu fehlen, und ich werde meine Nachbarn lange bestehlen können, ehe mir ein Zufluchtsort fehlen wird.

Das ist ein kleiner Versuch über den aufrichtigen Geschmack in der Welt unserer Vergnügungen; das der Character, in dem man genießen soll. Alles Andere ist Täuschung, Chimäre, thörichte Eitelkeit. Wer sich von diesen Regeln entfernt, er sei so reich als er wolle, wird sein Gold nur auf dem Dünger vergeuden und den Werth des Lebens nie erkennen.

Ohne Zweifel wirft man mir ein, daß ja solche Vergnügungen Jedermann haben kann, und daß man nicht reich zu sein brauche, um derselben zu genießen. Gerade aber dies ist der Punkt, auf den ich nun kommen wollte. Man hat Vergnügen, sobald man es haben will. Die vorgefaßte Meinung allein erschwert alles, jagt die Glückseligkeit von uns und hundertmal leichter ist es, glücklich zu

sein, als es zu scheinen. Der Mann, welcher Geschmack hat und sich wirklich auf Lust versteht, braucht den Reichthum nicht. Es gnügt ihm, frei und sein eigner Herr zu sein. Wer sich der Gesundheit erfreut und dabei das Nothwendige besitzt, ist reich genug, sobald er aus seinem Herzen alle Güte verbannt, welche die vorgefaßte Meinung dafür erklärt. Das ist die aurea mediocritas, die goldne Mittelstraße des Horaz. Ihr Leute also mit schweren Geldkasten, bemüht euch um eine andere Verwendung eures Reichthums; denn hinsichtlich des Vergnügens taugt er zu gar nichts. Emil wird das Alles zwar nicht besser wissen, wie ich; da er aber ein reineres und gesunderes Herz hat, so wird er es noch tiefer empfinden und alle seine Beobachtungen in der Welt werden es ihm bestätigen.

Indem wir so die Zeit hinbringen, suchen wir Sophien und finden sie nicht. Es kam viel darauf an, daß wir nicht so eilig auf sie stießen und deswegen habe ich sie da gesucht, wo ich gewiß wußte, daß wir sie nicht finden würden. *)

Endlich jedoch drängt die Zeit. Wir müssen sie allen Ernstes suchen, damit sich Emil nicht eine schaffe, die er für Sophien annimmt, und seinen Irrthum dann nicht zu spät gewahr werde. Lebe darum wohl, Paris, du berühmte Stadt, du Stadt voller Geräusch, voller Dunst und Koth, in welcher die Weiber nicht mehr an Ehrbarkeit, die Männer nicht mehr an Tugend glauben. Lebe wohl, Paris! Wir suchen die Liebe, das Glück, die Unschuld; da werden wir uns nicht weit genug von dir wegwenden können.

---

*) Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Spr. Sal. 31, 10.

Ende des dritten Bandes.

Guß und Druck von Friedrich Nies in Leipzig.

Staatliche Bibliothek Passau

LeC

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Emile oder über die Erziehung

Bd.: 3

Leipzig (1844)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Le (b) 108-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342772-1